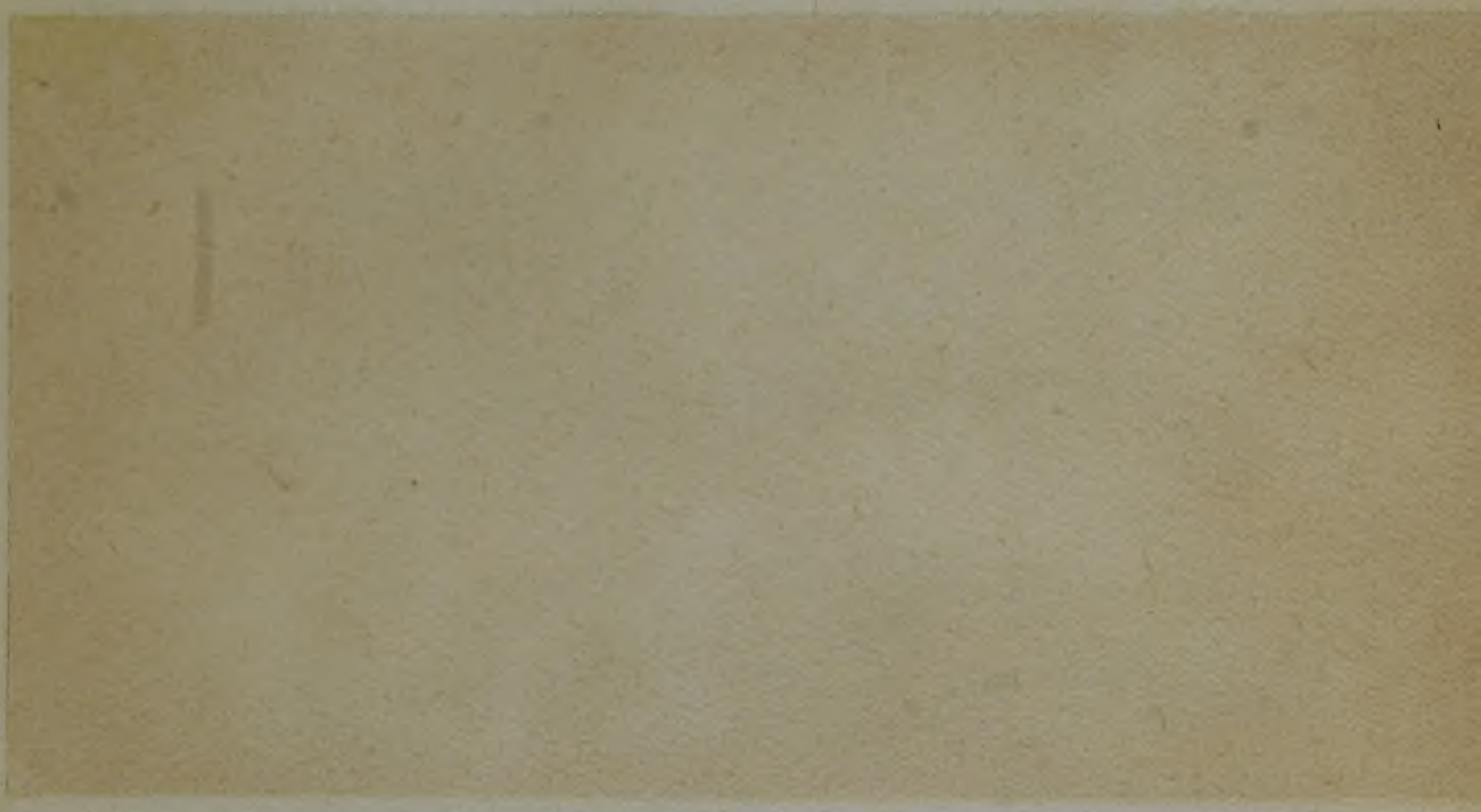
Valerius Brjussoff

Der feurige Engel

Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert



München 1910

Hyperion-Verlag Hans von Weber

H. Zschokke

Der feurige Engel

oder eine wahrhaftige Erzählung, in welcher berichtet wird von dem Teufel, der mehr denn einmal in Gestalt eines lichten Geistes einer Jungfrau erschienen ist und sie zu mannigfachen sündhaften Handlungen verleitet hat, von der gottwidrigen Beschäftigung mit der Magie, der Alchemie, der Astrologie, der Kabbalistik und Nekromantik, von der Verurteilung einer Jungfrau unter dem Vorsitze Seiner Eminenz des Erzbischofs von Trier, gleicherweise von den Begegnungen und Gesprächen mit dem Ritter und dreifachen Doktor Agrippa von Nettesheim und mit dem Doktor Faust; berichtet von einem Augenzeugen.

Die autorisierte Übersetzung dieser Erzählung besorgte Reinhold von Walter, den Druck die Offizin von Poeschel & Trepte, Leipzig, die Bindearbeiten A. Köllner in Leipzig. 25 Exemplare wurden auf Lumpenstoff abgezogen und in Ganzpergament gebunden.

Dritte Auflage

AMICO LECTORI

Vorwort des Verfassers /

in welchem von seinem Leben bis zu seiner Rückkehr in deutsche Lande gehandelt wird.

Ich glaube, ein jeder, der Gelegenheit hatte, Zeuge ungewöhnlicher und wenig verständlicher Begebenheiten zu sein, müßte sie wahrheitsgemäß und in unparteiischer Weise aufzeichnen. Aber nicht der Wunsch allein, an einem so schwierigen Werke mitzuwirken, wie es das Studium der Macht des Teufels und der ihm untertanen Gebiete ist, veranlaßt mich, diese jeglichen Schmuckes bare Erzählung all' des Wunderbaren, das ich im Laufe der letzten zwölf Monate erlebte, niederzuschreiben. Mich lockt es nicht minder, die Möglichkeit zu haben, auf diesen Seiten mein Herz zu enthüllen, wie in einer stummen Beichte, vor mir unbekannten Zuhörern, denn ich weiß keinen, an den ich meine traurigen Bekenntnisse richten könnte, und schwer fällt es jenem zu schweigen, der zu viel erleiden mußte. Damit du aber, geneigter Leser, sähest, wie weit du meiner arglosen Erzählung Glauben beimessen darfst, und wie weit ich selber im Stande war, alles vernünftig einzuschätzen, will ich mit wenigen Worten mein ganzes Schicksal berichten.

Vor allem muß ich bemerken, daß ich kein unerfahrener und zu Übertreibungen neigender Jüngling war, als ich dem Dunkeln und Geheimnisvollen in der Natur begegnete, denn ich hatte jene Grenze überschritten, die unser Leben in zwei Teile teilt. Zu Ende des Jahres 1504 nach Fleischwerdung des Wortes, am fünften Tage des

Februar, am Tage der Heiligen Agathe, an einem Mittwoch, — wurde ich in der Hochwalder Ebene, im Städtchen Losheim des Kurfürstentums Trier geboren. Mein Großvater war hier Barbier und Chirurgus gewesen, während mein Vater, der hierzu das Privilegium vom Kurfürsten erhalten hatte, sich als Arzt betätigte. Die Bürger des Ortes hatten seine Kunst stets hoch geschätzt, und vermutlich beanspruchen sie in Krankheitsfällen auch jetzt seine sorgsame Hilfe. Wir waren vier Kinder in der Familie, zwei Söhne, mich miteingerechnet, und zwei Töchter. Der älteste, Bruder Arnim, hatte zu Hause und auf Schulen das Handwerk des Vaters fleißig erlernt, und wurde von den Trierer Ärzten in ihre Zunft aufgenommen; die beiden Schwestern aber hatten gut geheiratet und lebten — Maria in Merzig, und Luise in Basel. Ich, der ich in der heiligen Taufe den Namen Ruprecht erhalten hatte, war der Jüngste in der Familie und noch ein Kind, als Bruder und Schwestern schon selbständig geworden waren.

Meine Erziehung konnte keineswegs eine treffliche genannt werden, obgleich ich heute, da ich im Leben die meiste Gelegenheit fand, mir die mannigfachsten Kenntnisse anzueignen, mich um nichts geringer einschätze, als jene, die sich eines zwei- und dreifachen Doktortitels rühmen. Mein Vater träumte davon, daß ich sein Nachfolger werden, und daß er mir, als ein reiches Erbe, Amt und Ansehen hinterlassen würde. Kaum war ich so weit, daß ich lesen, auf dem Abakus rechnen und die ersten Anfänge im Latein konnte, als

er mich schon in der Geheimkunde der Arzeneien unterwies, mich in die Aphorismen des Hippokrates und in das Werk Johannikios von Syrien einweihte. Aber von Jugend an war mir jede sitzende Beschäftigung, die nur Aufmerksamkeit und Geduld erforderte, zuwider. Nur die Beharrlichkeit des Vaters, der mit dem Eigensinn eines alten Mannes auf seinem Vorhaben bestand, und die ständigen Ermahnungen der Mutter, einer guten und bescheidenen Frau, konnten mich so weit bringen, daß ich in der Erlernung der angeführten Dinge einige Erfolge erzielte.

Mit vierzehn Jahren schickte mich mein Vater zur Fortsetzung meiner Studien in die Stadt Köln am Rhein zu seinem Jugendfreunde Ottfried Gerhard, denn er glaubte, mein Eifer würde zunehmen, wenn sich ihm der Wunsch gesellte, die Altersgenossen zu überflügeln. Allein die Universität dieser Stadt, in der die Dominikaner just ihre schmachvolle Fehde gegen Johann Reuchlin führten, war nicht dazu angetan, in mir eine besondere Lust für die Wissenschaften zu entfachen. Obgleich einige Änderungen stattgefunden hatten, gab es doch unter den Dozenten fast keine Anhänger der neuen Ideen unserer Zeit, und die theologische Fakultät ragte noch immer über die andern, wie ein Turm über Hütten. Man verlangte von mir, daß ich die Hexameter aus dem „Doktrinale" des Alexander auswendig kannte, und mich in die „Composita Verborum" vertiefte. Und wenn ich in den Jahren meines Aufenthalts an der Universität etliches gelernt habe, so verdanke ich dieses nicht etwa den Schulkollegien,

sondern den Vorträgen der verlumpten Wanderlehrer, die von Zeit zu Zeit auch in den Straßen Kölns erschienen.

Es wäre ungerecht, wenn ich mir jegliche Begabung absprechen wollte; da ich über ein gutes Gedächtnis und über ein rasches Auffassungsvermögen verfüge, so gelang es mir späterhin, bei Gelegenheit, ohne Mühe mich in die Betrachtungen der großen Denker des Altertums und der neueren Zeit zu vertiefen. Das, was ich Gelegenheit hatte, von den Abhandlungen des Nürnberger Mathematikers Bernhard Walther kennen zu lernen, oder was ich über die Entdeckungen und Systeme des Doktors Theophrastus Paracelsus hörte, vor allem aber über die anziehenden Betrachtungen des in Frauenburg lebenden Astronomen Nikolaus Kopernikus, gibt mir Grund zu der Annahme, daß die wohltuende Neubelebung, die in unserem glücklichen Jahrhundert die freien Künste und die Philosophie umformte, auch die übrigen Wissenschaften neugestalten wird. Einstweilen aber müssen sie einem jeden fremd bleiben, der sich dem Geiste nach als Zeitgenosse des großen Erasmus bekennt, als einen Wanderer im Tale der Menschlichkeit, valli humanitatis. Ich wenigstens konnte, weder unbewußt in den Jahren meiner Jugend, noch später nach gründlicher Überlegung als erwachsener Mann, nie jenes Wissen hoch einschätzen, das von der jungen Generation aus alten Büchern geschöpft und am Tatbestande der Wirklichkeit nicht nachgeprüft wird. Ich weiß mich darin eins mit dem flammenden Giovanni Pico Mirandola, dem Verfasser der glänzenden „Rede

über die Würde des Menschen", und verfluche „die Schulen, in denen sich die Leute damit beschäftigen, neue Worte zu erfinden".
Den Vorlesungen in der Universität blieb ich fern; mit um so größerer Leidenschaft aber stürzte ich mich in das freie Studentenleben. Nach der strengen Erziehung im elterlichen Hause waren die wilden Trinkgelage, und die Stunden im Vereine mit ausgelassenen Freunden, und das Kartenspiel, dessen wechselvolle Zufälle so sehr erregen, mein liebster Zeitvertreib. Bald hatte ich mich der vergnügtesten Lebensführung hingegeben, und tauchte unter im lärmenden Getriebe der Stadt, deren geschäftiges Hin und Her ein wesentliches Merkmal unserer Tage ist, und nur mit mißbilligendem Kopfschütteln von den Alten, die sich noch der stillen Zeiten unter dem guten Kaiser Friederich erinnern, angestaunt wird. Ganze Tage brachte ich damit zu, mit meinen Freunden nicht immer unschuldige Streiche zu verüben; aus den Trinkstuben gings in die Freudenhäuser; man sang Studentenlieder, raufte mit den Handwerkern, und schreckte nicht einmal davor zurück, ungemischten Branntwein zu trinken, was damals — nun sind es fünfzehn Jahre her — lange nicht so verbreitet war wie heute. Sogar die feuchten, dunklen Nächte und das Klirren der Ketten, mit denen die Straßen gesperrt wurden, konnten uns des öfteren nicht dazu veranlassen, uns zur Ruhe zu begeben.
Fast drei volle Winter war ich diesem Leben ergeben, bis meine Vergnügungen ein unglückliches Ende fanden. Mein noch unverdorbenes Herz entbrannte in

leidenschaftlicher Liebe zu unsrer Nachbarin, der schönen und kecken Frau eines Bäckermeisters; — ihre Wangen waren wie mit Rosenblättern bestreuter Schnee, ihre Lippen brannten wie sizilianische Korallen, und ihre Zähne waren wie Perlen aus Ceylon, — um mich der Sprache unserer Dichter zu bedienen. Sie war dem schlanken und in der Rede kühnen Jüngling nicht abhold, erwartete aber von mir jene kleinen Geschenke, für die, wie schon Ovidius Naso scharfsinnig bemerkte, sich eine jede Frau gerne hingibt. Das Geld, das mir mein Vater schickte, reichte nicht aus, um ihren liebenswürdigen Einfällen gerecht zu werden, und hier wurde ich, zusammen mit einem der wildesten meiner Kumpane, in eine höchst unangenehme Geschichte verwickelt, die nicht verborgen blieb, so daß nicht viel daran fehlte, daß man mich in das städtische Gefängnis sperrte. Nur dank der angestrengten Bemühungen Ottfried Gerhards, der sich der Zuneigung eines einflußreichen und bemerkenswert klugen Kanonikers, des Grafen Hermann von Neuenahr erfreute, wurde mir die gerichtliche Strafe erlassen, und ich meinen Eltern zur häuslichen Züchtigung überwiesen.

Es schien, damit hätten meine Lehrjahre ihr Ende erreicht, tatsächlich begann aber erst jetzt meine eigentliche Erziehung, der ich das Recht, mich einen vorgeschrittenen Menschen nennen zu dürfen verdanke. Ich war siebzehn Jahre alt, hatte nicht einmal den Grad eines Baccalaureus und lebte im Hause meiner Eltern als trauriger Müßiggänger, der von allen gemieden wurde, weil er seine Ehre befleckt hatte. Der Vater

bemühte sich, irgend eine Beschäftigung für mich ausfindig zu machen, und wollte mich zwingen, ihm beim Herstellen der Arzeneien behilflich zu sein, ich aber weigerte mich eigensinnig, dieser verhaßten Beschäftigung nachzugehen und ertrug lieber den Vorwurf, ein gefräßiger Lump zu sein. Dennoch fand ich in dem weltverlassenen Losheim einen treuen Freund, der mich sehr lieb gewann und mir auf den rechten Weg verhalf. Es war Friedrich, der Sohn unseres Apothekers, ein männlicher, sonderbarer Jüngling, nur um wenige Jahre älter als ich. Sein Vater hatte die Liebhaberei, Bücher, insonderheit die neuen, gedruckten, zu sammeln und einzubinden. Er gab jeden ersparten Groschen dafür aus, obwohl er selber nur selten las. Friedrich aber hatte sich von Jugend auf mit einer ihn ganz gefangen nehmenden Leidenschaft über die Bücher hergemacht, und er kannte keine größere Freude, als die ihm lieb gewordenen Seiten laut herzusagen. Dafür stand er in unserem Städtchen im Rufe eines Sonderlings oder eines gefährlichen Menschen, und so kam es, daß er ebenso vereinsamt lebte, wie ich. Ist es da Wunder zu nehmen, wenn wir uns, wie zwei Vögel in einem Käfig, fest aneinander schlossen. Immer, wenn ich nicht mit meiner Schleuder durch die Schluchten und Hänge der benachbarten Berge streifte, ging ich zu meinem Freunde in sein kleines Stübchen, — es lag zuoberst im Hause dicht unter den Dachschindeln, — und Stunde um Stunde verbrachten wir bei den dickleibigen Folianten älterer Zeiten und bei den schmalen Bändchen der zeitgenössischen Schriftsteller.

So war einer dem andern behilflich, und wir lasen, uns gemeinsam ergötzend oder scharf miteinander streitend, in den kühlen Tagen des Winters und in den sternklaren Sommernächten, alles was wir nur irgend in unsere Einsiedelei schaffen konnten, und verwandelten die Bodenkammer der Apotheke in eine Akademie. Ungeachtet, daß wir beide in der Grammatik des Johannes Zinten nicht fest waren, studierten wir doch eine ganze Reihe lateinischer Autoren, unter anderm auch solche, derer auf Universitäten weder in Disputen noch in Ordinarien Erwähnung geschieht. In den Werken der Dichter fanden wir ewig unübertreffliche Muster der Schönheit und des Geschmacks, — leuchtend leben sie bis zur Stunde in meinem Gedächtnis, — und in den Schöpfungen des göttlichen Plato blickten wir, von allem erschüttert, wenn auch nicht alles begreifend, in die tiefsten Tiefen menschlicher Weisheit. Aus den Werken unseres Jahrhunderts, die zwar weniger vollendet, unserem Verständnis aber näher lagen, lernten wir das erkennen, was unbewußt schon früher in unseren Herzen lebte und sie bewegte. Wir fanden unsere eignen, bis dahin freilich verworrenen Ansichten in dem unerschöpflich-erheiternden „Lob der Narrheit", in dem „Schwamm" (man kann sagen, was man will: es ist ein witziges und vornehmes Buch), in dem gewaltig-unerbittlichen „Triumph der Venus", und in den „Briefen der Dunkelmänner", die wir mehr als einmal von Anfang bis zu Ende lasen und denen, selbst im Altertum, vielleicht nur Lukian an die Seite gestellt werden kann.

Und doch lebten wir in jener Zeit, von der man heute zu sagen pflegt: wer mit 23 Jahren nicht starb, mit 24 nicht ertrank, und mit 25 nicht gemordet wurde, — muß Gott für das Wunder danken. Wir aber, die wir uns ganz der Unterhaltung mit den erlauchtesten Geistern widmeten, wurden kaum von den dunklen Stürmen der Zeit getroffen. Wir hatten nicht die geringste Teilnahme für des Ritters Franz von Sickingen Überfall auf Trier; zwar wird er von etlichen als der Freund der edelsten Männer gepriesen, er gehört aber nichtsdestoweniger zu den Leuten vom alten Schlage, zu den Raubrittern, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um die Reisenden zu berauben. Unser Erzbischof widersetzte sich erfolgreich dem Eindringling, und bewies, daß die Zeiten Florisels von Nikea in das Gebiet altväterischer Sage gehören. Und als zwei Jahre später die deutschen Länder, wie in satanischem Tanze, von den Bauernkriegen und Aufständen heimgesucht wurden, als in unserem Städtchen von nichts, als vom Ausgang dieser Aufstände die Rede war, ließen wir uns auch dadurch in unseren Beschäftigungen nicht stören. Wohl glaubte der Grübler Friedrich zu Anfang, dieser flammend-blutige Sturm könnte dazu beitragen, Recht und Gerechtigkeit in unserem Lande zu festigen, aber auch er überzeugte sich bald, daß von den noch zu wilden und urwüchsigen deutschen Bauern nichts zu erhoffen stand. Alles was geschah, bestätigte nur die bittren Worte eines Schriftstellers: rustica gens optima flens pessima gaudens. Grund zu einigen Meinungsverschiedenheiten gaben uns die ersten Gerüchte über Martin Luther, diesen

„unbezwingbaren Ketzer", auf dessen Seite schon damals viele souveräne Fürsten standen. Man versicherte, neun Zehntel Deutschlands riefe einmütig „gegrüßt sei Luther", und späterhin ging in Spanien die Rede, der Glaube wechsele bei uns wie das Wetter, und der Maikäfer schwirrte zwischen drei Kirchtürmen. Mir selber war der Streit über die „Gnade" und „Transsubstantiation" völlig gleichgiltig, und ich konnte es nie begreifen, daß Desiderius Erasmus, dieser einzigartige Genius, sich für mönchische Predigten interessierte. Mit den Besten meiner Zeit bekannte ich, daß der Glaube in den Tiefen des Herzens wurzelt, nicht aber in der äußeren Erscheinungsform, und gerade darum fand ich mich als Jüngling und später als reifer Mann auf das Beste zurecht, sowohl in Gesellschaft rechtgläubiger Katholiken, als der hitzigsten Lutheraner. Friedrich dagegen, der auf Schritt und Tritt vor den düstern Abgründen in der Religion zurückschreckte, fand in den, übrigens farbigen und der Kraft der Sprache nicht ermangelnden Schriften Luthers eine mir unerklärliche Offenbarung, — und unsre Dispute darüber arteten mitunter zu heftigem Zank aus.

Zu Beginn des Jahres 26, gleich nach dem heiligen Osterfeste, besuchte uns die Schwester Luise mit ihrem Mann. Das Zusammenleben mit ihr wurde mir ganz unleidlich, denn unermüdlich überschüttete sie mich mit Vorwürfen, ich, der Zwanzigjährige, wäre ein Joch auf den Schultern meines Vaters und ein Mühlstein über den Augen meiner Mutter. Zu jener Zeit nun warb der Ritter Georg von Frundsberg, der herr-

liche Sieger über die Franzosen, auf Befehl des Kaisers Rekruten in unsrer Gegend. Da kam es mir in den Sinn, ein freier Landsknecht zu werden, denn ich sah keine andere Möglichkeit, mein Leben, das wie das Wasser in einem Teiche zu sterben drohte, zu ändern. Friedrich aber wurde sehr traurig, denn er hatte gedacht, ich würde ein berühmter Schriftsteller werden, sintemal wir beide Versuche gemacht hatten, die uns liebsten Autoren nachzuahmen, — fand aber keine stichhaltigen Gründe, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Fest und beharrlich setzte ich meinem Vater auseinander, ich hätte das Kriegshandwerk erwählt, und das Schwert stünde mir besser an als die Lanzette. Er aber geriet, wie ich erwartet hatte, in großen Zorn und verbot es mir, dieser Sache nur nachzudenken, „denn", sagte er, „mein Lebtag habe ich der Menschen Leiber geheilt und will es nicht dulden, daß mein Sohn sie wieder zusammenschlägt". Weder mein Freund noch ich besaßen genügend Geld, um mir Waffen und Kleidung zu kaufen; daher beschloß ich, das Haus meiner Eltern heimlich zu verlassen. Ich glaube, es war in der Nacht auf den fünften Juni, als ich unbemerkt, mit 25 rheinischen Gulden im Beutel, das Haus verließ. Ich weiß es noch gut, wie mir Friedrich bis aufs freie Feld das Geleite gab, wie er mich — ach! zum letzten Male — umarmte; weinend stand er unter einer Silberweide, im Lichte des Mondes, bleich wie ein Toter.

An jenem Tage fühlte meine Seele den Schmerz der Trennung nicht, denn wie die Heiterkeit eines Maien-

morgens glänzte vor mir ein neues Leben. Ich war jung und stark, die Werber nahmen mich ohne Widerrede, und so gehörte ich zu Frundsbergs italienischem Heere. Jedermann wird es verstehen, daß die nun folgenden Tage mir nicht leicht wurden; man halte sich nur vor Augen, was eigentlich unsre Landsknechte sind: wilde, grobe, ungebildete Leute, die mit schreiendbunten Gewändern und mit dreister Rede prahlen, die nur danach trachten, so trunken als möglich zu sein und sich die reichste Beute zu sichern. Fast war es mir unerträglich, nach den, wie Nadeln, spitzen Scherzen Marcials oder den, wie der Flug eines Falken, hochreichenden Gedanken des Marsilio Ficcino, nun an den zügellosen Vergnügungen meiner neuen Kameraden teilnehmen zu müssen, und manchmal glaubte ich wirklich, mein Leben wäre ein drückendschwerer Alp. Indes konnten meine Vorgesetzten nicht umhin, zu bemerken, daß ich meinen Kameraden an Bildung und Umgangsformen überlegen war; da ich aber andrerseits gut mit der Arkebuse umzugehen wußte und vor keiner Arbeit zurückschreckte, — so wurde ich stets von den andern ausgezeichnet und man übertrug mir Obliegenheiten, die mir eher anstanden. Als Landsknecht machte ich den ganzen Feldzug nach Italien mit; in hartem Winter mußte ich durch das Schneegebirge, bis an den Hals im Wasser durchwatete ich die Flüsse, und wochenlang war unser Lager in zähem Schmutze aufgeschlagen. Ich war dabei, als am sechsten Mai des Jahres 27 die vereinigten spanischen und deutschen Heere im Sturme die Ewige

Stadt eroberten. Mit eignen Augen habe ich es gesehen, wie die vertierten Soldaten die Kirchen Roms plünderten, wie sie in Nonnenklöstern Notzucht trieben, wie sie auf päpstlichen Maultieren, mit Mitren behängt, durch die Straßen ritten, die Heiligen Sakramente und die Gebeine der Heiligen in den Tiber warfen, ein Konklav veranstalteten und Martinus Luther zum Papste ausriefen. Dann hielt ich mich etwa ein Jahr lang in den verschiedensten Städten Italiens auf und lernte das Leben in diesem wirklich aufgeklärten Lande kennen, das immerdar allen andern ein leuchtendes Vorbild bleiben wird. Hier fand ich auch Gelegenheit, die fesselnden Schöpfungen der zeitgenössischen Künstler kennen zu lernen, die uns — es sei denn mit Ausnahme des einzig dastehenden Albrecht Dürer — so weit voraus sind, — in Sonderheit die Werke: des ewig betrauerten Rafael d'Urbino, seines ebenbürtigen Gegners Sebastiano del Piombo, des jugendlichen, alles erfassenden Genius Benvenuto Cellini, dem wir übrigens Gelegenheit hatten, als Feind zu begegnen, und des die Schönheit der Formen ein wenig verachtenden, doch aber starken und eigenartigen Michel-Angelo Buonarotti.

Im Frühling des nächstfolgenden Jahres, als ich schon einigermaßen das Spanische beherrschte, wußte mich Don Miguel de Gamez in meiner Eigenschaft als Arzt an sich zu fesseln. Zusammen mit Don Miguel hatte ich Gelegenheit, nach Spanien zu reisen, denn er war dahin entsandt worden mit geheimen Briefen an unsern Kaiser, und diese Reise war bestimmend

für mein ganzes weiteres Schicksal. Den Hof trafen wir in der Stadt Toledo, und hier begegneten wir dem größten unsrer Zeitgenossen, dem — Hannibal, Scipio und andern Männern des Altertums zu vergleichenden — Helden Fernando Cortez, Marquis del Valje-Oachaki. Der Empfang, der dem stolzen Eroberer von Kaiserreichen zu Teil wurde, gleicherweise die Erzählungen jener, die aus diesem Lande, das von Amerigo Vespuggi so anziehend geschildert wurde, zurückkehrten, bestimmten mich, mein Glück in dem erfolglosen Abenteurern so viel versprechendem Gebiete zu versuchen. Ich gesellte mich zu einer freundschaftlichen Expedition, die von Deutschen, die sich in Sevilla niedergelassen hatten, veranstaltet wurde, und schiffte mich leichten Herzens ein, um den Ozean zu durchqueren.

Anfangs trat ich in West-Indien in den Dienst der Königlichen Audienzen, überzeugte mich aber bald, wie gewissenlos und unvernünftig sie ihre Angelegenheiten führten, wie ungerecht sie sich zu Verdienst und Befähigung des Einzelnen verhielten, und zog es darum vor, mich von jenen deutschen Kaufhäusern in Dienst nehmen zu lassen, die ihre Filialen in der Neuen Welt haben, vor allem die Welser, die Kupferbergwerke auf San Domingo besitzen, dann aber auch die Fugger, Ellinger, Kromberger, Tetzel. Im ganzen war ich an vier Expeditionen in dem Westen, Süden und Norden beteiligt; sie wurden ausgesandt, um neue Erzadern, Edelsteinfelder von Smaragden und Amethysten, und die Wälder, in denen das teure Holz wächst, aus-

zukundschaften: zweimal zog ich aus unter der Führung anderer, zweimal leitete ich selber eine Abteilung. So habe ich das ganze Land von Tschikaj bis zum Hafen Tumbez durchwandert, habe lange Monate unter den dunkelfarbigen Heiden gelebt, sah in den aus Balken gezimmerten Residenzen der Eingeborenen Reichtümer, an denen gemessen alle Schätze Europas nichts sind, und etliche Male entging ich fast auf wunderbare Weise dem mir drohenden Untergang. Auch starke seelische Erschütterungen blieben mir nicht erspart: ich liebte eine indianische Frau, die unter ihrer dunklen Haut ein anhängliches, leidenschaftliches Herz hatte, es ist indes nicht am Platze, hier näheres darüber zu erzählen. Kurz gesagt: wenn die stillen Tage, die ich zusammen mit Friedrich hinter den Büchern zubrachte, meinen Verstand gebildet hatten, so stählten diese bewegten Jahre der Wanderschaft über dem Feuer des Erleidens meinen Willen und gaben mir die für einen Mann wertvollste Eigenschaft: den Glauben an sich. Die Einbildung bei uns zu Hause ist natürlich falsch, als brauchte man sich jenseits des Ozeans nur zu bücken, um das Gold vom Boden aufzulesen, immerhin konnte ich mir im Verlaufe der fünf Jahre meines Aufenthalts in Amerika und West-Indien, dank meinem unermüdlichen Eifer und vom Glücke begünstigt, genügende Ersparnisse zurücklegen. Da wurde der Wunsch in mir rege, wieder nach Deutschland zurückzukehren, nicht um mich friedlich in unsrem, fast möchte ich sagen — eingeschlafenen Städtchen niederzulassen, sondern um ohne eitle Hintergedanken meinem Vater von

meinen Erfolgen zu erzählen, damit er mich nicht mehr für einen Nichtstuer hielte, der ihn bestohlen hätte. Auch muß ich gestehen, daß ich ein brennendes Heimweh — es kam mir selber unerwartet — nach den heimischen Bergen verspürte, in denen ich, wenn ich zornig gewesen war, mit meiner Schleuder herumgeirrt war, und daß ich es leidenschaftlich ersehnte, meine gute Mutter wiederzusehen und den verlassenen Freund, dem ich hoffte, ihn noch am Leben zu finden. Aber schon damals faßte ich den festen Entschluß, wieder nach Neu-Spanien, das ich für mein zweites Vaterland halte, zurückzukehren, wenn ich mein Heimatsstädtchen besucht und die Beziehungen zu meiner Familie wieder angeknüpft haben würde.

Mit dem beginnenden Frühjahr des vierunddreißigsten Jahres fuhr ich auf einem Schiff der Welser vom Hafen Villa Rica de la Vera Cruz ab und landete nach einer stürmischen, anstrengenden Fahrt im reichen Antwerpen. Einige Wochen brauchte ich, um mich der vielfach übernommenen Aufträge zu entledigen, und erst im August war es mir endlich möglich, die Wanderung ins Rheinland anzutreten. Hier aber beginnt meine eigentliche Erzählung.

DAS ERSTE KAPITEL

Wie ich zum ersten Male Renata traf / und wie sie mir ihr ganzes Leben erzählte.

Von den Niederlanden hatte ich die Absicht, den Landweg benutzend, über Köln zu reisen, denn ich wollte diese Stadt, in der ich so viele angenehme Stunden verbracht hatte, wiedersehen. Für dreißig spanische Eskudi kaufte ich mir ein wackres Roß, das mich und mein Gepäck ohne Mühe tragen konnte, suchte aber, aus Furcht vor Räubern, mir den Schein zu geben, ich wäre ein armer Seemann. Das bunte und verhältnismäßig kostbare Gewand, das ich im üppigen Brabant getragen hatte, vertauschte ich gegen einfache, dunkelbraune Matrosenkleidung und band mir die Pumphosen unter den Knieen zusammen. Nur von meinem langen, erprobten Degen trennte ich mich nicht, dem ich verließ mich auf ihn nicht minder, als auf die heilige Gertrud, die Schutz-Patronin aller derer, welche über Land reisen. Für die Reiseausgaben behielt ich mir eine kleine Summe Geldes in silbernen Joachimstalern zurück, meine Ersparnisse aber — lauter Goldpistolen — nähte ich in das Futter eines breiten Gurtes.

Nach fünf angenehmen Reisetagen, die ich in Begleitung zufälliger Reisegefährten verbrachte, denn ich ritt meines Weges ohne mich zu beeilen, setzte ich über die Maas und kam nach Wenlo. Ich muß gestehn, daß sich meiner eine eines Mannes nicht ganz würdige Aufregung bemächtigte, als ich in Ortschaften kam, wo ich zum ersten Male deutsche Trachten wieder-

sah und als mir die vertraute kecke Mutterſprache entgegenklang! Frühmorgens ritt ich von Wenlo aus und hoffte bis zum Abend in Neiß zu ſein; darum verabſchiedete ich mich in Firſen von meinen Gefährten, die nach Gladbach wollten, und ritt — nunmehr allein — auf dem Düſſeldorfer Wege weiter. Da ich es eilig hatte, trieb ich mein Pferd an, es ſtolperte aber und verletzte ſich den Knöchel an einem Stein; dieſes an ſich unbedeutende Ereignis hatte als einfache Urſache eine Reihe von merkwürdigen Geſchehniſſen zur Folge, die ich nach dieſem Tage erlebte. Aber ich habe ſchon längſt gemerkt, daß nur die nichtigen Zufälle die erſten Glieder in der Kette der ſchweren Prüfungen ſind, die das Leben unſichtbar und lautlos im Laufe der Zeit für uns ſchmiedet.
Auf dem lahmenden Pferde kam ich nur langſam vorwärts und war noch weit von der Stadt entfernt, als ein ſchwerer Nebel dem Graſe entſtieg und die graue Dämmerung das Sehen faſt unmöglich machte. Ich ritt durch einen dichten Buchenwald und überlegte beſorgt, wo ich in der mir ganz fremden Gegend übernachten ſollte, als ich plötzlich bei einer Biegung, in einer Lichtung, dicht am Wege ein ſchiefes Holzhäuschen erblickte, das einſam und als hätte es ſich verirrt daſtand. Die Türen waren feſt verrammelt und die tiefgelegenen Fenſter erinnerten eher an große Schießſcharten; unter dem Dachziegel hing aber an einer Schnur eine halbzerbrochene Flaſche, was bedeuten ſollte, dies Haus wäre eine Herberge; ich ritt heran und klopfte mit dem Degenknauf an den Fenſterladen. Mein entſchloſſenes

Klopfen und das wütende Gebell des Hofhundes veranlaßte die Wirtin, aus dem Fenster zu gucken; lange weigerte sie sich jedoch, mich einzulassen, und fragte mich aus, wer ich wäre und warum ich reiste. Ohne zu ahnen, welche Zukunft ich mir selber bereitete, erzwang ich es endlich, daß mir geöffnet wurde, während man mein Pferd in den Stall führte.

Über eine dunkle, zerbrechliche Stiege führte man mich in eine kleine Kammer im zweiten Stock; sie war niedrig und in der Breite unregelmäßig, wie etwa das Futteral einer Laute. Während man in Italien, selbst in den allerbilligsten Gasthöfen, auf ein weiches Bett, ein schmackhaftes Mahl und eine Flasche Wein rechnen kann, müssen bei uns die Reisenden — mit Ausnahme der Reichen, die auf ihren Maultieren ganze Ballen mit sich führen — mit einfachem Schwarzbrot, schlechtem Bier und einem Lager auf altem Stroh vorlieb nehmen. Erdrückend eng schien mir das erste Obdach in meiner Heimat zu sein, besonders im Vergleiche zu den saubern, wie blankpolierten Schlafzimmern in den kleinen Häusern jener niederländischen Kaufleute, bei denen ich, dank einiger Empfehlungsschreiben, Aufnahme gefunden hatte. Da ich mich aber während meiner beschwerlichen Reisen durch Anangnaqua an noch viel schlimmere Nächte gewöhnt hatte, so bedeckte ich mich mit meinem Ledermantel und war bemüht, sozusagen mit dem Kopf voran, einzuschlafen, hörte auch kaum, wie in dem Saale unter mir eine betrunkene Stimme ein neues Liedchen sang, dessen Worte mir dennoch im Gedächtnis blieben:

Ob dir eine Dirn gefehlt,
So schweig, hast du kein Geld.

Wie erstaunt wäre ich damals im Einschlafen gewesen, wenn mir irgend eine prophetische Stimme verkündet hätte, dies wäre der letzte Abend meines alten Lebens, und ihm würde ein neues Leben folgen! Mein Schicksal, das mich den Ozean hatte durchqueren lassen, hatte — so scheint es — die nötige Anzahl der Tage aufs genaueste eingestellt, und mich, wie zu einer längst vorher bestimmten Grenze, zu diesem von Stadt und Dörfern gleich entfernten Hause geführt, in dem meiner eine verhängnisvolle Begegnung wartete. Ein gelehrter Dominikanermönch hätte hierin sicherlich Gottes Fingerzeig gewittert; der eingefleischte Realist hätte Anlaß genommen, den verwickelten Zusammenhängen von Ursache und Wirkung, die sich nicht einmal den rotierenden Kreisen des Raimund Lullius anpassen wollen, nachzugrübeln; ich aber, wenn ich die tausend und abertausend Zufälligkeiten bedenke, die notwendig waren, damit ich gerade an jenem Abend auf dem Wege nach Neiß in dem ärmlichen Gasthofe übernachten mußte, — verliere gänzlich mein Unterscheidungsvermögen, um die gewöhnlichen und übernatürlichen Dinge, die miracula und naturam, auseinanderzuhalten. Nur glaube ich, daß meine erste Begegnung mit Renata mindestens ebenso wunderbar ist, wie alles Ungewöhnliche und Erschütternde, das wir später zusammen erlebten.

Mitternacht war wohl längst vorüber, als ich plötzlich erwachte, von etwas mir Unerwartetem geweckt. Von dem bläulich-silbernen Lichte des Mondes war

es im Zimmer recht hell, und ringsum war eine Stille, als wäre die Erde und die Himmel selber gestorben. Dann aber unterschied ich in dieser lautlosen Ruhe das Geflüster einer weiblichen Stimme und leise Aufschreie; sie kamen aus dem benachbarten Zimmer, das von dem meinen durch eine Bretterwand getrennt war. Obgleich ein beherzigenswertes spanisches Sprichwort behauptet, der Reisende hätte sich hinreichend um sein eigenes Fell zu bekümmern und keinerlei Veranlassung, den Rücken eines Fremden zu bemitleiden, und obgleich ich nie an übertriebener Empfindlichkeit gelitten habe, so nötigte mich doch der mir von Jugend auf eigne Hang zum Abenteuer, einem Frauenzimmer, das sich in Gefahr befand, beizustehen, und dazu glaubte ich, als ein Mann, der Jahre seines Lebens in Kämpfen zugebracht hat, das ritterliche Recht zu haben. Ich erhob mich von meinem Lager, lockerte den Degen in der Scheide und trat aus meinem Zimmer; in dem dunklen Gang, in dem ich mich nunmehr befand, war es nicht schwer, die Tür zu finden, hinter der sich die Stimme vernehmen ließ. Laut fragte ich, ob jemand des Schutzes bedürfe, und, als ich diese Worte ein zweites Mal, ohne eine Antwort zu erhalten, wiederholt hatte, stieß ich die Tür auf, daß der schwache Riegel zersprang, und trat über die Schwelle.

Damals sah ich Renata zum ersten Mal.

In einer ebenso unwirtlichen Kammer, wie die meine es war, vom Lichte des Mondes genügend erhellt, lehnte eine Frau an der Wand, halbangekleidet, mit aufgelöstem Haar, — und schüttelte sich vor Entsetzen.

Sonst war kein Mensch anwesend, denn alle Winkel und Ecken waren deutlich beleuchtet, und die Schatten am Boden scharf umrissen und klar; sie aber, als dränge jemand auf sie ein, streckte die Arme vor, wie um sich zu schützen. Und diese Bewegung war unglaublich fürchterlich, denn es war nicht möglich, etwas anderes zu denken, als daß ein unsichtbares Gespenst sie bedrohte. Als die Frau mich bemerkte, stürzte sie plötzlich, laut aufschreiend, auf mich zu, sank vor mir auf die Kniee, als wäre ich ein vom Himmel Entsandter, umfaßte mich krampfhaft, und sagte, nach Atem ringend:

„Endlich bist du gekommen, Ruprecht! Meine Kräfte verlassen mich!"

Nie zuvor hatte ich Renata getroffen, und wie ich sie, sah auch sie mich zum ersten Male, und doch rief sie mich so einfach bei meinem Namen, als wären wir von Kindheit an Freunde gewesen. Später ist es mir eingefallen, daß sie meinen Namen gehört haben konnte, als ich ihn der Wirtin der Herberge nannte, damals aber war ich aufs höchste erstaunt. Indes, dem Beispiele der Stoiker folgend, bemühte ich mich mein Erstaunen zu verbergen; ich berührte das mir fremde Frauenzimmer leicht an der Schulter, und fragte sie, ob es wirklich so wäre, daß eine Erscheinung sie verfolgte. Sie war aber zu erschöpft, um antworten zu können, und schluchzend, und lachend zeigte sie nur mit zitternder Hand auf eine Stelle, wo meine Augen nichts außer einem Mondstrahl sahen. Ich muß hier bekennen, daß das Ungewöhnliche der ganzen Situation

und das Bewußtsein der Nähe übermenschlicher Kräfte mein ganzes Wesen mit einem dumpfen Entsetzen, wie ich es auch in der frühesten Jugend nicht gekannt habe, erfüllte. Eher um die außer sich geratene Dame zu beruhigen, als weil ich selber daran geglaubt hätte, zog ich meinen Degen aus der Scheide, faßte ihn an der Klinge und machte einen kreuzartigen Ausfall, denn ich hatte gehört, daß man sich mit dieser Bewegung gegen die Angriffe einer bösen Nacht wirksam verteidigen könne. Die Frau aber zuckte zusammen wie im Todeskampf und fiel plötzlich zu Boden.
Ich hielt es nicht für anständig und ehrenvoll, jetzt zu entfliehen, obgleich ich nur zu bald begriff, daß ein böser Dämon in die Unglückliche gefahren war und sie auf das fürchterlichste peinigte. Nie bis zu jenem Tage hatte ich solche Zuckungen gesehn, und nie vermutet, daß der menschliche Körper zu solchen Verrenkungen fähig wäre. Vor meinen Augen reckte sich die Frau qualvoll gegen alle Gesetze der Natur so, daß Hals und Brust fest wie Holz und gestreckt wie ein Stecken blieben; oder sie beugte sich dermaßen vor, daß Haupt und Kinn die Zehen der Füße berührten, während die Adern am Halse unnatürlich anschwollen; oder, umgekehrt, sie warf sich ganz merkwürdig hinten über, daß ihr Hinterkopf zwischen die Schulterblätter auf dem Rücken zu liegen kam, während die Hüftknochen weit vorragten. Späterhin hatte ich etliche Mal Gelegenheit, Zeuge der Qualen zu sein, die Renata erdulden mußte, wenn die Dämonen über sie herfielen, heute aber erschütterte mich dieses Schau-

spiel durch seine mir ganz unglaubliche Neuheit. Wie zur Salzsäule erstarrt blickte ich auf die Qualen und Verrenkungen dieser unbekannten Frau; ich bewegte mich nicht von der Stelle und wußte auch nicht, wie ich ihr hätte helfen oder ihr Erleichterung schaffen können.

Allmählich hörte sie auf, mit dem Körper gegen den harten Bretterboden zu schlagen und die verzerrten Züge ihres Gesichtes wurden um einiges ruhiger; immer aber bog sie sich noch in Krämpfen und bedeckte sich mit ihren Händen, wie um sich vor einem Feinde zu schützen. Da glaubte ich, der Teufel wäre aus ihr gefahren und befände sich nicht mehr in ihrem Leibe. Ich zog sie an mich und sprach die Worte eines heiligen Gebetes, das mir gerade einfiel: Libera me, Domine, de morte aeterna. Unterdessen verschwand der Mond hinter den Wipfeln des Waldes, und in dem Maße, als die Morgendämmerung in das Zimmer drang, die Schatten von der Wand zum Fenster hin verteilend, kam auch sie, die in meinen Armen lag, zur Besinnung. Aber die Dunkelheit, gleichsam wie der kalte Tramontanawind der pyrenäischen Berge, wehte ihr entgegen und sie zitterte am ganzen Körper wie im Frost.

Ich fragte, ob die Erscheinung gewichen wäre.

Die Dame schlug die Augen auf; wie nach einer Ohnmacht irrten ihre Blicke durch das Zimmer und sie sagte: „Ja, er hat sich zerstreut, denn er hat gesehn, wie gut wir gegen ihn gerüstet waren. Gegen einen festen Willen kann er nicht aufkommen."

Das waren die zweiten Worte, die ich aus Renatas Munde hörte. Dann mußte sie weinen, schüttelte sich im Fieber, weinte so, daß ihr die Tränen unaufhörlich über die Wangen liefen — und meine Finger wurden ganz feucht von ihren Tränen. Ich sah, daß sie auf dem Boden nicht warm werden konnte, und, einigermaßen beruhigt, hob ich sie mühelos auf, denn sie war klein von Gestalt und schmächtig, und trug sie auf das nebenanstehende Bett. Ich bedeckte sie mit allem, was ich gerade im Zimmer finden konnte, und beruhigte sie mit freundlichen Worten.
Sie aber hörte nicht auf zu weinen; wieder bemächtigte sich ihrer eine neue Erregung; sie ergriff meine Hand und sagte:
„Jetzt, Ruprecht, muß ich dir mein ganzes Leben erzählen, denn du hast mich gerettet und sollst alles über mich erfahren."
Ich machte den Versuch, zu entgegnen, es wäre nicht die Stunde für solche Erzählungen, sie aber schien meine Worte garnicht zu hören, preßte meine Finger zwischen den ihren, blickte zur Seite und begann sehr schnell zu erzählen. Zu Anfang konnte ich fast nichts verstehen, so überraschend wechselten ihre Gedanken und so unerwartet waren ihre Übergänge von einem zum andern. Allmählich lernte ich es, die Grundströmung in dem unaufhaltsamen Fluß ihrer Rede zu unterscheiden und begriff, daß sie tatsächlich von sich selber sprach
Niemals später, auch nicht in den Tagen unsres allervertrautesten Zusammenseins, hat mir Renata mit

solcher Ausführlichkeit ihre Geschichte erzählt. Zwar verschwieg sie mir in dieser Nacht alles, was sich auf ihre Eltern und auf den Ort, wo sie ihre Kindheit zugebracht hatte, bezog und verheimlichte mir sogar, wovon ich mich in der Folge einwandfrei überzeugen mußte, einige der jüngsten Geschehnisse, oder gab ihnen doch eine unrichtige Deutung — ich weiß nicht, ob mit Absicht oder durch ihren krankhaften Zustand dazu veranlaßt. Doch lange Zeit wußte ich über Renata nur das wenige, was sie mir in dieser hitzigen Erzählung mitteilte; darum muß ich es hier ausführlich wiedergeben. Allein es dürfte mir nicht gelingen, ihre unordentliche, eilige und zusammenhangslose Art zu reden getreulich aufzuzeichnen, darum setze ich statt dessen meine eigene, zusammenhängende Erzählungsweise.

Nachdem Renata ihren Namen, den einzigen, den ich bis zur Stunde kenne, genannt und so flüchtig und verworren der ersten Jahre ihres Lebens gedacht hatte, daß ihre Worte meinem Gedächtnis wieder entschwunden sind, ging sie sogleich zu jenem Ereignis über, das sie selber als für sich verhängnisvoll bezeichnete.

Sie muß etwa acht Jahre gewesen sein, als ihr zum ersten Mal in ihrem Zimmer in einem Sonnenstrahl ein Engel erschien; er war wie aus Feuer, und trug ein schneeweißes Gewand. Sein Antlitz strahlte, seine Augen waren blau wie der Himmel und er hatte Locken wie lauter feingesponnene Goldfäden. Der Engel nannte sich Nadiel. Renata hatte sich keines-

wegs erschreckt und an jenem Tage spielte sie mit dem Engel Puppen. Dann war der Engel oft wiedergekommen — fast täglich; immer war er fröhlich und gut und das Mädchen gewann ihn lieber als alle Verwandten und Gespielinnen. Dank seiner unversiegbaren Erfindungsgabe wußte Madiel Renata mit Scherzen oder Erzählungen zu unterhalten und wenn sie betrübt war, so tröstete er sie freundlich. Bisweilen erschien Madiel mit seinen Gefährten; auch sie waren Engel — aber nicht feurige — gekleidet in purpurne oder violette Gewänder; doch waren sie weniger zärtlich. Madiel hatte es aufs strengste verboten, von seinen heimlichen Besuchen zu sprechen, und wenn Renata seine Forderung nicht erfüllte, so glaubte es ihr doch niemand; man sagte, sie verstelle sich oder dächte sich alles nur aus.

Nicht immer erschien Madiel in Gestalt eines Engels; besonders wenn Renata wenig Gelegenheit hatte, allein zu sein, kam er oft in andern Gestalten. So kam er im Sommer mehr als einmal als feuriger Schmetterling angeflogen mit weißen Flügeln und goldnen Fühlern; dann versteckte ihn Renata in ihren langen Haaren. Im Winter verwandelte sich der Engel manchmal in eine Spindel, damit das Mädchen ihn unzertrennlich mit sich tragen konnte. Und dann erkannte Renata ihren himmlischen Freund bald in einer gepflückten Blume oder in einer Kohle, die aus dem Kamin gesprungen war oder in einer geknackten Haselnuß. Zuweilen legte sich Madiel zu Renata ins Bett; er schmiegte sich an sie wie eine Katze und

verbrachte so die Zeit neben ihr bis zum Morgen. In solchen Nächten geschah es, daß der Engel Renata auf seinen Flügeln weit fort trug; er zeigte ihr fremde Städte, herrliche Dome oder sogar nichtirdische, strahlende Siedelungen, — doch wenn es Morgen wurde, war sie, ohne zu wissen wie, stets wieder in ihrem Bett.
Als Renata älter geworden war, verkündete ihr Nadiel, sie würde eine Heilige werden, wie Amalie von Lothringen, und deswegen sei er zu ihr entsandt worden. Er redete viel zu ihr über den Opfertod Jesu Christi, über den gebenedeiten Gehorsam der Jungfrau Maria, über die verborgenen Wege zu den versiegelten Toren des irdischen Paradieses, von der heiligen Agnes, die sich von ihrem frommen Lämmchen nicht trennt, von der heiligen Veronica, die ewig das Bild des Erlösers vor Augen trägt, und von vielen andern Personen und Dingen, die nur zu den frömmsten Betrachtungen anleiten konnten. Nach Renatas eignen Worten mußten ihre anfänglichen Zweifel, ob der geheimnisvolle Gast wirklich ein Bote des Himmels wäre, nach solchen Reden wie eine Rauchwolke zerstieben, denn ein Diener Satans hätte natürlich nicht die Menge heiliger Namen aussprechen können, ohne sich die heftigsten Qualen zu bereiten. Und Nadiel selber war Renata einmal als der Gekreuzigte Christus erschienen, und aus seinen feurigen, durchbohrten Händen strömte feurig-purpurnes Blut.
Der Engel ermahnte Renata eindringlich, das strenge Leben einer Streiterin Christi zu führen, nach Reinheit des Herzens und nach Erleuchtung des Geistes

zu ringen, und sie hielt die Fastentage ein, die von der heiligen Kirche bestimmt sind, ging jeden Tag zur Messe und betete viel für sich in ihrem Kämmerlein vor dem Kruzifix. Oft nötigte Madiel Renata, sich harten Prüfungen zu unterziehen: unbekleidet ging sie in die Kälte, sie hungerte und trank tagelang keinen Tropfen, sie peitschte ihre Schenkel mit verknoteten Geißeln oder verwundete ihre Brüste mit scharfen Gegenständen. Ganze Nächte lang brachte sie auf den Knieen zu, während Madiel ihr zur Seite stand und die Ermattete aufrichtete, wie der Engel den Heiland im Garten Gethsemane. Auf ihre dringende Bitte berührte Madiel ihre Hände, und auf ihren Handflächen zeigten sich die Stigmata, gleichsam Symbole für die Kreuzesschmerzen des Heilandes; sie aber verbarg diese Wunden geflissentlich vor aller Augen. In jenen Tagen ward Renata, dank der göttlichen Hilfe, die Gabe der Wunderverrichtung zu teil und sie heilte viele, wie einst der allerheiligste König von Frankreich, nur durch die Berührung mit ihren Händen, so daß sie in der ganzen Gegend im Rufe einer Gott wohlgefälligen Jungfrau stand.

Als sie älter wurde und sah, daß ihre Altersgenossinnen Verlobte oder Liebhaber hatten, richtete sie an ihren Engel die eindringliche Bitte, er möge sich ihr auch körperlich zu eigen geben, denn, nach seinen eignen Worten, wäre die Liebe das höchste, und wie konnte es sündhaft sein, wenn sich Liebende so eng als möglich miteinander verbänden? Madiel wurde tieftraurig, als ihm Renata von ihren leidenschaftlichen Wünschen

sprach; sein Antlitz — so erzählte sie — wurde bei ihren Worten brennend wie glühende Asche, wie die Sonne, die man durch dichte Nebelschwaden sieht. Er verbot es Renata auf das strengste, an die Lüste des Fleisches nur zu denken; er erinnerte sie an die unermeßliche Glückseligkeit der gerechten Seelen im Paradiese; keiner käme hin, der nicht den Versuchungen des Fleisches widerstanden hätte. Da Renata es nicht wagen durfte, offenkundig bei ihren Wünschen zu beharren, so beschloß sie, durch List ihr Ziel zu erreichen. Wie in den Tagen der Kindheit, bat sie Nadiel eine Nacht bei ihr im Bette zuzubringen; sie umarmte ihn, ließ ihn nicht aus den Armen und war mit allen Mitteln bestrebt, eine Vereinigung zu erzwingen. Der Engel aber wurde von gewaltigem Zorne erfüllt; er verwandelte sich in eine Feuersäule, versengte Renatas Schultern und Haare und entschwand.

Lange Zeit erschien ihr der Engel nicht mehr und Renata wurde von großer Traurigkeit befallen, denn sie liebte Nadiel mehr als alle Menschen, mehr als alle körperlosen Wesen, mehr als Gott den Herrn selber. Tag und Nacht weinte sie und setzte alle Welt in Erstaunen durch ihre unstillbare Verzweiflung; stundenlang lag sie wie eine Tote da, sie rannte mit dem Kopf gegen die Wände und suchte sogar freiwillig zu sterben, denn sie dachte, sie würde im jenseitigen Leben, wenn auch nur für einen Augenblick, ihren Geliebten sehn. Unablässig flehte sie zu Nadiel und beschwor ihn, zurückzukehren; sie versprach feierlich, in allen Stücken seine heiligen Entschlüsse zu be-

folgen, alles um den Preis, seine Nähe wieder zu spüren. Endlich, als sie ihre Kräfte zu verlassen drohten, erschien ihr Madiel in einem Traumgesicht und sprach: „Da du mit mir körperliche Gemeinschaft wünschst, so werde ich dir in Gestalt eines Menschen erscheinen. Warte auf mich sieben Wochen und sieben Tage."

Annähernd zwei Monate nach diesem Gesichte lernte Renata einen jungen Grafen aus Österreich kennen, der in ihre Gegend gekommen war. Er pflegte sich weiß zu kleiden, seine Augen waren blau, seine Haare wie feingesponnene Goldfäden, und Renata erkannte sogleich: dies war Madiel. Der Ankömmling wollte es aber nicht zeigen, daß sie einander kannten, und nannte sich Graf Heinrich von Otterheim. Mit allen Mitteln bemühte sich Renata, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, ja sie verschmähte nicht einmal die Anwendung von zauberischen Mitteln und von Liebeskräutern. Es ist unbekannt, ob diese unwürdigen Mittel geholfen haben oder ob der Graf selber Renata suchte — jedenfalls erklärte er ihr seine herzliche Liebe und verlangte von ihr, sie solle heimlich zusammen mit ihm aus ihrem Elternhause entfliehen. Renata schwankte keinen Augenblick, und eines Nachts entführte sie der Graf und lebte mit ihr zusammen — so sagte sie — in seinem Stammschloß am Ufer der Donau.

Im Schloß des Grafen blieb Renata zwei Jahre und in dieser Zeit waren sie so glücklich miteinander, wie niemand auf der Welt nach dem Sündenfalle

unsres Urvaters im Paradiese. Ihr Leben war stets der Welt der Engel und Dämonen nahe, und sie wollten ein großes Werk verrichten, das allen Menschen auf Erden das Glück bringen sollte. Nur eins bekümmerte Renata: Heinrich wollte um keinen Preis bekennen, daß er Nadiel und ein Engel wäre und beteuerte hartnäckig, er wäre ein getreuer Untertan des Herzogs Ferdinand. Allein, zu Ende des zweiten Jahres ihres gemeinsamen Lebens erfaßten dunkle Gedanken Heinrichs Herz; er wurde traurig, finster, bekümmert und eines Nachts, ganz unerwartet, ohne jemand zu benachrichtigen, verließ er sein Schloß und verschwand, unbekannt wohin. Renata wartete auf ihn etliche Wochen; aber ohne ihren Beschützer verstand sie es nicht, sich gegen die Überfälle der bösen Geister zu wehren, und diese quälten sie unnachsichtlich. Da sie ferner im Schlosse, dessen Herrin sie nicht war, nicht länger bleiben wollte, beschloß sie, es zu verlassen und zu ihren Eltern heimzukehren. Auch unterwegs ließen ihr die feindlichen Mächte keine Ruhe, sie verfolgten sie auf freiem Felde und wenn sie sich zur Ruhe legte, aber gleichzeitig schützten sie allerorts ihre guten Schutzgeister und benachrichtigten sie, sie würde bald den Ritter Ruprecht treffen und er würde der wirkliche Beschützer ihres Lebens sein.
So erzählte Renata, und ich glaube, ihre Erzählung dauerte länger als eine Stunde, obgleich ich hier alles viel kürzer wiedergegeben habe. Sie sprach ohne mich anzusehn, ohne eine Entgegnung oder ein Einverständnis zu erwarten, als beichtete sie vor einem un-

sichtbaren Besichtiger. Wenn sie von jenen Erlebnissen sprach, die sie ohne Zweifel auf das heftigste erschüttert hatten, oder jene Dinge berichtete, die vielen anstößig erschienen wären, und die zu verschweigen die meisten Frauen vorgezogen hätten, — zeigte sich bei ihr weder Erregung noch Schamgefühl. Ich muß bemerken, daß mir die erste Hälfte von Renatas Bericht, obgleich sie gerade im Anfang unzusammenhängender und verworrener erzählte, gut in Erinnerung geblieben ist. Alles hingegen, was ihr nach ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause begegnet war, blieb mir damals sehr unklar. Später erfuhr ich, daß sie grade in diesem Teile ihres Berichtes besonders vieles verheimlicht und besonders vieles den Tatsachen nicht entsprechend wiedergegeben hatte.

Kaum hatte sie die letzten Worte gesprochen, als sie plötzlich ganz schwach wurde, wie wenn ihre Kräfte genau so weit gereicht hätten, um alles zu Ende zu erzählen. Sie richtete auf mich einen erstaunten Blick, seufzte tief auf, sank mit dem Gesicht auf das Kissen und schloß die Augen. Ich wollte mich erheben, sie aber umfaßte zärtlich meine Hände und zwang mich mit liebevoller Gewalt, mich neben sie zu legen. In dieser ungewöhnlichen Nacht wunderte ich mich über nichts mehr, und, ihr nachgebend, legte ich mich ins Bett neben diese mir damals völlig fremde Frau, und wußte nicht, wie ich mich zu ihr verhalten sollte. Zärtlich umschlang sie meinen Hals und, mit ihrem fast nackten Körper sich dicht an mich schmiegend, fiel sie alsbald in einen tiefen, ruhigen Schlaf. Es war schon

ganz hell im Zimmer von den bläulichen Strahlen der Morgendämmerung, und nach all dem Erlebten mußte ich fast lachen, als ich sah, wie wir beide, einer dem andern fremd, in einer unbekannten Herberge, im dichtesten Walde, in einem Bette liegend, einander umarmt hielten, als wären wir Bruder und Schwester im elterlichen Hause.

Als ich mich davon überzeugt hatte, daß Renata ruhig schlief, befreite ich mich vorsichtig aus ihrer Umarmung, denn ich fühlte die Notwendigkeit, meinen Kopf zu erfrischen und allein zu sein. Aufmerksam betrachtete ich das Gesicht der Schlafenden; es schien mir zart und voller Unschuld, wie die Kindergesichter auf den Bildern des Fra Beato Angeliko da Fiesoli, und fast unglaublich wollte es mir scheinen, daß diese Frau erst ganz vor kurzem vom Teufel besessen war. Still ging ich aus dem Zimmer, setzte meinen hohen Hut auf, stieg die Treppe hinab, schob selber den Bolzen von der Tür, da alles im Hause noch schlief, und befand mich mitten im Walde. Ich ging auf einem einsamen Fußpfad zwischen mächtigen Buchenstämmen, die mir lieber waren als die schlanken Palmen und Guajakbäume in Amerika, und hörte das erste Gezwitscher unsrer Vögel, das mir wie eine vertraute Sprache entgegenklang.

Ich zählte nie zu jenen Leuten, die den Philosophen der peripathetischen Schule folgend behaupten, es gäbe in der Natur keine körperlosen Wesen, und das Vorhandensein der Dämonen, ja sogar der heiligen Engel leugnen. Ich habe immer gefunden, obgleich

ich bis zu meinem Zusammentreffen mit Renata nie Augenzeuge von etwas Wunderbarem im Leben gewesen bin, daß die Beobachtung und das Experiment, diese wichtigsten Grundlagen eines jeden vernünftigen Wissens, unwiderleglich die Gegenwart andrer geistiger Kräfte, neben dem Menschen, in unsrer Welt beweisen; von den Christen werden diese Kräfte für die körperlosen Heerscharen Christi und für die Gefolgschaft Satans gehalten. Auch erinnerte ich mich der Worte des Lactantius Firmian, welcher versichert, daß zuweilen die Schutzengel durch die Schönheit jener Jungfrauen in Versuchung geführt werden, deren Seelen sie vor der Sünde bewahren sollen. Allerdings, viele Einzelheiten in der sonderbaren Erzählung Renatas schienen mir von Anfang an wenig glaubwürdig und eine mögliche Anerkennung auszuschließen. Da ich sah, daß die Frau, mit der ich zusammengetroffen war, tatsächlich in der Gewalt des Teufels war, konnte ich nicht wissen, wo die Hinterlist des bösen Geistes aufhörte, und wo die Lüge in ihren eignen Worten begann.

Diese Rätsel und Mißverständnisse quälten mich; ziemlich lange irrte ich auf den Pfaden des mir unbekannten Waldes, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich in die am Wege gelegene Herberge, in der ich die Nacht zugebracht hatte, wieder zurückkehrte. An der Pforte stand die Wirtin des Hauses, ein wohlbeleibtes Frauenzimmer mit rotem Gesicht; sie erinnerte in ihrem rohen Äußeren eher an die Anführerin einer Räuberbande, begrüßte mich

aber höflich, als sie mich erkannte, und redete mich „Herr Ritter" an. Ich beschloß, den günstigen Zufall zu benutzen, um Näheres über die geheimnisvolle Dame zu erfahren, trat näher an sie heran und fragte mit sorgloser Stimme, als hätte ich nur aus Langweile die Absicht, ein wenig zu plaudern, — wer jenes Frauenzimmer wäre, dessen Kammer an die meine grenzte.

Hier ist annähernd Wort für Wort die unerwartete Antwort, die mir die Wirtin der Herberge gab:

„O Herr Ritter, fragt lieber nicht nach ihr, denn vielleicht hat mich mein gutes Herz dazu getrieben, eine Todsünde zu begehen, indem ich einer Ketzerin, einer, die sich dem Teufel verschrieben hat, Unterkunft gewährte. Zwar ist sie nicht von hier gebürtig, doch kenne ich ihre Geschichte, denn ein guter Freund hat sie mir erzählt, ein fahrender Kaufmann aus ihrer Heimat. Dieses Frauenzimmer, das sich so schüchtern stellt, ist in der Tat einfach eine Dirne, die sich durch mannigfache Umtriebe das Vertrauen des Grafen Otterheim erschlichen hat, eines Herren aus gar vornehmer Sippe, dessen Burg südlich von Speier am Rheine liegt. So sehr verstand sie es, den jungen Grafen, der in zartestem Kindesalter seine Eltern, hochachtenswerte, würdige Leute, verloren hat, zu behexen, daß er, statt ein rechtschaffen Weib zu ehelichen und seinem Herrn, dem Kurfürsten von der Pfalz zu dienen, sich mit Alchemie, Magie und andern schwarzen Künsten abgab. Glaubt es, — von jenem Tage an, als diese Hure zu ihm ins Schloß zog, ver-

wandelten sie sich jede Nacht — er in einen Wolf, sie in eine Wölfin, und durchstreiften die Umgegend; was in jener Zeit Kinder, Fohlen und Lämmer gefressen wurden — ist schwer zu sagen. Dann brachten sie Seuchen über die Menschen, ließen die Euter der Kühe auslaufen, riefen Gewitter herbei, vernichteten die Ernten ihrer Feinde und verübten mit Hilfe zauberischer Kräfte unzählige Untaten. Dann erschien dem Grafen plötzlich in einem Gesichte die heilige Kreszenz von Didrich und enthüllte ihm sein ganzes sündhaftes Treiben. Da hat er das Kreuz auf sich genommen und ist barfuß zum heiligen Grabe des Herrn gepilgert, aber seinen Dienern befahl er, die Jungfer aus dem Schlosse zu jagen; da ist sie gegangen und irrt von einem Dorfe zum andern. Wenn ich ihr Obdach gewährte, edler Ritter, so nur darum, weil ich von all diesem nichts wußte. Da ich aber sehe, wie sie Tag und Nacht trauert und stöhnt, weil ihre sündige Seele keine Ruhe finden kann, will ich sie nicht einen Tag länger bei mir behalten, denn ich will dem Feinde der Menschheit nicht zur Helferin werden."

Diese Rede der Wirtin, — sie sagte noch vieles andre, ich habe es aber vergessen, — machte mich sehr betroffen, mußte ich doch sogleich bemerken, daß meine nächtliche Freundin mich in vielem belogen hatte. So zum Beispiel, wenn sie in der Erzählung von ihrem Leben beteuerte, die Burg ihres Freundes stünde im Erzherzogtum Österreich, während doch aus den Worten der Wirtin deutlich hervorging, daß diese

Burg in der Nähe, am Ufer des Rheines lag. Es kam mir so vor, als hätte meine Zimmernachbarin, die in mir vielleicht einen zugereisten, einfachen Seemann vermutete, die Absicht gehabt, sich in der Nacht über mich lustig zu machen, und dieser Gedanke umnebelte dermaßen mein Hirn und erzürnte mich so sehr, daß ich der deutlichen Anzeichen ihrer Besessenheit, deren ich doch kurz vorher Zeuge gewesen war, völlig vergaß.

Während ich aber so vor der Wirtin stand, die ihre Klagen fortsetzte, und nicht wußte, wie ich mich verhalten sollte, öffnete sich plötzlich die Tür und Renata selber stand auf der Schwelle. Sie trug einen langen blauen Seidenmantel mit einer Kapuze, die ihr Gesicht verdeckte, ein rosafarbenes Ärmelmieder mit weißen und dunkelblauen Stickereien, — wie sie die vornehmen Damen in Köln tragen. Sie hielt sich stolz und frei wie eine Herzogin, so daß ich in ihr kaum meine nächtliche Besessene wiedererkannte. Als ihre Augen mich gefunden hatten, richtete sie ihre leichten Schritte, die stets an ein Fliegen gemahnten, zu mir, und als ich vor der Dame den Hut gezogen hatte, sagte sie rasch und befehlend:

„Ruprecht! wir müssen gleich, unverzüglich von hier fortfahren. Ich kann hier keine Stunde länger verweilen."

Beim Klange von Renatas Stimme schwanden im Nu aus meinem Kopf alle Überlegungen, die darin gewühlt hatten, und aus dem Herzen — jenes Gefühl der Unzufriedenheit, das mich noch einen Augenblick

zuvor ganz erfüllt hatte. Die Worte dieser Frau, die ich gestern überhaupt nicht gekannt hatte, klangen mir plötzlich wie ein Befehl, dem sich zu widersetzen unmöglich war. Und, als die Wirtin der Herberge ihre bislang höfliche Stimme grob erklingen ließ, und von Renata den schuldigen Zins für die Kammer erheischte, beeilte ich mich, ohne nur im geringsten zu zaudern, zu erklären, daß alles ordentlich bezahlt werden würde. Hierauf fragte ich Renata, ob sie ein Pferd besäße, um die Reise fortzusetzen, denn in dieser Wildnis würde sich kaum ein braves Roß finden lassen.

„Ich besitze kein Pferd, sagte Renata. — Von hier bis zur Stadt ist es aber nicht weit. Du wirst mich in Deinen Sattel setzen und das Roß am Zaume führen. In der Stadt wird es aber leicht sein, ein andres Pferd zu kaufen."

Diese Anordnungen traf Renata mit solcher Sicherheit, als wäre es bereits unter uns vereinbart worden, daß ich ihr dienen müsse. Am bemerkenswertesten ist jedoch, daß ich statt jeder Antwort mich vor ihr verneigte und gleich in mein Zimmer ging, um die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt zu treffen. Kaum war ich aber allein, als ich sogleich zur Besinnung kam und mich erstaunt fragte, warum ich so dienstbeflissen die mir von meiner neuen Bekannten zugedachte Rolle auf mich nahm. Eine Zeit lang glaubte ich sogar, sie hätte mit irgend einem magischen Mittel auf mich gewirkt. Dann aber mußte ich innerlich über meine Leichtgläubigkeit lachen, und, um mich vor mir selber zu rechtfertigen, sprach ich also zu mir:

„Es ist kein Unglück, wenn ich einiges Geld ausgebe und etliche überflüssige Tage auf der Reise zubringe. Dieses Mädchen ist anziehend und dieses Opfers wohl wert; nach den Strapazen der Reise kann ich mir wohl die kleine Erholung gestatten. Hat sie sich zudem nicht gestern über mich lustig gemacht, und muß ich ihr nicht zeigen, daß ich durchaus nicht jener ungebildete Tölpel bin, für den sie mich hält! Nun will ich mich unterwegs mit ihr vergnügen, bis sie mir langweilig wird, — dann schüttle ich sie ab. Daß sie aber von einem Teufel verfolgt wird, kann mir gleichgiltig sein, und in meinen Beziehungen zu einer schönen Frau brauche ich keinen Dämon zu fürchten, habe ich mich doch vor den Rothäuten und ihren vergifteten Pfeilen auch nicht gefürchtet."

So bemüht, mich selber davon zu überzeugen, daß meine Begegnung mit Renata nur eines jener vergnügten Abenteuer wäre, wie sie die Männer lachenden Mundes in den Bierhäusern ihren Freunden zum Besten geben, griff ich mit absichtlicher Großtuerei an meinen straffen, gewichtigen Gurt und erinnerte mich des Liedchens, das ich gestern am Abend gehört hatte:

Ob dir eine Dirn gefehlt,
So schweig, hast du kein Geld.

Bald darauf, nachdem wir uns im Wirtshause mit Milch und Brot gestärkt hatten, machten wir uns auf den Weg. Ich half Renata, die sich über Nacht ganz erholt hatte, in den Sattel. Zu meinem Mantelsack kam noch ihr, allerdings nicht schweres Gepäck.

Renata war an diesem Tage fröhlich wie ein Turteltäubchen: sie lachte viel, scherzte und verabschiedete sich freundschaftlich von der Wirtin. Als wir uns endlich in Bewegung setzten, — Renata hoch zu Roß, ich — nebenherschreitend, bald das Roß am Zügel führend, bald mich an den Sattelbogen stützend, standen alle Inwohner der Herberge vor dem Tore gedrängt, geleiteten uns und nahmen, nicht ohne Spott, Abschied. Ich erinnere mich, — ich schämte mich, den Kopf zu wenden und sie anzublicken.

DAS ZWEITE KAPITEL

Was uns die Wahrsagerin im Dorfe weissagte, und wie wir die Nacht in Düsseldorf zubrachten.

Von der Herberge ab führte der Weg noch eine Zeit lang durch den Wald. Es war kühl und schattig, und, langsam vorwärtsschreitend, unterhielt ich mich unermüdlich mit Renata. Obgleich ich das Leben eines Kriegers geführt hatte, waren mir die Gebräuche der Gesellschaft doch nicht fremd, denn ich hatte in den italienischen Städten Gelegenheit gehabt, die karnevalistischen Maskeraden und die Vorstellungen in Theatern zu besuchen, und späterhin, in Neu-Spanien, nahm ich an den Abendunterhaltungen in den reichen Häusern teil, in denen durchaus nicht, wie so manche glauben, die Barbarei eines wilden Landes herrscht; vielmehr schlagen die vornehmen Damen die Laute, spielen Zitter und Flöte und tanzen mit ihren Kavalieren den Algardo, die Passionese, den maurethanischen und die andern neuesten Tänze. Ich bemühte mich, Renata zu zeigen, daß hinter den groben Matrosenkleidern ein Mensch steckt, dem die Bildung nicht fremd ist, und war angenehm überrascht, bei meiner Partnerin einen scharfen Verstand und viele Kenntnisse zu finden, die bei einer Frau nicht ohne weiteres vorauszusetzen sind, — so daß ich unwillkürlich meine seelischen Fähigkeiten anspannte, wie etwa ein geübter Fechter, der „unerwartet" seinen Gegner eine gewandte Klinge führen sieht. Über die nächtlichen Erscheinungen

sagte keiner von uns ein Wort, und man hätte sich gut vorstellen können, wenn man uns so fröhlich plaudern sah, daß ich ganz friedlich eine Dame vom feierlichen Turniere nach Hause geleitete.
Auf meine Frage, welche Richtung wir einschlagen sollten, antwortete Renata, ohne sich viel zu besinnen: nach Köln, da sie dort Verwandte hätte, bei denen sie einige Zeit zu bleiben gedächte, — und ich war froh, daß ich von dem mir vorgenommenen Wege nicht abzuweichen brauchte. Der Gedanke, unsre eigentümliche Bekanntschaft würde nicht zu lange währen, gab mir einen Stich ins Herz, und war mir doch gleichzeitig nicht unangenehm; nur dachte ich im Stillen, es wäre keine Zeit zu verlieren, wenn ich das am Vorabend Versäumte nachholen und mir den verdienten Lohn sichern wollte. Darum bemühte ich mich auch, unser Gespräch leicht und frei zu gestalten, wie einen Dialog in der italienischen Komödie dell'arte, und dazu durch das wohlwollende Lächeln meiner Gefährtin, die allerdings einige Befremdung, als wäre sie ein höheres Wesen zu wahren wußte, ermutigt, — erkühnte ich mich hie und da, ihr die Hand zu küssen und listige Anspielungen zu machen, die Renata, wie mir scheinen wollte, mit offenbarer Geneigtheit entgegennahm.
Da ich Renata, nachdem wir das kleine Neiß passierten, vorgeschlagen hatte, in Düsseldorf, wo es die besten Gasthäuser gibt und von wo eine bequeme Straße längs dem Rheine nach Köln führt, zu übernachten, womit sie sich mit der Sorglosigkeit einer Prinzessin

einverstanden erklärte, — so kehrten wir vom Walde auf die große Fahrstraße, wo wir des öfteren vereinzelten Reisenden und Lastfuhrwerken, die von Schutz-Eskorden begleitet wurden, begegneten. Allein die Wanderung im freien Felde, unter den senkrechten Strahlen der Sonne, war hinreichend ermüdend, sowohl für Renata, die in einem Sattel saß, der nicht zum bequemen Sitzen für eine Dame gerichtet war, als auch für mich, der ich mit dem weitausholenden Gange des Pferdes Schritt halten mußte. Um die heißesten Stunden abzuwarten, mußten wir in dem stark bevölkerten Dörfchen Gehrdt, das auf unserem Wege lag, Unterkunft suchen. Da nun legte uns das Schicksal, hinterlistig schon das ganze Entsetzen der folgenden Tage vorbereitend, den zweiten Hinterhalt.
Gleich war es uns aufgefallen, daß in dem Dorfe alles für die Erholung der Reisenden hergerichtet war und daß viele, die mit uns in einer Richtung gefahren waren, ebenfalls in Gehrdt Halt machten. Ich erkundigte mich nach dem Grunde hierfür bei der Bäuerin, in deren Hause wir abgestiegen waren, um zu frühstücken, und mit Stolz und vielen Lobsprüchen erklärte sie uns, der Flecken wäre in der ganzen Umgegend wegen einer Wahrsagerin berühmt, die mit wunderbarer Meisterschaft zu prophezeien wisse. Nicht nur aus den umliegenden Ortschaften, so sagte sie, kämen täglich Dutzende von Leuten, viele reisten auch hierher aus fernliegenden Städten und Dörfern, um ihr Schicksal zu erfahren, sogar aus Paderborn und aus Westfalen kämen sie, denn der Ruhm der Wahr-

sagerin zu Gehrdt sei in allen deutschen Landen verbreitet.
Diese Worte waren für Renata ähnlich dem Pfeifen des Beschwörers für die Schlange, denn im Augenblick hatte sie alle unsre Scherze und Pläne vergessen, kam in die größte Erregung und wollte unverzüglich zu der Zauberin laufen. Vergebens beredete ich sie, sich zu erholen, sie wollte nicht einmal unsre „Nierenda" beenden, drängte mich zur Eile und wiederholte:
„Wollen wir gehn, Ruprecht! Wollen wir gleich gehn! Sonst wird sie müde und wird nicht so klar in die Zukunft schauen."
Man geleitete uns zu einem Häuschen am Rande des Dorfes. Vor dem Eingang stand — oder hatte es sich auf den verstreut liegenden Klötzen bequem gemacht — eine gedrängte Menschenmenge, gleichsam wie auf den Treppenstufen vor den Kirchen in der Heiligen Nacht. Hier gab es die verschiedensten Leute, die nur selten Gelegenheit haben, gemeinsam an einem Orte zu weilen: vornehme Damen in Sammet und Seide, die in gedeckten Fuhrwerken gekommen waren, Bürger in dunkler Kleidung, Jäger in ihren grünen Röcken, Bauern mit geknickten Mützen auf den Köpfen, sogar Bettler, Diebe und allerhand Gesindel. Man hörte ein Durcheinander von Stimmen in allen rheinischen Mundarten, auch Holländisch wurde gesprochen und Rotwelsch. Man hätte glauben können, ein mächtiger Fürst hätte in einem kleinen Orte Halt gemacht und nun drängten sich vor seinen Gemächern Bittsteller und Gefolgschaft.

Man mußte warten, bis an einen die Reihe kam, und unwillkürlich horchte man auf die Gespräche ringsum, die für Renata sehr unterhaltend waren, mir aber außerordentlich langweilig erschienen. Doch konnte ich hier zum ersten Male wahrnehmen, wie grenzenlos das Meer der Vorurteile ist und wie viel kindisches und leeres Geschwätz sich zu der gerechtfertigten Furcht vor der Macht der Magier und der Schlauheit der Zauberinnen gesellt. Man redete, wie es den Verhältnissen angemessen war, von verschiedener Wahrsagerei, von Vorzeichen, Talismanen und Amuletten, von geheimen Mitteln und Beschwörungen, und alle, sowohl die reich gekleideten Damen, als die Lumpen, die nicht einmal einen Mantel ihr eigen nannten, setzten mich in Erstaunen durch ihre Kenntnisse auf diesen Gebieten. Mir, wie wohl einem jeden, ist es vorgekommen, in der Kindheit zu sehn, wie Weiber neben einem Kochtopf Hühner drehen, damit sie nicht von Hause fortlaufen, oder wie sie am Morgen, wenn sie sich das Haar kämmen, auf die Haare spucken, die im Kamm geblieben sind, um sich vor dem bösen Blick zu schützen, oder zu hören, wie man durch zehnmalige Wiederholung der Worte: sista, pista, rista, xista von Hüftschmerzen befreit zu werden hofft, dagegen mit dem Ausrufe: och, och von dem Stiche des Flohs, — hier aber türmte sich vor mir ein Damm, und ich ertrank förmlich in einer Sintflut von Aberglauben. Man wetteiferte in Gesprächen, wie man sich durch Schwefel vor Zauberei schützen könne, oder einem Mädchen eine Kröte zuwerfen müsse, um es

zu behexen, wie man durch kleine Knoten die Blicke des eifersüchtigen Ntannes ablenken könne, oder durch Beschwörungen es erreicht, daß die Weinernte eine gute wird, welche Strümpfe eine Frau, die schwanger geht, tragen muß, und woraus die Kugel gegossen wird, die immer ins Ziel trifft, und — wenn man das alles hörte — mußte man zum Glauben kommen, daß jeder unsrer Schritte von größter Vorbedeutung ist.

Ich erinnere mich an einen bartlosen, altersschwachen Greis, der, wie ein Feldscherer, ganz in Schwarz gekleidet war: unermüdlich pries er die Wahrsagerin und sagte etwa folgendes:

„Glaubt es mir! und ob ich die Wahrsager und Zauberer kenne! Mehr denn fünfzig Jahre bin ich ihnen nachgelaufen; suchte stets die Rechten. War in Dalmatien und weiter noch, fuhr übers Ntteer nach Fez zu den Ntochazimins. Habe das Prophezeien mit Knochen, Wachs, Karten und Bohnen erprobt; Cheiromantik, Kristallomantik, Katoptromantik und Geomantik betrieb ich; nicht genug — machte mich an die Goetie und Nekromantik; und erst die Horoskope, die mir gestellt wurden, — weiß sie nicht mehr zu zählen. Aber immer wurde ich belogen, nicht der zehnte Teil aller Prophezeiungen ist eingetroffen. Dieses Weib aber liest in der Vergangenheit wie in einem gedruckten Buche, und von der Zukunft weiß sie zu reden, als säße sie alltäglich mit Gott dem Herren zu Rat. Sie erzählte mir Dinge aus meinem Leben, die ich selber vergessen hatte, und das, was

meiner wartet, hat sie mir an den fünf Fingern hergezählt."

Als ich diesen greisenhaften Schwätzer also sprechen hörte, dachte ich bei mir, ich selber würde vermutlich den Glauben an die Wahrsagerei verlieren, wenn man mich damit ein gutes Halbjahrhundert betrogen hätte, dachte auch, ob es sich wirklich verlohnt, die Zukunft zu erforschen, wenn man mit einem Fuße schon im Grabe steht. Aber ich wollte keinem etwas entgegnen, und während Renata, immer gleich stolz, nach verschiedenen Amuletten und Liebeskräutern fragte, wartete ich geduldig, bis an uns die Reihe kommen würde, das Haus zu betreten.

Endlich winkte uns der rothaarige Bursche, von dem es hieß, er wäre ein Sohn der Wahrsagerin, erhob von uns die festgesetzte Zahlung von je 18 Kreuzern und ließ uns eintreten.

Im Hause herrschte Halb-Dunkel, denn die Fenster waren mit dunkelroten Geweben verhängt und es roch beklemmend nach getrockneten Kräutern. Obgleich es draußen sehr heiß war, brannte im Herde ein Feuer, in dessen Licht ich auf dem Fußboden einen Kater erblickte, — ein bei Verrichtung jeglicher Zauberei beliebtes Tier; von der Decke hing ein Käfig, wahrscheinlich mit einer Weißdrossel. Die Wahrsagerin selber, ein altes Weib mit runzligem Gesicht, saß an einem Tische an der hinteren Wand. Sie trug ein besonders zugeschnittenes Hemd, wie Zauberinnen es zu tragen pflegen, mit Abbildungen von Kreuzen und Hörnern darauf, und um den Kopf hatte sie ein rotes

Tuch mit aufgereihten Perlen und Münzen gebunden. Vor ihr standen Gefäße mit Wasser, lagen einige Kräuterbündel, noch etliche andre Dinge, — und sie ließ geschwind ihre Finger darüber gleiten und murmelte etwas dazu.

Das Weib richtete auf uns seine eingefallenen, durchdringenden Augen und schmatzte zuvorkommend:

„Warum, ihr meine Lieben, seid ihr zum Großmütterchen gekommen? Ein warmes Bettchen gibts bei mir nicht, nur kahle Bretter. Doch es macht nichts, es macht nichts, müßt euch ein wenig gedulden, jedem fällt das Seine zu. Die Erdbeeren wurden reif, doch auch die Äpfel haben ihre Zeit. So soll ich euch denn wahrsagen, ihr meine Lieben?"

Recht enttäuscht hörte ich diese groben Scherze, und der kleine Rest meiner Neugierde schwand. Das Weib aber murmelte immer zu, wie eine Trunkene, wühlte mit den Händen herum, fand ein Ei und schlug das Weiße ins Wasser, das sogleich trübe wurde. Sie blickte in die wolkenartigen Gebilde, die im Wasser aufstiegen, und weissagte uns; mir schien es aber, ihre Worte wären ein schlechtverhehlter Betrug.

„Da, meine Kinderchen, liegt euer Weg; er ist nicht weit. Wohin ihr wandert, dahin wandert auch: euer harrt die Erfüllung eurer Wünsche. Ein harter Mann bedroht euch, will euch trennen, — ihr aber seid mit einem Gürtel gegürtet. Das warme Bettchen erwartet euch, ja wartet euch, meine Lieblinge!"

Die alte murmelte noch einiges, winkte uns zu sich heran und sagte:

„Kommt nur näher, liebe Vögelchen, ich geb' euch ein Würzelchen, ein gutes Würzelchen: nur einmal im Jahre blüht es, nur ein einziges Mal, in der Nacht just vor Johanni."
Wir, ohne an etwas Böses zu denken, traten dicht an sie heran. Plötzlich aber wurde der Mund in ihrem runzligen Gesicht ganz schief, ihre Augen wurden rund, wie bei einem Hecht, und schwarz, wie zwei Kohlen. Im Nu reckte sie sich weit vor und packte mich an der Joppe mit ihren knochigen Fingern, wie mit eisernen Klammern, murmelte nicht mehr, sondern zischte wie eine Schlange:
„Mein Bursche, was ist das, was ist das an dir? An deiner Joppe, und an deinem Mieder, schönes Mädchen? Woher kommt dieses Blut? So viel Blut, — woher kommt es? Die ganze Joppe in Blut, das ganze Mieder in Blut! Das Blut fließt und riecht!"
Dabei blähte die Alte die Nüstern ihrer Höckernase, sog den Geruch ein und schüttelte sich am ganzen Leibe, vielleicht aus Freude, vielleicht aus Furcht. Aber dieses Gezisch und diese Worte raubten mir die Fassung, und Renata schwankte so heftig an meiner Seite, daß sie jeden Augenblick hinfallen konnte. Da riß ich mich los aus dem festen Griff dieser Äffin, warf den Tisch um, daß die Gläser zerbrachen und das Wasser floß, faßte Renata mit der einen Hand, griff mit der andern nach dem Degen und schrie:
„Fort von mir, Hexe! sonst spieße ich deinen dürren Leib wie einen Fisch."

Das Weib aber, in ihrer Raserei, griff immer nach uns und winselte: „Blut! Blut!"
Auf den Lärm kam der Sohn der Alten gelaufen, streckte sie mit einem Faustschlag zu Boden und überschüttete uns mit unflätigen Schimpfworten. Mir schien es, solche Begebenheiten wären für ihn nichts Neues, und er mochte wohl wissen, wie er sich in solchen Fällen zu verhalten hatte. Ich aber suchte so schnell als möglich mit Renata an die freie Luft zu kommen, und ohne auf die Fragen der vielen, die ihrer Reihe warteten, zu achten, eilten wir zu dem Hause, wo wir unser Gepäck und das Pferd gelassen hatten.
Aber nach diesem Ereignis hatte Renata alle ihre Munterkeit und Gesprächigkeit, wie mit der Sichel geschnitten, verloren; sie brachte kein Wort über die Lippen und hielt fast immer die Augen gesenkt. Als man das Pferd gesattelt hatte, und ich Renata in den Sattel half, beugte sie sich wie ein geknickter Halm, und die Zügel glitten ihr aus den Händen. In ihren Bewegungen und Handlungen erinnerte sie sicherlich vollkommen an den wunderbaren Automaten des Albertus Magnus.
So ritten wir traurig aus Gehrdt und zogen längs der Straße zum Rhein, und unsre Reise war nicht heiter. Um Renata den Glauben an die Weissagungen der Hexe zu nehmen, bemühte ich mich, alles, was geschehen war, ihr wie in einem komischen Spiegel zu zeigen, und erinnerte mich dabei an alle möglichen Fälle, die mir zu Ohren gekommen waren, wie Prophe-

zeiungen sich nicht erfüllt oder doch ein lustiges Ende gefunden hatten: zum Beispiel, wie jener Wahrsager, der dem Herzog von Mailand, Gian Galeazzo Visconti, baldigen Tod verkündete, unverzüglich selber von dem Herzog getötet wurde; oder wie jener Mann, dem ein Prophet gesagt hatte, ein Schimmel würde seinen Tod verschulden, und der daher jegliche Pferde mied, auch Füchse, Rappen und Schecken, daran starb, daß auf ihn ein Schild niederfiel, auf dem ein Schimmel abgebildet war; von dem Jüngling, dem eine Zigeunerin aufs genaueste Tag und Stunde seines Todes geweissagt hatte, der darum bis zu der gesetzten Frist sein ganzes reiches Vermögen vergeudete und, als er sah, daß er nichts mehr hatte, der Tod aber nicht kommen wollte, sich in sein Schwert stürzte; und lauter ähnliche Geschichten, mit denen die Gaukler das Volk auf den Jahrmärkten zu unterhalten pflegen. Renata aber zeigte durch nichts, daß sie mir zuhörte oder doch auf meine Worte achtete; so mußte ich endlich stillschweigen. Den Rest des Weges legten wir zurück, ohne ein Wort miteinander zu wechseln.

Neben dem Rosse einherschreitend, auf dem Renata ganz niedergeschlagen saß, nahm ich Gelegenheit, die Züge ihres Gesichtes, die später meinen Blicken so vertraut wurden, aufmerksam zu betrachten und studierte sie wie der Kenner ein Bildwerk von Marmor. Damals bemerkte ich, daß Renatas Nasenflügel zu schmal waren und ihre Wangen liefen merkwürdig schräg vom Kinn bis zu den Ohren; die Ohren selber, in denen goldne Ringe glitzerten, saßen nicht richtig

und waren zu hoch angesetzt; der Schnitt der Augen war etwas schräg liegend und die Wimpern waren zu lang; auch war im allgemeinen ihr Gesicht unregelmäßig. Nach dem Gesichte zu urteilen, hätte ich Renata eher für eine Italienerin gehalten, sie sprach aber unsre Muttersprache, als wäre es die ihre, mit allen Absonderlichkeiten der Meißenschen Mundart. Doch ruhte auf ihrer Erscheinung ein besondrer Liebreiz, und schon an jenem Tage gereichte es mir zur größten Freude, sie anzuschauen, — jetzt vollends, wenn ich mich ihres Antlitzes erinnere, könnte ich mir kein schöneres Gesicht, als das ihre denken.

Nach der nicht ganz unbeschwerlichen Reise und nachdem wir über den Rhein gesetzt waren, kamen wir nach Düsseldorf, der Hauptstadt in Berg, einer Stadt, die dank der Bemühungen ihres Herzogs außerordentlich rasch wächst und sich schon jetzt mit den schönsten deutschen Städten messen kann. Ich machte einen prächtigen Gasthof, der im Schilde den Namen „Im Loewen" führte, ausfindig und erhielt für eine freigebige Zahlung die beiden besten Zimmer im Hause, denn ich wünschte, daß Renata in eine ihr entsprechende kostbare Umgebung käme und über alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten auf der Reise verfügte. Renata schien indes meine Bemühungen nicht zu bemerken, und man hätte glauben können, daß sie sich inmitten der polierten Möbel, der verzierten Kamine und Spiegel, nicht anders fühlte, als auf den spärlichen, ungehobelten Bänken der ländlichen Herberge.

Der Wirt, — er hielt uns für wohlhabende Leute, —

lud uns an seinen Tisch, oder wie die Franzosen es nennen, zur table d'hôte, und bediente uns eifrig; besonders lobte er uns irgend ein in Mandelmilch gebratenes Huhn und den vortrefflichen Bacharacher. Obgleich Renata körperlich an unsrem Mahle teilnahm, waren ihre Gedanken doch weit fort, sie berührte die Speisen kaum und beteiligte sich nicht an der Unterhaltung, wiewohl ich alles nur Mögliche versuchte, um ihr den Hauch des Lebens einzublasen. Ich erzählte von den Wundern der neuen Welt, die zu sehn ich Gelegenheit gehabt hatte, von den Stufen in den Maientempeln mit den gemeißelten gigantischen Masken, von den riesenhaften Kakteen, in deren Stamm ein Reiter Platz findet, von der gefährlichen Jagd auf den Grislybär und auf den scheckigen Unze, und von den Abenteuern, die ich erlebt hatte, vergaß auch nicht meine Rede mit Anführung von Meinungsäußerungen gegenwärtiger Schriftsteller oder mit Versen der Poeten des Altertums zu schmücken. Der Wirt und seine Frau horchten mit aufgesperrtem Munde, Renata aber unterbrach mich mitten in einem Satz, erhob sich von ihrem Platz und sagte:

„Wird es dir nicht langweilig, solche Narrheiten zu schwatzen, Ruprecht? Lebt wohl!"

Ohne ein Wort hinzuzufügen, verließ sie zum großen Erstaunen aller Anwesenden das Zimmer. Es kam mir nicht einmal in den Sinn, mich wegen ihres unhöflichen Benehmens gekränkt zu fühlen, ich spürte nur Furcht und Beklemmung, sie könnte sich über mich geärgert haben, und eilte ihr nach.

Schweigend setzte sich Renata auf einen Stuhl in eine Ecke ihres Zimmers und blieb unbeweglich und stumm sitzen. Ich wagte nun nicht mehr, ein Gespräch anzuknüpfen, und setzte mich ihr zu Füßen auf den Boden. So saßen wir lautlos in dem einsamen Raum, und wohl hätte uns ein Beschauer für die leblose, bemalte Holzschnitzerei eines kunstvollen Meisters halten können. Links von uns konnte man durch zwei große, geöffnete Fenster auf die mit Ziegeln gedeckten Giebel der verzweigten Gassen Düsseldorfs und auf den, die Dächer der Häuser weit überragenden Glockenturm der Kirche des Heiligen Lambert sehen. Die Abenddämmerung überflutete diese Drei- und Vierecke, verwischte ihre harten Linien und wandelte sie zu formlosen Riesen-Gebilden. Und dieselbe Abenddämmerung flutete in das Zimmer und umhüllte uns, wie mit breiten, leinenen Totengewändern. Greller funkelten in der Dämmerung Renatas Ohrringe, und immer deutlicher zeichneten sich ihre schmalen, weißen Hände ab. Lange saßen wir so — lautlos, unbeweglich, bis sich die Stille der Nacht über alles breitete.

Und dann endlich, mit größter Willensanstrengung, als handelte es sich darum, einen Entschluß von riesiger Tragweite zu fassen oder etwas sehr Gefährliches zu unternehmen, wandte ich meine Blicke von Renata, riß meine Seele aus dem Schweigen und sprach:

„Vielleicht, edle Dame, seid ihr ermüdet und wollt der Ruhe pflegen: ich werde gehen . . ."

Meine Stimme klang mir unnatürlich, aber die Laute

zerbrachen jenen Zauberkreis, in den wir gebannt waren. Renata erhob ihr unbewegliches Antlitz; ihre Lippen öffneten sich und es schien, als spräche, wie durch ein Wunder, eine Tote, als sie diese Worte sagte:
„Nein, Ruprecht, geh nicht von mir; ich kann nicht allein bleiben: ich fürchte mich."
Dann, nach einigen Minuten des Stillschweigens, sprach sie, als wären ihre Gedanken nur langsam vorwärtsgerollt:
„Sie sagte doch, wir sollen wandern, wohin wir wandern, denn dort wartet unser die Erfüllung unserer Wünsche. Das bedeutet also, — wir werden Heinrich in Köln treffen. Dies wußte ich auch früher; das Weib hat nur in meinen Gedanken gelesen."
Wie ein Flämmchen unter der Asche glimmte in mir die Kühnheit auf und ich entgegnete:
„Warum sollte euer Graf Heinrich sich in Köln aufhalten, wenn doch seine Besitzungen an der Donau liegen."
Renata merkte indes den Stachel nicht, der in meiner Antwort verborgen lag und, nur den einen Ausdruck beachtend, klammerte sie sich fieberhaft daran.
Sie fragte entgegen:
„Mein Graf Heinrich? Wieso denn — mein? Gehört nicht alles, was mir gehört, auch dir, Ruprecht? Wo ist die Grenze zwischen mir und dir, der Strich, der mein Wesen von dem deinen trennt? Sind wir nicht eins? und mein Schmerz, — durchbohrt er nicht auch dein Herz?"

Wie ein Keulenschlag schmetterten mich diese Worte nieder, denn, war ich auch schon damals ganz in Renatas Reizen gefangen, so hatte ich doch keineswegs an Ähnliches, wie sie es jetzt sprach, gedacht. Ich wußte nichts zu entgegnen, sie aber neigte ihr blasses Gesicht zu mir, legte ihre zarten Hände auf meine Schultern und fragte leise:

„Liebst du ihn nicht, Ruprecht? Wäre es möglich, ihn nicht zu lieben? Er ist doch der Himmlische, er ist der Einzige."

Wiederum fand ich keine Antwort, Renata aber ließ sich schnell auf die Knie nieder und zog auch mich mit sich, so daß ich neben ihr knieete. Dann wandte sie sich zu dem geöffneten Fenster, zu den leuchtenden Sternen und sprach mit ihrer weichen, tiefen, doch klaren Stimme eine Art Litanei, auf deren einzelne Bitten ich, wie man es im Kirchenchor zu tun pflegt, antworten mußte.

Renata sprach:

„Laß mich aufs neue seine Augen sehn, die da blau sind, wie der Himmel selber und deren Wimpern spitz sind, wie Nadeln!"

Ich mußte wiederholen:

„Laß sie mich sehen!"

Renata sprach:

„Laß mich hören seine Stimme, welche süß ist, wie das Glockengeläut einer kleinen Kapelle unter dem Wasser!"

Ich mußte wiederholen:

„Laß sie mich hören!"

Renata sprach:
„Laß mich seine Hände küssen, die da weiß sind, wie der Schnee in den Bergen, und seine Lippen, welche nicht brennen, als wären sie Rubine unter durchsichtigen Schleiern!"
Ich mußte wiederholen:
„Laß sie mich küssen!"
Renata sprach:
„Laß mich meine entblößte Brust gegen seine Brust pressen, damit ich es fühle, wie sein Herz erstirbt und wie es schlagen wird, schnell, schnell, schnell!"
Ich mußte wiederholen:
„Laß mich pressen!"
Renata war unermüdlich in der Erfindung immer neuer und neuer Bitten zu ihrer Litanei; sie reihte sie aneinander wie ein Mönch seine Gebete und setzte in Erstaunen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Vergleiche wie ein Meistersinger im Sängerstreit. Ich hatte nicht die Macht über mich, um mich ihren bezaubernden Anrufen zu widersetzen, und willenlos flüsterte ich die Antworten, die, wie Dornen, meinen Stolz verwundeten.
Dann aber lehnte sich Renata an mich, blickte mir tief in die Augen und fragte mich, um sich selber durch ihre Fragen zu quälen:
„Und nun sage mir, Ruprecht, ist er nicht herrlicher denn alle? Er ist doch ein Engel? ich werde ihn wiedersehn? ich werde ihn streicheln? und er mich? nur ein einziges Mal? nur ein einziges Mal!"
Und ich antwortete in meiner Hoffnungslosigkeit:

„Er ist ein Engel. Du wirst ihn sehen. Wirst ihn streicheln."
Am Himmel erschien derselbe Mond wie auch gestern und überflutete Renata mit einer Lichtsäule; vor dem Mondstrahl begann sich die Dunkelheit in unsrem Zimmer zu bewegen. Das bläuliche Licht ließ in meinem Gedächtnis die Ereignisse der vorigen Nacht wiedererstehen, alles das, was ich über Renata gehört hatte, und alles, was ich mir selber vorgenommen hatte. Gleichen, langsamen Schritts, wie die Reihen eines gut einexerzierten Heeres, regten sich in meinem Kopf diese Gedanken: „Wie nun, wenn du dieser Frau wiederum zum Gespött geworden bist? Gestern spottete sie deiner und verstellte sich, als wäre sie vom Teufel besessen, und heute stellt sie sich irre vor Gram. Und nach etlichen Tagen, wenn du zum Narren geworden bist, wird sie sich mit einem andern über dich lustig machen und dich freigeben, wie sie es heute am Morgen tat."
Von diesen Gedanken wurde ich wie trunken, faßte Renata plötzlich um die Schultern und sagte lächelnd:
„Schönste Dame, haben wir uns nicht zur Genüge dem Grame hingegeben? Ist es nicht an der Zeit, fröhlich und guter Dinge zu sein?"
Erschreckt wich Renata von mir, ich aber suchte mich zu festigen in dem Gedanken, ich könnte vielleicht doch lächerlich erscheinen, zog sie an mich und beugte mich über sie mit der Absicht, sie zu küssen.
Mit der Kraft und Gewandtheit einer wilden Katze befreite sich Renata aus meinen Armen und rief mir zu:

„Ruprecht! Ein Dämon ist in dich gefahren!"
Ich aber antwortete ihr:
„Keineswegs ist ein Dämon in mich gefahren, hingegen sucht ihr vergebens euer Spiel mit mir zu treiben. Ich bin nicht jener Einfaltspinsel, für den ihr mich haltet."
Wieder umfaßte ich sie und in albernster Weise rangen wir miteinander, denn ich preßte ihre Finger so stark, daß sie krachten, sie aber schlug und kratzte mich wütend. Einmal hatte ich sie zu Boden geworfen, fühlte aber nichts anderes in mir als Haß, sie hingegen biß plötzlich mit den Zähnen in meine Hand und entschlüpfte mir mit der flinken Beweglichkeit einer Eidechse. Dann aber, als sie merkte, daß ich der Stärkere war, knickte sie ganz zusammen, ihr Kopf glitt auf ihre Kniee und sie bekam einen ähnlichen Weinkrampf wie am Abend vorher. Verlegen ließ ich sie los, und sie saß auf dem Boden und schluchzte verzweifelt. Die Haare fielen ihr übers Gesicht und ihre Schultern zuckten jämmerlich.
In diesem Augenblick erstand ein Bild in meiner Erinnerung: ein Gemälde des Florentiner Künstlers Sandro Philippepi, das ich zufällig in Rom bei einem Würdenträger gesehen hatte. Auf der Leinwand war eine Mauer aus fest ineinander gefügten Feldsteinen abgebildet; der gewölbte Eingang war durch ein dicht schließendes eisernes Tor gesperrt; und vor dem Eingang sitzt auf einem Vorsprung in der Mauer ein verlassenes Weib; in unstillbarem Schmerz hat sie ihren Kopf in die Hände gestützt. Ihr Gesicht ist

nicht zu sehen, nur ihr dunkles Haar. Ringsum liegen ihre Kleider verstreut. Und nirgends ein Mensch.
Jenes Bild hatte den stärksten Eindruck auf mich gemacht, ich weiß nicht, ob darum, weil der Maler es verstanden hatte, mit besonderer Schärfe die Gefühle zum Ausdruck zu bringen, oder darum, weil ich es an einem Tage betrachtete, der mir großen Kummer gebracht hatte, — aber nie hernach konnte ich mich dieses Kunstwerks erinnern, ohne daß mein Herz sich vor Leid zusammenkrampfte und Trauer mir die Brust geschnürt hätte. Und als ich nun sah, wie Renata in derselben Stellung saß, mit gesenktem Kopf, und ebenso unstillbar weinte, — da fügten sich die beiden Bilder — dieses vom Leben erschaffene und jenes von des Künstlers Hand — zusammen und gingen ineinander über und leben so unzertrennlich in meinem Herzen. Und kaum hatte ich mir Renata so vorgestellt, — einsam und verlassen, vor dem unerbittlich verschlossenen Tore, — da flutete heißes Mitleid in mein Herz; ich stellte mich wieder auf die Kniee, nahm ihr vorsichtig die Hände vom Gesicht und sagte atemlos, doch feierlich:
„Verzeiht mir, edle Dame. Tatsächlich war ein Dämon in mich gefahren und hat meine Gefühle verblendet. Bei dem Heile meiner Seele schwöre ich, daß etwas ähnliches sich nie wiederholen soll. Nehmet mich wieder auf, als einen getreuen und willigen Diener oder als einen älteren, darum nicht minder eifrigen Bruder."
Renata hob ihren Kopf und blickte mich an, erst wie

ein gehetztes Tier den Jäger, der ihm die Freiheit gibt, dann vertrauensvoll und kindlich, dann umfaßte sie zärtlich mein Gesicht mit ihren Handflächen und sagte:

„Ruprecht! Lieber Ruprecht! Du mußt mir nicht böse sein und nicht Dinge von mir fordern, die ich nicht zu geben vermag. Ich geb alles meinem himmlischen Freunde und für die Menschen ist mir nichts geblieben, — keine Küsse, keine leidenschaftlichen Worte. Ich bin ein geleerter Korb, dem ein anderer alle Blumen und Früchte entnahm, — du mußt aber auch den leeren tragen, denn das Schicksal hat uns verbunden, und schon längst steht unsre Brüderschaft im Buche der Wissenden geschrieben."

Noch einmal schwor ich ihr, ich würde sie niemals wieder verlassen, wie man vor dem Altare zur Stunde des Verlöbnisses schwört, und mein Schwur war unverbrüchlich, obwohl ich später eine Zeit lang glaubte, ich würde ihn nicht halten.

Darauf erhob ich mich von den Knieen und sagte, daß ich mich verabschieden wolle und wollte mich in das andere Zimmer begeben, damit Renata sich allein desto freier erholen könnte. Sie aber hielt mich zurück und sagte:

„Ruprecht, ohne dich habe ich Furcht: sie werden mich wieder überfallen und werden mich die ganze Nacht quälen. Du mußt bei mir bleiben."

Ohne sich zu schämen, wie Kinder kein Schamgefühl kennen, entkleidete sich Renata, streifte ihre Schuhe ab, legte sich fast nackt ins Bett unter den blauen

Baldachin, rief mich zu ſich, und ich wußte nicht, wie ich mich weigern ſollte. Auch dieſe zweite Nacht unſrer Bekanntſchaft brachten wir unter einer Decke zu, doch blieben wir einander ſo fern, als ob uns eiſerne Waffen trennten. Wenn es aber geſchah, daß eine begreifliche Erregung meinen Willen niederzwang und ich, meines Schwures nicht eingedenk, nach Zärtlichkeiten verlangte, dann beruhigte mich Renata mit traurigen, kalten Worten, die ſo leidenſchaftslos und ſo furchtbar hart waren, daß mir das Blut erſtarrte und ich kraftlos wie ein Leichnam niederſank.

DAS DRITTE KAPITEL

Wie wir uns in der Stadt Köln niederließen und wie wir durch geheimnisvolles Klopfen hintergangen wurden.

Immer, wenn es nur irgend ging, habe ich mich an den weisen Spruch der Franzosen gehalten:

Lever à six, diner à dix,
Souper à six, coucher à dix,
Fait vivre l'homme dix fois dix.

Als ich darum am nächsten Tage um vieles früher als Renata erwachte, löste ich mich wieder vorsichtig aus ihrer verträumten Umarmung und ging in das andre Zimmer. Dort, aus dem Fenster auf das in der Morgensonne blinkende, jugendfrische und schöne Düsseldorf blickend, überlegte ich meine Lage. Schon fühlte ich, daß ich nicht die Kraft dazu hatte, Renata zu verlassen, und daß ich an sie, sei es durch magische Kräfte gefesselt war, sei es auf natürliche Weise mich in Kypris, der Mutter der Liebe, feingesponnenem Netze gefangen hatte.

Nämlich meine Lage überblickend, wie ein Krieger, der sich in Gefahr befindet, sprach ich diesmal also zu mir: „Was ist's! so stürze dich in diese Sinnlosigkeit, — kannst du sie nicht überwinden. Doch sei auf deiner Hut, daß du in diesem Abgrund dein Leben nicht vernichtest oder deine Ehre verlierst. Stecke dir rechtzeitig Grenzen und Zeit und hüte dich, sie zu überschreiten, wenn dein Herz in Flammen steht und der Verstand zum Reden unfähig ist."

Ich entnahm meinem Gurt das dort eingenähte Gold und teilte meine Ersparnisse in drei gleiche Teile: den einen Teil wollte ich für Renata ausgeben, den andern beschloß ich meinem Vater zu geben, den dritten endlich behielt ich für mich selber, um, wenn ich wieder nach Neu-Spanien zurückgekehrt sein würde, dort ein selbständiges Leben beginnen zu können. Gleichzeitig beschloß ich, ganz gleich, was für ein Wind auf unser Leben wehen würde, an Renatas Seite nicht länger als drei Monate zu verharren, denn nach den Ereignissen der letzten Nächte glaubte ich nicht sehr an die Verwandten, die sie — laut ihren Worten — in Köln erwarten sollten: schon die nächste Zukunft zeigte mir, wie Recht ich gehabt hatte.

Nachdem ich also vernünftig und nüchtern alles überdacht hatte, ging ich zu dem Wirt des Gasthofs und verkaufte ihm mein Pferd für eine angemessene Summe. Hierauf richtete ich meine Schritte zur Anlegestelle am Fluß und wurde mit einer Barke handelseinig, die rheinaufwärts niederländische Waren nach Köln bringen sollte. Dann erstand ich einige für die Reise mit einer Dame notwendige Gegenstände, so: zwei Kissen, weiche Decken, Eßvorräte und Wein, und kehrte hierauf in den Gasthof zurück.

Als Renata mich sah, zeigte sie aufrichtige Freude, und es wollte mir scheinen, — sie hatte geglaubt, ich wäre heimlich entflohen und hätte sie im Stich gelassen. Vergnügt nahmen wir unser Frühstück ein, wieder ohne der Qualen der Nacht Erwähnung zu tun, als wären wir am Tage ganz andre Menschen.

Gleich nach dem Frühstück schifften wir uns ein, denn die Barke lag schon zur Abfahrt bereit. Es war ein ziemlich großer, steilbordiger Zweimaster, und uns hatte man eine geräumige Kajüte im Schnabel des Schiffes, der sehr hoch war und in ein spitzes Dach auslief, eingeräumt. Ich bedeckte den Boden mit Decken und, ohne zu ermüden, hätte der Gesandte des Großmoguls selber in diesem Raume reisen können.
Bald nach Mittag fuhren wir von Düsseldorf ab und ohne weitere Abenteuer kamen wir nach zwei Tagen und Nächten — während der dunklen Stunden wurden Anker geworfen — nach Köln. Die ganze Zeit über, sowohl bei Tage, als bei Nacht, war Renata sehr ruhig und vernünftig; weder zeigte sie jene trügerische Fröhlichkeit, wie an dem Tage, als wir nach Gehrdt reisten, noch jene dumpfe Verzweiflung, wie in der Nacht, die wir im „Loewen" zugebracht hatten. Des öfteren entzückten wir uns gemeinsam an den schön gelegenen Ortschaften, an denen wir vorüberfuhren, oder sie knüpfte mit mir Unterhaltungen an über Fragen des geselligen Lebens und der schönen Künste.
Einiges von dem, was Renata mir damals sagte, muß ich hier niederschreiben, denn es erklärt manches ihrer späteren Handlungsweisen.
Dies geschah, als der Besitzer der Bark, ein rauher Seemann, Moritz Krok mit Namen, sich an unsrer Unterhaltung beteiligte und gesprächsweise der Ereignisse gedachte, die gerade in jener Zeit in Münster spielten. Auf den ersten Blick hätte man Moritz nicht

für einen wütenden Reformierten gehalten, — er trug, wie auch ich, die gewöhnliche Matrosenkleidung, und führte seine Handelsgeschäfte, — doch sprach er mit so glühendem Eifer von dem neuen Leyden'schen Propheten, den er „Johann den Gerechten, den Erhöhten auf dem Throne Davids" nannte, daß ich ihn im Verdachte hatte — er selber wäre ein Wiedertäufer. Nachdem er uns erzählt hatte, wie die Bürger der Stadt Münster die Bilder gestürmt, Orgeln und allerhand Kirchengut zerstört hätten, alle ihre Habe aber zusammentrugen, um Gütergemeinschaft einzuführen, wie sie zwölf Älteste, nach der Zahl der israelitischen Stämme gewählt und an deren Spitze Johann Bockelson setzten, sich ferner von den himmlichen Heerscharen unterstützt, so erfolgreich gegen die erzbischöflichen Landsknechte verteidigten, — fuhr er also zu reden fort, als hielte er eine Predigt:

„Lange hungerten und dursteten die Leute, und an uns erfüllte sich die Weisagung des Propheten Jeremias, der da spricht: Kinder schrieen nach Brod, doch keiner gab es ihnen. In den Gewölben der Kirchen herrschte ägyptische Finsternis, nun aber hallen sie wieder von Siegespsalmen. Ein neuer Gideon trat für einen Groschen am Tage in den Dienst des Herrn, und er schärft seine Sichel, um Ernte zu halten in den reifen Feldern. Wohl sind auf dem Amboße Nimrods Lanzen geschmiedet, doch es wird zusammenbrechen seine Feste."

Vorsichtig erwiderte ich auf die hochmütige Rede, es wäre ebenso gefahrvoll, wenn Lehre, von Leuten der

Wissenschaft ergrübelte Gedanken Gemeingut des Volkes würden, wie wenn man Kindern Dolche zum Spielen geben wollte; daß vielleicht nicht alle Verordnungen der Kirche und des Mönchtums, das mitunter in Reichtümern ertrinkt, dem Geiste der Lehre Jesu Christi entsprächen, daß aber durch Aufruhr und Anwendung von Gewalt Abhilfe zu schaffen nicht möglich wäre; daß endlich eine Erneuerung des Lebens nicht dadurch zu Stande käme, daß die Dogmen umgestürzt und die Fürsten beraubt würden, sondern nur durch die Erleuchtung des Geistes.

Hier griff Renata ganz unerwartet in die Unterhaltung ein, — ich hatte nämlich geglaubt, sie achtete garnicht auf Moritzs Worte und ergötzte sich bloß an dem Spiel der Wellen, — und sagte:

„So können darüber nur Leute sprechen, die nie begriffen haben, was der Glaube ist. Wer es nur einmal an sich erfahren hat mit welcher Glückseligkeit sich die Seele in Gott versenkt, — wird niemals denken, daß Lanzen geschmiedet oder Sicheln geschärft werden müssen. Alle diese Davide, die gegen die Philister zu Felde ziehen, diese Luther, Zwingli und Johannesse sind Diener des Satans und seine Helfershelfer. Wie viel wissen wir doch über die Fehler der andern zu reden, — wie aber, wenn wir uns selber wie in einem Spiegel betrachten wollten und die eignen Sünden, die eigne Schmach erblicken würden? Wir alle, alle müßten uns vor uns selber entsetzen, und, wie der Hirsch vor dem Jäger, den Klosterzellen zueilen. Nicht die Kirche muß reformiert werden, sondern unsre

Seele, die nicht mehr vermag zu Gott dem Allmächtigen zu beten und an Sein Wort zu glauben, die alles immer nur überdenken und beweisen will. Und wenn du, Ruprecht, den Glauben dieses Namnes teilen solltest, so kann ich keine Stunde länger neben dir verweilen und würde es vorziehen kopfüber in diesen Fluß zu springen, als mit einem Ketzer ein Gemach zu teilen."

Diese Worte, die mir damals sehr unerwartet kamen, sprach Renata in höchster Leidenschaft; dann sprang sie auf und verließ uns. Moritz blickte mich argwöhnisch an, ging gleichfalls seiner Wege und schalt auf seine Matrosen.

Ein ähnliches Gespräch wurde nie wieder geführt; Moritz mied uns hinfort, und wir lebten auf der Bark in völliger Abgeschiedenheit, was mir nur erwünscht war. Nach Renatas zornigen Worten bemühte ich mich ihr mit doppelter Aufmerksamkeit und Nachsicht zu begegnen, um ihr deutlich zu zeigen, wie hoch ich ihre Gunst einschätzte; unter anderem verweilte ich die ganze Nacht, die Renata fast schlaflos in der Kajüte zubrachte, an ihrer Seite, bis zum frühen Morgenrot, und, weil sie mich darum gebeten hatte, streichelte ich leise ihr Haar, bis meine Hand völlig erlahmte. Offenbar wollte sich Renata erkenntlich erweisen, denn sie belohnte mich in jenen Stunden und am Morgen mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit. Unser freundliches Verhalten zueinander währte bis zu unsrer Landung in Köln; dort aber nahm es ein plötzliches Ende und zerriß, wie etwa ein Tau im ausbrechenden Sturme.

Als der zweite Tag zur Neige ging, tauchten in der Ferne die Spitzen der Kölner Kirchtürme auf, und in entzückter Erregung erkannte ich und nannte Renata mit Namen die Spitze des Sankt Martin, das stumpfe Dach des heiligen Gereon, das Türmchen der Minoritenbrüder, die wuchtige Masse des Senatorenhauses, und endlich den in zwei Teile gespaltenen Riesen — den Dom der Drei Könige in seiner noch unvollendeten Majestät. Als wir näher kamen, und ich die Straßen, die mir wohlbekannten Häuser und die alten Bäume unterscheiden konnte, war meine Aufmerksamkeit auf das lebhafteste gefesselt; vor inniger Rührung war ich dem Weinen nahe und vergaß für Augenblicke an Renata zu denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Umstand ihrem katzengleichen Beobachtungsvermögen nicht entgangen; sogleich wich ihre zärtliche Liebenswürdigkeit einer unbeugsamen Härte, und sie wurde kalt wie eine im Frost erstarrte Blume. Zur Stunde der lebhaftesten Geschäftigkeit landete unsre Bark an der niederländischen Werft mitten unter andern Ruder- und Segelböten. Nachdem wir uns von Moritz verabschiedet hatten und ans Ufer gegangen waren, hatten wir das Gefühl, als kämen wir aus unsrer weltfernen Ruhe an Bord in die ersten Kreise des Inferno des Alighieri. Überall lagen Ballen zum Verladen, Fässer und Kisten umher; überall drängte sich allerhand Volk, Matrosen, Werftarbeiter, Angestellte der Kaufhäuser, Lastträger und neugierige Gaffer; Wagen kamen angefahren um die Lasten zu befördern; die Räder knarrten, Pferde schnauften, Hunde bellten,

die Leute lärmten, schrieen und schalten; Händler, Juden, Gepäckträger umringten uns, und boten uns ihre Dienste an. Kaum aber hatte ich einen Burschen gemietet und ihm befohlen unsre Sachen zu tragen, als Renata ohne jeden Übergang mit völlig veränderter Stimme folgendes zu mir sagte:

„Ich muß Euch meinen Dank bekunden, Herr Ritter. Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen, indem Ihr mich hierher geleitetet. Setzet nun Eure Reise fort; ich gehe mir eine Unterkunft in dieser Stadt suchen. So lebt nun wohl. Gott möge Euch behüten."

Erst glaubte ich, Renata sprächе also aus übertriebener Höflichkeit, und begegnete ihr mit höflichen Wendungen; sie aber antwortete nunmehr fest:

„Warum nehmt Ihr solchen Anteil an meinem Leben? Ich danke Euch für Eure Bemühungen und für Euren Beistand, dessen ich hinfort nicht mehr bedarf."

Ich verlor die Fassung, denn nur wenig kannte ich damals Renatas Seele, die ganz aus unerwarteten Widersprüchen zusammengesetzt schien, wie ein Gewebe aus bunten Fäden; ich erinnerte sie an die Schwüre, die wir getauscht hatten, doch zum dritten Male unterbrach sie mich unwillig und rauh:

„Ihr seid weder mein Vater, noch mein Bruder, noch mein Gemahl; Ihr habt nicht die Befugnis mich an Euch zu ketten. Wenn Ihr wähnen solltet, Ihr hättet meinen Leib erschachert, indem Ihr einige Gulden für mich verausgabtet, — so irrt Ihr Euch, denn ich bin kein Weib aus einem Freudenhause. Ich gehe, wohin

ich mag; mit Drohungen könnt Ihr mich nie dazu bewegen an Eurer Seite zu bleiben, wenn mir doch Eure Anwesenheit unerwünscht ist."
In meiner Verzweiflung sagte ich vielerlei, was ich nicht mehr wiederholen könnte; erst machte ich Renata Vorwürfe, dann flehte ich demütig zu ihr und suchte sie an den Händen zu halten; vor Widerwillen, vielleicht sogar vor Ekel, wich sie mir aus und antwortete kurz aber beharrlich, daß sie allein zu bleiben wünschte. Fremde Leute begannen auf unsren Streit zu horchen, und als ich mit größter Dringlichkeit Renata zu bewegen suchte mir zu folgen, drohte sie mir, sie würde bei den städtischen Reitern oder sonst bei rechtschaffenen Leuten Schutz vor meinen Übergriffen suchen.
So beschloß ich denn zu heucheln und sprach:
„Wohledle Herrin! Die ritterliche Pflicht verbietet es mir, eine Dame des Abends, inmitten einer ihr fremden Volksmenge allein zu lassen. Auch ist es nicht ungefährlich in der Dämmerung durch die Straßen zu gehen, finden sich doch des öfteren Strolche und Wegelagerer in den Gassen. Vor der Wache brauche ich mich nicht zu fürchten, denn ich bin mir keines Vergehens bewußt; gegenwärtig aber werde ich mich keinesfalls von Eurer Seite entfernen. Endlich schwöre ich bei allem was mir heilig ist, daß ich von morgen ab, so dieses Euer Wille ist, Euch unbehindert ziehen lassen will, Euch mit meiner Gegenwart nicht zur Last fallen werde und, wohin Ihr auch gehen möget, Euch nicht folgen werde."
Wahrscheinlich begriff Renata nun, daß ich nicht nach-

geben würde, und sie fügte sich meinem Willen mit jener Gleichgiltigkeit, wie wir sie an Schwerkranken, denen alles einerlei ist, bemerken können; sie hüllte sich in ihren Mantel, um ihr Gesicht zu verbergen und folgte mir durch das Stadttor. Ich befahl die Sachen zu einer mir wohlbekannten Witwe Martha Rutmann zu tragen; diese erwarb sich nach dem Tode ihres Mannes ihren Lebensunterhalt dadurch, daß sie an Reisende Zimmer vermietete. Sie wohnte in der Nähe der Kirche der Heiligen Cäcilie in einem alten, niedrigen, zweistöckigen Hause; sie selber hatte es sich im unteren Stock bequem gemacht, während sie den oberen um Geld zur Verfügung hielt. Man mußte durch die ganze Stadt gehen, um zu ihr zu kommen, und während der ganzen langen Wanderung sprach Renata keine Silbe und rückte nicht um Fingerbreite ihre Kapuze von dem Gesicht.

Zu meinem Erstaunen erkannte Martha sofort in dem gebräunten Seemann den bartlosen Studenten von früher, der oft bei ihr gezecht hatte; sie freute sich wie über das Wiedersehn mit einem nahen Verwandten und erging sich in lauter Lobsprüchen:

„Ach je, Herr Ruprecht! Hätte doch nie gedacht, Euch wiederzusehn. Zehn Jahre sind's her, doch habe ich Euch nicht vergessen. Herr Gerhardt erzählte mir, Ihr wäret mit den Landsknechten ins Feld gezogen, und ich glaubte Eure Knochen bleichten schon längst in Italien auf irgend einem Felde. Doch wie seid Ihr stattlich, und schön, und rauh geworden, — just ein heiliger Georg im Heiligenbilde! Bemüht Euch hin-

auf: meine Zimmer sind unbesetzt und wohl geräumt: es gibt wenig zu tun heuer, — alles sucht Unterkunft in den Gasthöfen; doch auch die Geschäfte gehen schlecht; es wird mit Verlust gehandelt, nicht so wie in früheren Zeiten."

Mit ruhiger Stimme befahl ich alle Zimmer für mich und für meine Frau in Stand zu setzen, hinzufügend, ich würde mit gutem rheinischem Golde zahlen, und Martha, die wie ein Jagdhund das Wild, so das Geld in meinem Beutel witterte, wurde doppelt zuvorkommend und unterwürfig. Dienstbeflissen vor uns hergehend führte sie uns in den zweiten Stock; während Martha aber eilig hin und her lief, um uns das Nachtlager zu richten und unterwürfig meine Befehle entgegennahm, spielte Renata eine stumme Rolle in dieser Komödie, enthüllte ihr Gesicht nicht einmal, als fürchtete sie sich, erkannt zu werden. Kaum aber blieben wir allein, sagte sie herrisch:

„Du wirst in jenem Zimmer schlafen, Ruprecht, — und wag' es nicht zu mir zu kommen, ehe ich dich rufe."

Ich blickte ihr ins Gesicht, antwortete mit keiner Silbe, und ging so schweren Herzens, als wäre ich verurteilt worden mit glühendem Eisen gebrandmarkt zu werden, zur Tür hinaus. Ich wußte nicht, ob ich weinen, oder ob ich diese Frau, die eine so seltsame Gewalt über mich hatte, schlagen sollte. Ich preßte die Zähne aufeinander und sprach zu mir selber: „Es ist recht, es ist recht: habe ich dich in meiner Gewalt, so will ich dir jeden Alp mit einem Alp heimzahlen" — und

doch wäre es mir ein tiefes Entzücken gewesen wieder an ihrem Lager zu sitzen und ihre Haare zu streicheln bis die Hand erschlaffte. Ich wagte es nicht dem Gebote entgegen zu handeln und zerquälte mich in meinem Bette, wie ein Trunkener, für den die Welt ein Schwankendes ist, wie das Deck eines Schiffleins, — bis die Müdigkeit meine erbitterten Gedanken niederzwang, und auch dann — ich weiß es noch gut — marterten mich bis an den Morgen drückende Träume.
Dennoch weckte mich die Gewohnheit ans Lagerleben, als wäre sie ein Trommelwirbel, zur gewohnten Stunde, und ich fand nicht nur Zeit meine Kleidung in Ordnung zu bringen, sondern ich konnte mir auch alles Geschehene wohl überlegen, noch ehe Renata sich erhoben hatte. Sie gab mir einen unfreundlichen Willkommen, erwähnte aber mit nichts ihres Vorhabens von gestern sich von mir zu trennen, und während des Frühstücks horchte sie sogar nicht ohne Geneigtheit auf meine Erzählungen, mit denen ich bemüht war, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Nach dem Mahle jedoch erhob sie sich mit entschlossener Geberde und sprach zu mir:
„Höre, Ruprecht. Unbedingt müssen wir heute noch Heinrich finden. Keinen Tag länger mag ich zögern. Wir müssen ihn finden, selbst wenn es notwendig wird, daß wir die ganze Stadt nach ihm durchsuchen. Gehen wir denn!"
Auf diese herrische Rede hätte ich entgegnen müssen, daß ich ihr beim Suchen nach dem Grafen Heinrich nur mit wenigem behilflich sein könnte, da ich ihn

von Angesicht zu Angesicht nie gesehen hätte, doch derart war Renatens Blick, daß ich weder Stimme noch Worte fand. Wieder hüllte sie ihr Gesicht in die Kapuze und eilte festen und geschwinden Schritts auf die Straße, ich aber bewegte mich hinter ihr drein, als wäre ich der an sie gebundene Schatten.

Nie werde ich jenes wilde Geremme durch alle Gassen und von einer Kirche zur andern, wie wir es an jenem Tage betrieben, wieder vergessen. Nicht einmal, nein einige Mal durchstreiften wir ganz Köln, vom Heiligen Kunibertus bis zum Heiligen Severinus, und von den Heiligen Aposteln bis an das Ufer des Rheines; hierbei erwies es sich deutlich, daß sich Renata nicht zum ersten Male in dieser Stadt aufhielt. Zu allererst veranlaßte sie mich ihr in den Dom zu folgen, doch hielt sie sich dort nicht lange auf und stürzte in die Rathausgassen, lief dort spähend hin und her den Markt und den Platz durchsuchend. Dann ging's vorbei am Hürzenich zu der alten kapitolinischen Maria; hier setzte sie sich auf die Stufen, wartete schweigend lange Zeit und blickte mit durstigen Augen jedem, der sich in der Ferne zeigte, entgegen. Dann führte sie mich an der Hand zum Heiligen Georg, wo wir wieder lange und ausgiebig warteten, weswegen wir von den Steinmetzen, die just das neue prächtige Portal errichteten, verwundert angesehen wurden; dann begegnete uns mit seiner heiligen Kriegerschaft Sankt Hereon, seufzten ob unsres Tuns die elftausend keuschen Jungfrauen, die neben der heiligen Ursula ruhen, und das Riesenauge der Minoriten stierte uns entgegen,

und endlich standen wir am Ufer des Rheines im Schatten des gigantischen Turmes von Sankt Martin, allwo Renata mit so ruhiger Sicherheit wartete, als hätte eine Stimme von Sinai ihr das Wiedersehen an dieser Stelle verhießen, während ich trübselig in das wirre Getriebe im Hafen blickte, zusah wie die Schiffe landeten und vom Ufer stießen, wie man in die bunten Barken Waren verstaute und wieder löschte, wie die Leute rastlos hin- und herlaufend sich zu schaffen machten, irgend wohin eilten, mit irgend etwas beschäftigt waren, und ich mußte denken, wie doch alle diese Leute die beiden Fremdlinge, die still an der Kirchenwand lehnten, so gar nichts angingen.

Nach dem Stande der Sonne zu schließen war Mittag längst vorüber, als ich mich entschloß, mich an Renata mit dieser Frage zu wenden:

„Sollen wir nicht heimkehren? Ihr seid müde geworden; das Mahl wird für uns gerichtet sein."

Doch voller Verachtung blickte mich Renata an und antwortete:

„Wenn du hungrig bist, Ruprecht, so geh und iß; ich bedarf dessen nicht."

Und bald darauf begann unser unordentliches Gelaufe durch die Gassen von neuem, doch wurde es mit jeder Stunde immer regelloser, denn Renata selber hatte den Glauben verloren, obgleich sie in trotzigem Eigensinn an ihrem einmal gefaßten Beschlusse festhielt, jeden Vorübergehenden aufmerksam ansah, an den Kreuzwegen verweilte und in die Fenster der Häuser spähte. Bekannte Gebäude tauchten vor mir auf: unsre Univer-

sität, die Konvikte, in denen wohl auch meine Kameraden gehaust hatten, so das Laurentinsheim, das Kneckhaus, bei den XVI Häusern, und all die anderen Kirchen — so der fünftürmige Pantaleon, Sancta Clara, Sankt Andreas, Sankt Peter, — und wenn mir Köln auch von früher her gut bekannt war, so kenne ich doch erst seit diesem Tage die Stadt so gut, als wäre ich darin geboren und hätte mein ganzes Leben in ihr zugebracht. Ich muß es gestehn, — ich, ein Mann, der an die schwierigsten Märsche durch ödes Gelände gewohnt war, der ich gelegentlich tagelang den fliehenden Feind verfolgt habe, oder umgekehrt selber meinen Verfolgern entfloh, — ich fühlte mich völlig entkräftet und wälzte mich fast vor Müdigkeit, während Renata unwandelbar und unermüdlich vorwärts strebte: gewissermaßen ein Wahnsinn des Suchens hielt sie umfangen, und keine Kraft der Erde hätte sie aufhalten, keine überzeugende Begründung hätte sie umstimmen können. Ich weiß es nicht mehr, nach wieviel Wegstrecken, nach wieviel Kreisen wir gegen Abend wieder am Dome anlangten, und hier, endlich erschöpft, fiel Renata auf einen Stein, lehnte sich an die Wand und blieb unbeweglich.

Nicht weit von ihr setzte ich mich nieder und stumpf vor Müdigkeit, die wie zähes Blei durch meine Glieder floß, wagte ich nichts zu sagen. Vor meinen Augen türmte sich die gräuliche Wucht der Vorderfront des Domes, mit seinem intermistischen Dache, seinen noch nicht begonnenen Türmen, dennoch majestätisch im kühn angelegten Plane. Und sonderbar, in diesem Augen-

blick vergaß ich meine eigne Lage, vergaß Renatens, vergaß Hunger und Müdigkeit und begann, wie gut erinnere ich mich daran, ausführlich über den Dom und seine Entstehung nachzudenken. Ich erinnerte mich an die Pläne des Domes, die mir gelegentlich zu Gesicht gekommen waren, der Erzählungen über die Entstehung dieser Pläne, des Namens des trefflichen Meisters Gerhardt und Seiner Eminenz des Erzbischofs Heinrich von Wirneburg, und mir kam der sichre Gedanke, daß dieses Gebäude, wie auch seine Brüder, der Dom des Heiligen Petrus zu Rom und der Dom der Geburt der Allerheiligsten Jungfrau zu Mailand, sich nie zu der ihnen zugedachten Größe auftürmen würden: jene Lasten, wie sie zur Vollendung dieses Bauwerks notwendig sind, zu der Höhe zu heben, und in Vollkommenheit die geplanten pfeilspitzen Türme zu errichten, — das sind Aufgaben, die unsre Kräfte und unser Vermögen bei weitem übertreffen. Gesetzt aber den Fall die Wissenschaft der Menschen und die Architektur hätte jene Maße der Vollendung erreicht, daß dies alles möglich und leicht ausführbar erscheint, so werden die Leute natürlich längst ihren anfänglichen Glauben verloren haben, und werden sich darum nicht mühen wollen, Gott dem Herrn ein Haus zu errichten.
Renata selber störte mich in meinen Betrachtungen. Sie sagte kurz und einfach:
„Ruprecht, komm heim."
Mit Anstrengung erhob ich mich und schleppte mich hinter Renata her, als wäre ich in Ketten geschlagen, doch versah ich mich, als ich damals aufatmend dachte,

die Begebenheiten dieses Tages hätten ihr Ende erreicht: das Überraschendste wartete noch unser.
Als wir zu Hause angelangt waren, befahl ich Martha das Essen zu richten; doch wollte Renata nichts zu sich nehmen und, als wäre es ihr zum Ekel, schluckte sie etliche gekochte Bohnen und trank kaum zwei Schluck Weines. Dann aber, in völliger Entkräftung, schlich sie zu ihrem Bett und streckte sich aus, wie eine Paralytische, wehrte nur schwach meiner Berührung und schüttelte nur mit dem Kopf zu allem, was ich auch sagen mochte. Ich aber näherte mich ihr, knieete nieder vor ihrem Bette und blickte ihr schweigend in die Augen, die plötzlich wie still standen und jeden Sinn und Ausdruck verloren; — lange verharrte ich in dieser Stellung, die seit jenem Tage auf Wochen hinaus die mir gewohnte wurde.
Als wir so in dieses Dunkel, in dieses Schweigen wie in eine schwarze Tiefe versanken, — hörten wir plötzlich über uns im Gebälke einen eigentümlichen und ganz ungewöhnlich krachenden Laut. Erstaunt hob ich die Augen, denn außer uns beiden war niemand im Zimmer; zuerst sagte ich nichts. Als sich aber nach einigen Augenblicken dieses Klopfen wiederholte, fragte ich Renata leise:
„Hört Ihr dieses Klopfen? Was könnte es sein?"
Renata antwortete mit gleichgiltiger Stimme:
„Es ist nichts. Es kommt oft vor. Es sind die Kleinen."
Ich fragte entgegen:
„Welche Kleinen?"

Sie antwortete ruhig:
„Die kleinen Dämonen."
Diese Antwort interessierte mich so sehr, daß ich, obwohl es mir peinlich war die entkräftete Renata zu erregen, es demnoch wagte sie auszuforschen, denn ich merkte wohl, daß sie um Dinge wußte, von denen ich nur eine trübe Vorstellung hatte. Nur widerwillig, zögernd und mit Mühe die Worte von den Lippen lösend, erklärte mir Renata, daß die niedrigsten Dämonen, die sich ständig unter den Menschen umtrieben, bisweilen jenen, die vor ihrem Einwirken nicht geschützt wären, ihre Gegenwart durch Klopfen in den Wänden und in den verschiedensten Gegenständen zu wissen geben, oder dadurch, daß sie mancherlei Gerät in Bewegung setzten. Hier fügte Renata hinzu, sie hätte in der Zeit ihrer nahen Beziehungen zu Madiel, als ihre Augen für diese geheimnisvolle Welt noch geöffnet waren, die Geister selber gesehen; sie sähen stets wie Menschen aus, trügen aber im Gegensatz zu den Engeln, nicht etwa helle oder leuchtende Gewänder, sondern dunkel-graue oder rauchschwarze, demnoch wären sie wie von etwas Leuchtendem umgeben und, wenn sie sich vorwärtsbewegten, so gingen sie nicht, sondern schwebten eher lautlos dahin, verschwänden sie aber, so entflögen sie wie eine Wolke.
Ich darf nicht verhehlen und füge es hier ausdrücklich zu, daß mir Renata späterhin eine andre Erklärung für diese Geräusche gab, die vielen vielleicht weit einfacher und verständlicher erscheinen wird; nach allem aber glaube ich urteilen zu müssen, daß die wirklich

wahrhafte die erste Erklärung war und daß, wenn Renata sich versehen haben sollte, so doch nur darin, daß sie die übliche List Satans nicht durchschaute, der doch nur danach sucht, wie er eine Seele in seine zweifelhaften Netze verstricken könnte. Damals aber hatte ich nicht einmal Zeit ihre Äußerung zu beurteilen, denn ich war ganz befangen in einem Gefühle des Erstaunens darüber, daß sich die Welt der Dämonen, die nach dem Glauben vieler wie etwa jenseits eines unbefahrbaren Ozeans, den man nur auf Flößen der Magie und der Wahrsagerei durchqueren kann, zu liegen scheint, so nahe von uns befindet. Indem ertönten während Renata noch sprach in der Wand über ihrem Bett fröhliche Klopftöne, als wollten sie gewissermaßen das Gesprochene bestätigen. Da aber die in meiner Brust durch die Bücher der großen Humanisten entzündete Fackel des freien Forschungstriebes nie und in keiner Lebenslage erlosch, so wandte ich mich an das klopfende Wesen und fragte mit größter Kühnheit:

„Wenn du, der du diese Töne hervorbringst, tatsächlich ein Dämon bist, und wenn du meine Worte vernommen hast, so antworte mit dreimaligem Klopfen."

Sogleich ertönte ein vernehmliches dreimaliges Klopfen, und dies kam mir in jenem Augenblick so schrecklich vor, als träfe ein unsichtbarer Hammer durch die Schädeldecke auf mein Gehirn. Doch schnell überwand ich meinen Kleinmut und ohne den düstren Abgrund, in den ich mich selber stieß zu erkennen, fragte ich mit neuem Mut:

„Bist du ein Freund oder ein Feind? Wenn du ein Freund bist, so klopfe dreimal."
Sofort klopfte es dreimal. Renata richtete sich in ihrem Bette auf; ihre Augen wurden wieder lebendig und sie fragte:
„Im Namen Gottes beschwöre ich dich, der du klopfst, sage mir: weißt du etwas von meinem Gebieter, dem Grafen Heinrich? Wenn du etwas weißt, so klopfe dreimal."
Es klopfte dreimal.
Ein unüberwindliches Zittern schüttelte Renata. Sie blieb sitzen, doch packte sie meine Hand, preßte sie zwischen ihren schmalen Fingern und richtete hastig eine Frage nach der andern an unsern unsichtbaren Gesprächigen: wo ist Graf Heinrich? wird er zurückkehren? wird sie ihn wiedersehn? ist er ihr gram? — lauter Ausrufe, auf die mit Klopftönen zu antworten schwer sein mußte. Da mischte ich mich in das Gespräch und bemühte mich Ordnung in die Unterhaltung zu bringen, wobei wir festlegten, daß ein dreimaliges Klopfen Bejahung, ein zweimaliges Verneinung bedeuten sollte; hierauf erübrigte nur unsre Fragen so zu stellen, daß sie mit einem einfachen „ja" oder „nein" beantwortet werden konnten. So entspann sich zwischen uns und unsrem unsichtbaren Gast eine längere Unterhaltung.
Wir fragten ihn: ob er ein Dämon wäre? Und er antwortete uns, — er wäre einer. Hierauf fragten wir ihn, wie er hieße, und ermittelten durch Herzählen etlicher Namen und sämtlicher Buchstaben des Alpha-

bets, daß er sich Elimer nannte. Hierauf fragten wir, ob ihm der Graf Heinrich bekannt wäre, und er antwortete mit „ja". Wir fragten, ob Graf Heinrich sich in Köln aufhielte, und er antwortete „nein". Wir fragten, ob Graf Heinrich nach Köln kommen würde, und er antwortete „ja". Wir fragten: wann? ob bald? ob heute noch? ob morgen? und vernahmen, morgen würde er eintreffen. Hierauf setzten wir unser Verhör fort, und ermittelten, wir könnten den Grafen Heinrich morgen am Abend erwarten, in diesem nämlichen Raume, auch brauchten wir nicht auszugehen, denn er selber würde den Weg zu Renata finden, er hätte sie nicht vergessen, er wäre ihr nicht gram, alles hätte er ihr verziehen und liebte sie wie früher, und wolle bei ihr sein.

Alle diese Antworten hatten fur Renata dieselbe Bedeutung, wie das „Talitha kumi" des Erlösers für die gestorbene Jungfrau. Auch sie lebte auf, vergaß ihre Müdigkeit, fragte einmal ums andre immer dasselbe, nur die Worte ein wenig verändernd, um einmal noch das ihr süße „ja" zu hören. Und wenn das bejahende Klopfen eine besonders große Hoffnung in ihr wachrief, so ließ sie sich wie in Verzückung mit einem Seufzer der Erleichterung in ihre Kissen fallen, schien für Augenblicke zu ersterben, wie im Gefühle einer tiefsten Lust, und sagte dann ganz leise zu mir: „Hörtest du, Ruprecht? Hörtest du?"

Dies alles dauerte wohl eine gute Stunde, bis die Klopftöne immer schwächer und schwächer wurden, — als

rührten sie von einem her der müde zu werden begann, — um zuletzt ganz aufzuhören. Aber auch nach dem Stille eingetreten war, konnte sich Renata lange nicht beruhigen, und voller Freude wiederholte sie sich selber und mir ihre Fragen und die Antworten des Dämons, oder sie nötigte mich, alles zu wiederholen, und beteuerte: „Ich wußte es doch, daß ich hier Heinrich sehen werde! Ich fühlte es doch und habe es auch gesagt! Denn ich war an die letzten Grenzen des Leidens gelangt, und so konnte sich mein Herz nicht länger zerquälen.“ Voller Herablassung streichelte sie dabei meine Haare, mein Gesicht, erlaubte mir ihre Hand zu küssen, schmiegte sich an mich, als wollte sie sich an die zukünftigen Liebkosungen ihres Geliebten gewöhnen, ich aber fand keinen andern Ausweg aus meiner Hoffnungslosigkeit, als ihrer Stimme zu horchen und mit den Lippen ihre Finger zu berühren. Und diese Marter ihres Frohlockens hielt an bis in die tiefe Nacht, trotz unsrer Müdigkeit; ich hörte ihr zu, wie sie sich kindlich freute und kniete an ihrem Bette; als sie mir endlich sagte, ich solle schlafen gehen, konnte ich mich kaum auf den abgetaubten Füßen halten.

Es ist sehr begreiflich, daß die zweite Nacht in meiner einsamen Kammer um nichts besser war als die erste, und wieder gab es die meisten Gründe dafür, daß düstre Gedanken meine Seele umstürmten, als wären sie in Eisen geschlagen, mit herabgelassenem Visir und eingelegter Lanze. Ich gab mich ganz den Betrachtungen hin über die schrecklichen Banden, die das Leben der Menschen mit dem der Dämonen verketten,

und über den neuen Pfad, den so unerwartet die Ereignisse der letzten Tage bezeichneten.
Und dies ist der Versuch, den ich am nächsten Tage anstellte, denn ich sagte mir, daß der im Kampf Unterlegene sich nur auf die eigne größtmögliche Unterwürfigkeit und auf die Gnade des Siegers verlassen darf. Als Renata mich zu sich rief, hielt ich die folgende wohldurchdachte und vorbereitete Rede:
„Edelste Dame! Offen möchte ich das aussprechen, was ihr schon längst aus meinem Schweigen errietet. Nicht schlichte Dienstwilligkeit, auch nicht ritterliche Pflicht halten mich länger an Eurer Seite. Es ist etwas viel stärkeres, — ein Gefühl, dessen sich weder ein Mann, noch eine Frau zu schämen braucht. Ich habe den Schwur getan Euch ein eifriger Diener und ein williger Bruder sein zu wollen, doch werde ich auch stets Euer ehrfürchtiger Anbeter bleiben. Als ich Euch kennen lernte, erkannte ich nur zu wohl, daß ich nie das Gelüste haben würde einem andern Weibe anzugehören, und alles, was ihr mir über Eure Liebe mitteiltet, kann mich nicht veranlassen davon abzustehen. Denn wohl unterfange ich mich nicht etwas Unziemliches zu erhoffen, doch ist es mir nicht möglich ohne Euch zu leben, und ich wünsche nur zuweilen Eure Ärmel küssen zu dürfen oder Eurem Gange zu folgen. Was auch geschehen möge, auch wenn es Euch bestimmt sein sollte, glücklich zu werden, — nehmt mich in Euren Dienst und gestattet mir Euch zu schützen, und mit dieser meiner Hand Euch und Euren Erwählten vor Gefahren zu schirmen."

Ich möchte nicht sagen, daß alles bis zum Ende in dieser etwas schwülstigen Rede aufrichtig gemeint war, auch nicht, daß ich tatsächlich den Wunsch gehegt hätte das von mir Gesagte zu erfüllen, immerhin war dies ungefähr die geneigte Richtungslinie meiner Gedanken, wenn diese auch nicht ganz bis auf den Grund gingen; hätte aber Renata die Erfüllung meiner Versprechungen gefordert, so kann es wohl sein, daß ich tatsächlich alles gehalten hätte, was ich ihr wie auf der Bühne eines Theaters zusicherte. Renata aber, die mir unwillig zugehört hatte, antwortete folgendes:

„Wage es nicht, Ruprecht, etwas Ähnliches nur zu denken. Du bist der letzte Schatten dieses Teiles meines Lebens, das schon zu sehr von Schatten erfüllt war. Ich kehre in das Licht zurück, und du mußt verschwinden, wie die nächtliche Finsternis vor den Strahlen der Sonne verschwindet. Glaubst du wirklich, ich könnte, wenn erst Heinrich bei mir sein wird, auf dich blicken und darum wissen, daß du mir die Hände küßtest und in einem Bette mit mir lagst? Nein, kaum wird Heinrich diese Schwelle überschreiten, mußt du durch jene Tür hinaus, mußt diese Stadt verlassen, mußt in deine Nichtigkeit wieder versinken und so versinken, daß ich nie wieder etwas über dich höre! Das mußt du mir schwören bei den Kreuzesschmerzen unsres Heilandes, und solltest du deinem Schwure untreu werden, so soll dir ein strengeres Gericht denn Judas dem Verräter widerfahren."

Hierauf fragte ich Renata:

„Wie aber, wenn ihr, aus dem Hause schreitend, eines

Morgens meinen Leichnam auf der Schwelle finden werdet, den Dolch im Herzen? Was werdet ihr eurem Heinrich über mich sagen?"
Renata antwortete:
„Ich werde sagen, das müsse wohl ein trunkener Strolch sein, und werde froh sein, wenn die städtischen Reiter den Leichnam entfernen."
Hierauf leistete ich ihr alle Eide, die sie von mir verlangte, und fügte mich ihr ohne jede Widerrede in allen Stücken, obwohl ich es selber nicht wußte und nicht daran denken mochte, wie ich mich am Abend verhalten würde. Sie trug mir auf ihr ein Kleid zu kaufen, — denn außer jenem prunkvollen Gewande, daß sie ständig zu tragen pflegte, besaß sie nur noch ihren blauen Reisemantel, — ferner einige Kleinigkeiten, wie man sie zur Reise und zum Schminken des Gesichtes braucht, denn offenbar wollte sie alle Mittel in Anwendung bringen, um dem Grafen Heinrich desto anziehender zu erscheinen und um ihn nach Möglichkeit wenig zur Last zu fallen. Die größte Aufmerksamkeit und Besorgtheit brachte sie den nichtigsten Kleinigkeiten entgegen, und, trotz des strömenden Regens, der den ganzen Tag über nicht aufhören wollte, nötigte sie mich viele Mal auf den Markt zu gehen und von einem Kaufmann zum andern zu wandern.
Mit diesen Besorgungen verging die Zeit bis zum Abend und ich hatte alles in Ordnung gebracht, als die durch düstre Wolken beschleunigte Abenddämmerung das Zimmer mit dichter Dunkelheit erfüllte. Ich weiß nicht,

ob meine Empfindungen den Gefühlen eines Menschen glichen, der im Kerker gefoltert wurde und nun die Stunde erwartet, da man ihn zum Richtplatz führen wird, jedenfalls zog ich in Gedanken einen entsprechenden Vergleich zwischen meiner Lage und der Lage eines solchen Menschen. Es gab Augenblicke, in denen ich das Gefühl hatte abwärts zu schwimmen, wie ein Boot, das von niemand gesteuert, einen reißenden Strom hinabschießt.

Kaum war das Dunkel fühlbar dicht geworden, als sich aufs neue Töne in der Wand vernehmen ließen, und Renata fragte eilig, ob es Elimer, unser Bekannter von gestern wäre. Es kam die Antwort, er wäre es. Und nun begann gewissermaßen eine Wiederholung des gestrigen Abendes, nur mit dem Unterschiede, daß sich alsbald zu dem einen klopfenden Dämon eine Reihe andrer gesellten, die ebenfalls ihre Namen angaben: die Namen Ricius und Ulrich sind mir noch im Gedächtnis geblieben. Jeder von ihnen hatte eine besondre Art zu klopfen: so klopfte Elimer bestimmt und vernehmlich, Ricius kaum hörbar, während Ulrich so laut donnerte, daß man befürchten mußte, die Wand würde einstürzen. Die Dämonen antworteten willig auf jede Frage, so weit dies möglich war mit Klopftönen, auch ließen sie sich weder durch die von Renata angerufenen Namen der Heiligen, noch durch den Namen Gottes des Herrn selber aus der Fassung bringen. Außerdem aber flammten zeitweise an verschiedenen Orten des Zimmers über dem Fußboden, wie über einem Sumpfe, flackernde Feuer auf; sie er-

hoben sich auf etwa zwei Ellenbogenlängen und erloschen dann verschwimmend. Doch fühlte sich meine Seele bereits zu sehr zu all diesem, was nach den Worten Horaz's scire nefas ist, hingezogen, ja selbst die deutlichen Zeichen der Hölle erschreckten mich nicht mehr und beengten meinen Willen in keiner Weise.
Heute muß ich es bereuen, daß ich, da ich mich doch einmal in ein so zweifelhaftes Unternehmen wie den Verkehr mit jenen klopfenden Dämonen einließ, es unterlassen habe, die Gelegenheit zu benutzen, um aus jenen Unterredungen ein weiteres über ihre Natur und Kräfte in Erfahrung zu bringen. Doch lebte ich an jenem Abend, zusammen mit Renata, ganz in der Erwartung der bevorstehenden Ankunft Heinrichs, auch fand sich nicht der genügende Wissensdrang in mir, um ein langes Verhör anzustellen. Ich brachte nur in Erfahrung, daß es in ihrer Welt Flüsse, Seen, Bäume und Triften gibt, daß in dieser Welt teils Teufel leben, die als gute Geister von Gott erschaffen wurden, dann aber zusammen mit Lucifer von Ihm abfielen, — teils die Seelen Verstorbener, die der Hölle nicht für wert befunden wurden, andrerseits aber keine Hoffnung auf das Fegefeuer haben und daher dazu verurteilt sind, sich bis zur zweiten Wiederkunft auf Erden zu quälen; daß sie stets froh wären mit Menschen zu reden, die sie recht wohl sähen, wie etwa ein Licht in der Finsternis; sie könnten sich aber nicht mit allen in Verbindung setzen, sondern nur mit solchen, die dazu befähigt wären.
Dies ist das Wenige was zu erfragen mir einfiel. Dafür

richtete Renata an alle jene die Antworten gaben, eine Unzahl von Fragen, die sich alle in die eine zusammenfassen ließen: „Ist es wahr, daß Heinrich heute noch zu mir kommen wird?“ und alle gaben nur eine Antwort: „ja“. Dann sagte uns Elimer, wir sollten Heinrich in der Dunkelheit, die tatsächlich rings um uns herrschte, erwarten; er würde genau um Mitternacht kommen: er wäre bereits in der Stadt und kleidete sich nur um. Diese letzte Antwort erweckte in Renata den brennenden Wunsch, über alle Einzelheiten seines neuen Gewandes unterrichtet zu sein, und ohne zu ermüden zählte sie alle Stücke her, die Heinrich zu tragen pflegte, nannte auch alle Teile und jedes Zubehör der männlichen Tracht, wie auch allerhand buntfarbige Stoffe, nur damit Elimer mit einem einfachen „ja“ das ganze Bild Heinrichs bestätigen konnte. Wir erfuhren, Heinrich trüge einen grünen Jägerrock, wie er in Bayern üblich ist, mit braunen Schließen, einen grünen Hut, einen hellfarbigen, mit Steinen geschmückten Gürtel, und blaue Stiefel.

Weiter sagte Elimer, Heinrich hätte sein Haus schon verlassen und wäre auf dem Wege zu uns, jetzt schritte er durch eine Gasse, jetzt durch die andre, nun wäre er dicht vor unsrem Tor. Mein Herz klopfte so stark, daß ich seine dumpfen Schläge hören konnte, und zum letzten Male fragte ich den Dämon:

„Wenn der Graf durchs Tor tritt, so klopfe dreimal.“

Es klopfte dreimal. Ich wiederholte:

„Wenn der Graf die Stiege emporsteigt, so klopfe dreimal.“

Und dreimal klopfte es. Mit heiserer Stimme sagte mir Renata:
„Ruprecht, gehe und kehre nicht wieder!"
Ihr Antlitz schien mir schrecklich; wie ein Verwundeter taumelte ich zur Tür auf den Gang hinaus, von wo aus man in den Hof des Hauses gelangen konnte; als ich aber bemerkte, daß Renata, ganz befangen in der Erwartung, auf mich nicht achtete, zögerte ich an der Tür, denn eine unüberwindliche Neugierde packte mich, einmal nur in das Gesicht jenes, damals für mich so geheimnisvollen Grafen zu blicken. Doch Minuten vergingen und der Graf erschien nicht; hinter der Wand waren keinerlei Schritte zu hören, und alles ringsum blieb still und unverändert. Eine lange Zeit verstrich, und wieder nahte ich mich vorsichtig Renaten, die am Tische stand.
Keuchend fragte Renata:
„Elimer! Wenn Heinrich nahe ist, so klopfe dreimal."
Es kam keine Antwort, und wieder fragte sie:
„Elimer! Wenn du hier bist, so klopfe dreimal."
Es kam keine Antwort, und in größter Verzweiflung rief sie ein drittes Mal:
„Ricius, Ulrich! Antwortet, wird mein Heinrich kommen?"
Es kam keine Antwort.
Plötzlich verließen sie alle ihre Kräfte und sie wäre, wie von einer Kugel getroffen zu Boden gestürzt, wenn ich sie nicht aufgefangen hätte. Und ich weiß nicht, fuhr jener Dämon in sie, mit dem wir eben noch so

freundschaftlich geredet hatten, oder war es ihr alter Feind, jedenfalls mußte ich aufs neue Zeuge der entsetzlichsten Qualen sein, wie auch damals in der Dorfherberge. Es wollte mir nur scheinen, daß der böse Geist diesmal nicht von Renatens ganzem Körper Besitz ergriffen hatte, sondern nur von einem Teil desselben, denn sie konnte sich einigermaßen wehren, obwohl ihr ganzer Leib sich fürchterlich krümmte, und die Glieder sich so verrenkten, als müßten die Knochen, Haut und Muskeln zerreißen. Wieder hatte ich keine Mittel zur Hand um der Gefolterten beizustehen, und ich blickte nur in ihr Gesicht, das so gänzlich entstellt war, als stierte ein Fremdes aus ihren Augen, und auf die ungeheuerlichen Verrenkungen ihres Leibes, bis sie der Dämon endlich gutwillig in Frieden ließ, und sie ganz erschöpft in meinen Armen liegen blieb, wie ein zerbrechliches Zweiglein, welches durch einen Wasserfall um und um getrieben wurde. Ich trug Renata in ihr Zimmer, legte sie auf ihr Bett, und lange noch entrang sich ihrer Brust ein diesmal ganz lautloses Schluchzen, denn sie war unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

So endete der zweite Tag unsres Kölner Aufenthalts und der fünfte meines Zusammenseins mit Renata. Ungeachtet der Menge mannigfaltigster Erlebnisse haben sich diese fünf Tage mit solcher Deutlichkeit in meine Seele eingegraben, daß ich mich der geringsten Vorkommnisse zu erinnern vermag, auch aller Worte die Renata sprach und der Antworten, die ich ihr gab, und aller meiner Gedanken, als hätte sich dies

alles erst gestern ereignet. Und hielte ich es nicht für erforderlich, mich kurz zu fassen, denn die Schilderung noch erstaunlicherer Begebenheiten steht mir bevor, so hätte ich das von mir in dieser kurzen Zeit Erlebte mit viel größerer Ausführlichkeit, als ich es hier getan, wiedergeben können.

DAS VIERTE KAPITEL

Wie wir in Köln lebten und was ich auf dem Hexensabbath sah.

Wohl nicht die Leiden allein, mit denen der quälerische Dämon Renata folterte, sondern auch die Verzweiflung, die auf ihre überströmenden Hoffnungen gefolgt war, bewirkten es, daß sie ganz von Kräften kam, als hätte sie eine lange und schwierige Krankheit zu überstehen. Am Morgen nach jener Nacht, in der wir den Grafen Heinrich vergeblich erwartet hatten, war Renata tatsächlich nicht im Stande sich vom Bette zu erheben; sie konnte ihre linke Hand nicht rühren, und klagte, es wäre ihr so, als hätte ihr jemand einen spitzen Nagel in den Kopf getrieben; — so mußte sie wohl oder übel etliche Tage das Bett hüten. Es war mir ein großes Glücksgefühl wie ein Spitaldiener die Kranke pflegen zu dürfen, ihr wie einem schwachen Kinde Speise und Trank einzuflößen, ihren müden Schlummer zu überwachen und im spärlichen Schatze meines medizinischen Wissens Mittel ausfindig zu machen die ihr Erleichterung schafften. Obwohl Renata meine Dienste mit der ihr gewohnten königlichen Gleichgiltigkeit entgegennahm, glaubte ich doch aus dem Ausdrucke ihrer Augen und aus einzelnen Worten entnehmen zu dürfen, daß sie meine Ergebenheit und meine Bemühungen zu schätzen wisse, und das lohnte mich reich für die kürzlich ausgestandenen Qualen. Und wenn die ersten fünf Tage meines Zusammenseins mit Renata an einen nie ruhenden Strudel zwischen

Klippen erinnerten, so brachen nun für mich stille, traurige, doch süße Tage an, die einander so völlig glichen, daß man sie für einen einzigen Tag hätte halten können, der sich in etlichen Spiegeln spiegelte.
Wenn ich nun wieder an jene Zeit zurückdenke, so fühle ich wie mein Herz wie von Raubvogelkrallen gefaßt wird, und ich mache mich anheischig, wider den Schöpfer murrend, die Erinnerung als eine seiner grausamsten Gaben zu bezeichnen. Doch kann ich mich nicht enthalten, ob zwar nur kurz, jene Räume, in denen sich unser tragisches Geschick erfüllte und das Gefüge unsres Lebens zu schildern, wie wir es trotz aller Unregelmäßigkeiten, bis zur schicksalsschweren Stunde der ersten Trennung aufrecht erhielten.
Da es Renata nicht für nötig befand mit mir über ihre Verwandten zu sprechen, die sich in Köln aufhalten sollten, auch nicht über ihren Wunsch mich zu verlassen, so bemühte ich mich darum, ihr den Aufenthalt in unsrer Wohnung so heimisch als möglich zu gestalten. Ich wählte für sie jenes von den drei Zimmern des zweiten Stockwerkes, das Martha für die Vornehmsten unter ihren Gästen bestimmt hatte, und das aus diesem Grunde einigermaßen prunkvoll eingerichtet war. Rechts vom Eingange an der Wand stand auf einer kleinen Empore zu der drei Stufen führten ein wundervolles Holzbett mit spitzenbesetzten Kissen, einer Atlasdecke und einem Holzbaldachin, der mit Stoffen drapiert war. Ein weiteres bedeutendes Ausstattungsstück war der bunte Kachelkamin seltenster Arbeit, wie man sie selbst in Mailand nicht immer

findet; ferner stand an der Außenwand ein großes, geschnitztes und mit Intarsien verziertes Kleiderspind. Zwischen den Fenstern stand ein schöner Tisch mit gebogenen Füßen, in der Ecke hinter dem Bett ein zusammenlegbarer Hausaltar, endlich vervollständigten etliche Stühle, ein Lesepult und ein italienischer Spiegel links vom Eingange die ganze Einrichtung. Mit größter Deutlichkeit erinnere ich mich jeder Kleinigkeit, — und jetzt noch, diese Worte niederschreibend, will es mir scheinen, ich brauchte nur aufzustehn, die Tür zu öffnen und würde dann wieder Renatens Zimmer betreten, würde sie sehen, wie sie ihren Kopf über das geschnitzte Brett des Lesepultes beugt, oder ihre Wange an die kalten Butzenscheiben lehnt.

Ein schmaler Gang trennte Renatens Zimmer von dem meinen; dieser Gang führte zu einer gedeckten Gallerie, die um die eine Hälfte des Hauses lief und von der man auf einer Stiege ins Freie gelangen konnte, ohne das untere Stockwerk passieren zu müssen. Mein Zimmer, das Martha für gewöhnlich an weniger bemittelte Reisende abzugeben pflegte, war schlicht eingerichtet, doch aber besser und gemütlicher als die üblichen Zimmer der Gasthöfe. Ferner stand noch ein drittes, ganz gesondert liegendes, kleines Zimmer zu unsrer Verfügung, in das man von der inneren Stiege des Hauses gelangte; zunächst hatten wir nicht die Absicht gehabt diese Kammer zu benutzen, und ich zahlte dafür den ausbedungenen Preis bloß um jede Nachbarschaft zu vermeiden. Tatsächlich lebten wir in dem einsamen Häuschen, in dem außer uns nur noch

Martha lebte, ein Frauenzimmer, das dem Geschwätze wohl nicht abhold war, dafür aber nur ungern Gäste zu sich lud, — selbst im lustigen, lärmenden Köln so gesondert von allen Leuten, wie etwa Merlin in dem verzauberten Walde Vivianens.

Die alte Martha war überzeugt, daß ich mich mit der jungen Frau vergnügte und hatte wie begreiflich keine Ahnung wie sonderbar wir unsre Tage zubrachten. Für den reichlich bemessenen Mietschilling bediente sie uns willig und gerne, erfüllte alle meine Aufträge und sorgte für unser Essen: gewöhnlich gab es am Morgen zum Frühstück Rührei, Wurst, Käse, Eier, gebackene Kastanien, frische Semmeln, am Abend zu Mittag — Hammelbraten, Spanferkel, Gänse, Karpfen, Hechte; außerdem pflegte ich stets eine Flasche Rheinwein oder Malvasier auf dem Tische zu haben. Zwar staunte Martha, daß ich meine früheren Bekanntschaften nicht erneuerte, und wiederholt versuchte sie mich zu bereden, den gealterten Ottfried Gerhardt, meinen ehemaligen Lehrer, aufzusuchen, ich aber verbot ihr auf das strengste, wem es auch sei, von meiner Anwesenheit in Köln Mitteilung zu machen. Übrigens schien es mir, als hätte Martha meinen Befehl nicht befolgt, denn gelegentlich machten auf der Gasse Leute, in denen ich nicht allein frühere Saufkumpane, sondern auch Magister der Universität wiedererkannte, den Versuch mich zu begrüßen, — immer aber gab ich ihnen zu verstehen, daß der Grüßende sich versehen und mich für einen andren gehalten hätte.

Während Renatens Krankheit und in den ersten Tagen

ihrer Genesung redeten wir stundenlang miteinander, und nun hörte sie auch gerne meine Erzählungen über das neue Hispanien, und wunderte sich, was alles zu sehn ich im Leben Gelegenheit gehabt hatte. Zuweilen fuhr sie zärtlich mit ihren Fingern über mein Gesicht und flüsterte, als spräche sie zu einem kleinen Kinde: „Wie bist du mir doch so klug und so gelehrt, mein Ruprecht." Lange Zeit aber redeten wir nicht einmal andeutungsweise vom Grafen Heinrich, oder von der Kraft der feindlichen Dämonen, die Renata bedrohten, und wenn wir am Abend — wie es etliche Mal geschah — in der Dunkelheit die uns wohlbekannten Klopftöne in der Wand vernahmen, so beeilten wir uns, Licht anzumachen, redeten von andren Dingen und das Klopfen hörte dann von selber wieder auf. Es kam übrigens vor, daß die tatsächliche Nähe der unsichtbaren Feinde nicht nur mich sondern auch Renata mit trüben Befürchtungen quälte; dann aber schickte sie mich nicht in mein Zimmer, sondern erlaubte mir, die Nacht zusammen mit ihr zu verbringen, — zuweilen am Fußende ihres Bettes, zuweilen unter ein und derselben Decke, obgleich wir einander als Mann und Frau nach wie vor fremd blieben. Und ja — diese zerquälende Nähe war mir sogar etwas Süßes und Wundervolles, ähnlich etwa, wie einer sich am tiefen Schnitt einer scharfen Klinge, die gefühllos den Leib in Stücke schneidet, ergötzen kann.

Ende August hatte sich Renata so weit erholt, daß wir Spaziergänge durch die Stadt unternehmen konnten; meist gingen wir ans Ufer des Rheines, irgend-

wohin stromauf, hinter den hanseatischen Landungsplatz, und dort setzten wir uns auf die Erde und blickten auf die allgewaltigen, dunklen Wasser des mächtigen Stromes, die unveränderlich seit den Zeiten da sie Cäsar überschritten, doch jeden Augenblick wechseln. Dieser einförmige, tagtägliche Ausblick brachte uns auf immer neue Gedanken und gab uns neue Worte auf die Lippen, und unsre Unterredungen waren so unerschöpflich wie der Rhein selber, obwohl es möglich wäre, daß es uns nur so schien, als redeten wir ohne Unterbrechung. Jedenfalls fühlte ich deutlich, wie jenes ganze Chaos von allerhand Wissen und Erkenntnis, das ich aus den verschiedensten Büchern zusammengelesen oder im Wechsel des Lebens mir erworben hatte, — nur, als es der geklärten Aufmerksamkeit Renatens, oder ihrer strengen Beurteilung, oder ihren durchdringenden Glossen begegnete, sich allmählich zu einer großartigen, doch unteilbaren Masse dehnte, gleichsam als würde aus geschmolzenem Erze eine wohlgeformte Glocke gegossen, die tief und weit klingen konnte.

Allein trotz Renatens Zucht und Ergebenheit dehnte sich in ihr ein unstillbarer Kummer, der sich mit giftigen Zähnen in ihr Herz verbissen hatte, so daß in dem Maße als ihre Kräfte zunahmen, auch die Hartnäckigkeit ihres Wunsches, der wie die Nadel der Bussole stets auf den einen Punkt wies, wiedererstand. Ich aber kannte keine andre Beschäftigung als die Klarheit oder das Bewölktsein von Renatens Seelenhimmel zu beobachten, und bald gewahrte ich, daß

schlimme Vorzeichen einen neuen Sturm kündeten, denn nicht mehr war ich ein unerfahrener Schiffer in jenen Breiten. Obgleich ich gewarnt war, so kam das Wetter doch wieder so plötzlich heran, daß ich nicht Zeit fand die Segel zu reffen, und die Galeasse meines Lebens tanzte durch den wirbelnden Sturm, wie der Kreisel eines Kindes.

Noch den Abend zuvor, als wir uns zur Ruhe legten nach einer längeren Unterredung, in deren Verlauf wir beginnend mit den Geschicken des Reiches bis zu den lyrischen Poemen des hispanischen Dichters Garziliaso de la Vega alles durchgesprochen hatten, sagte mir Renata zärtlich: „Lieber Ruprecht, endlich habe ich mich ein wenig erholt. Ich war gleichsam gestorben und lebe nun ein zweites, unverdientes Leben. In mir ist kein Blut und nie kann es für mich eine menschliche Glückseligkeit geben; doch in dieser Welt blieb mir noch deine zärtliche Aufmerksamkeit." Eingelullt von diesen Worten schlief ich am Fußende von Renatens Bett auf dem Bretterboden der Empore ein, und ich schlief süßer als manche andere auf ihren weichen Pfühlen; halb im Schlaf die Nähe der Atlasdecke spürend, sprach ich fröhlich zu mir selber: „sie ist hier!"

Doch als ich am Morgen wie von einem plötzlichen Schlage erwachte, sah ich Renatens verdrießlich-traurige Augen über mir, und ihren entstellten Mund; sie saß aufgerichtet in ihrem Bett und gewissermaßen plötzlich begriff ich den Umschlag, der in ihr vorgegangen sein mußte; voller Verzweiflung rief ich aus:

„Renata, was fehlt dir?"

Also redete ich sie an, weil sie selber mich gebeten hatte, sie beim Namen zu nennen, und ihr „du" zu sagen, so wie Freunde es untereinander tun; sie aber antwortete:
„Was sollte mir fehlen? Natürlich nichts, — es ist alles so, wie es gestern Abend noch war!"
Ich entgegnete:
„Warum ist dein Gesicht so betrübt?"
Renata antwortete mit jener Grobheit, wie sie bei ihr stets zum Durchbruch kam, wenn sie unter einem Anfall von Melancholie litt:
„Bildest du dir etwa ein, ich könnte ewig lachen? Ich bin nicht eine von jenen, die ohne jeden ersichtlichen Grund zum Tanzen aufgelegt sind! Und worüber sollte ich mich freuen? Was gibt es denn Fröhliches in meinem Leben?"
Ich entfernte mich aus Renatens Zimmer, stand lange an der Tür die zur Gallerie führte und blickte auf die roten Ziegeln der benachbarten Dächer; erst nach geraumer Zeit erkühnte ich mich zu Renata zurückzukehren, und ich sah, daß sie auf der Fensterbank saß, doch war ihr Gesicht wie erstorben und teilnahmlos. Erst machte ich ihr den Vorschlag zu frühstücken, sie aber, ohne ein Wort zu sagen, schüttelte nur den Kopf; als ich sie aber aufforderte ans Ufer zu gehn, sagte sie rauh:
„Was willst du von mir? Niemand hindert dich, — geh doch, wenn es dir Vergnügen macht durch die schmutzigen Gassen zu schlendern, dich unter das stinkende Volk zu mischen, und dich davon zu überzeugen, ob der Rhein noch an seiner alten Stelle fließt."

Seit diesem Gespräch wurde Renata für viele Tage von einer dunklen Beklommenheit beherrscht, die sich weder durch Verstandesgründe noch durch sonstige Bemühungen zerstreuen ließ. Wenn ich es versuchte, sie davon zu überzeugen, es wäre unvernünftig und verderblich sich einer solchen Verzweiflung hinzugeben, so schwieg sie entweder statt jeder Antwort, oder verwies schroff auf die Unzulänglichkeit und Sinnlosigkeit dieser Welt, die der Sünde und dem Leid anheimgegeben ist, gemessen an der göttlichen Schönheit des verhießenen Eden, und zeigte, daß ein wahrhafter Christ keinen Grund zur Freude hätte; ihm wäre es nur angemessen zu weinen. Sie verfügte über eine schier unerschöpfliche Auswahl von Beweisen gegen die Freuden des Lebens, und kein Magister wäre im Stande gewesen ein so außerordentlich gewandtes Disput zu führen, in dem sie mir nachwies, es gäbe tausend Gründe um zu verzweifeln, — so daß ich mich endlich außer Stande sah, ihr zu antworten oder zu entgegnen.

Der Besuch von Kirchen wurde nunmehr Renatens liebster Zeitvertreib; wenn sie ging, so verbot sie mir sie zu begleiten. Natürlich kam ich ihrem Wunsche nicht nach, verbarg mich hinter Pfeilern und beobachtete so in der Kirche der Heiligen Cäcilie oder in St. Peter, oder sonst wo, wie Renata sich stundenlang in Gebete versenkte, den Blick auf den Altar richtete und die ganze heilige Messe ohne die geringste Bewegung zu vollführen, anhörte. Des ungeachtet, daß der Glaube in unsren Tagen durch Reformen und mannigfache Ketzereien stark ins Wanken geraten

ist, waren die Gotteshäuser dennoch größtenteils stark besucht; da waren bedrückte Seelen, die ihre Zuflucht bei dem Allmächtigen suchten, da wieder festliche Besucher, die einer alten Gewohnheit folgend gekommen waren, oder um der Gevatterin einen guten Tag zu wünschen, oder um der schönen Nachbarin einen Blick zuzuwerfen. Diese ganze bunt zusammengewürfelte Menge hatte uns bald, als ein sonderliches Paar, gewissermaßen ausgeschieden, und ich hatte Gelegenheit aufzufangen, wie über uns im Flüstertone die sonderlichsten Gerüchte verbreitet worden. Die Neugierde, die sie wachrief, bemerkte Renata natürlich nicht, ich aber schenkte diesem allem keine weitere Beachtung, denn mein ganzes, mir selbst unerklärliches Entzücken war — Renata anzuschauen und mit meinen Augen ihre dunkle Silhuette inmitten des bunten Kirchenschmucks, der grellen Vergoldung der Bogen in mich aufzusaugen, wie etwa ein Trunkenbold den Saft der Trauben mit seinen Lippen schlürft. Hier war es auch, während ich dem gemessenen Gesang der Orgel lauschte und wohl zeitweise glaubte, das Rauschen der mexikanischen Wälder umgebe mich, daß mir zum ersten Male der Gedanke kam, Renata über den Ozean zu bringen, und bis zu dieser Stunde glaube ich, daß ich ihr Leben und ihre Seele gerettet hätte, wenn es mir gelungen wäre, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen.

An den Abenden, die wir gemeinsam zubrachten, hatten wir nunmehr unsre Rollen gewechselt, ähnlich zween Degenfechtern die gegenseitig ihre Plätze wechseln, denn

ich war der Hörende, während Renata unermüdlich über sich selber erzählte, sich tröstete, sich quälte an ihren Erinnerungen. Nur zu gut weiß ich mich zu erinnern, wie wir zu zweit beim Lichte zweier Kerzen und bei verhängten Fenstern einander in ihrem Zimmer gegenüber saßen, zwei Becher Malvasier vor uns, — denn Renata, die keine festen Speisen zu sich nehmen mochte, trank Wein mit Vorliebe, — und so die Nächte fast im Fluge zubrachten. Wiederum hatte sich Renata dazu entschlossen, mit mir über den Grafen Heinrich zu reden; sie wußte immer neue und wieder neue Einzelheiten über ihn zu berichten; sie beschrieb mir seine Augen, seine Brauen, sein Haar, seinen Körper, sie wiederholte seine Worte, die sie gerade behalten hatte, sie sprach mir von kleinen Vorkommnissen ihres gemeinsamen Lebens, sie schilderte mir ihre gegenseitigen Zärtlichkeiten mit solcher Ausführlichkeit, daß meine Eifersucht zu wilder Flamme entfacht wurde. Des öfteren unternahm es Renata mich mit ihrem Geliebten zu vergleichen, und es bereitete ihr das größte Entzücken, mir die ganze Niedrigkeit meiner Seele deutlich zum Bewußtsein zu führen, oder die Alltäglichkeit meines Gesichtes neben dem englischen Antlitze Madiels und der Göttlichkeit seiner Gedanken. Nicht selten kam es vor, daß die Leidenschaft ihrer Worte sich zu unstillbaren Tränen steigerte, zu Tränen, die ihre Wangen feuchteten und sich mit dem Weine in ihrem Becher mischten; und wir beide tranken diese Mischung von Tränen und Malvasier, bis ich endlich die völlig entkräftete Renata auf ihr Bett trug und

schluchzend ihre Füße und den Saum ihres Gewandes küßte.
Auch diese Art der Lebensführung dauerte etwa eine Woche, und ich schätze: länger hätte mein Herz die Spannung des dauernden Schmerzes nicht zu ertragen vermocht. Doch die Leidenschaftlichkeit der Gefühle Renatens fand ein ebenso plötzliches Ende, wie sie entflammt war, und nachdem sie fast den ganzen Sonntag auf den Knieen in der Kirche der Heiligen Apostel zugebracht, am Abend aber mich mit besonders harten Vorwürfen überschüttet hatte, — wurde sie am Montag Morgen zärtlich zu mir, wenn auch, wie leicht zu ersehen war, verstelltermaßen, und statt zur Messe zu gehn bat sie mich, wie sonst, an den Rhein zu kommen. Nicht leichten Herzens machte ich mich auf den Weg, und tatsächlich waren diese Stunden nur ein Abbild unsrer früheren Freundschaft und nur eine elende Nachäffung unsrer einstigen Nähe. Obgleich Renata, wie ich des öfteren Gelegenheit nahm mich zu überzeugen, etliche Mal Dinge vorbrachte, die dem Bestande der Tatsachen nicht entsprachen, so verstand sie doch keineswegs zu lügen, wenn sie sich vorgenommen hatte eine Lüge vorzubringen, und ihre Art sich zu verstellen war so sinnfälliger Natur, daß es im Herzen nicht Zorn, sondern Mitleid erregte. Ich gab mir nicht den Anschein, als durchschaute ich ihr Theaterspiel, und wartete, zu welchem Ende sie diesen Knoten schürzte, bis sie mir endlich zu Hause nach vielen gleichgiltigen Worten folgendes sagte:

„Antworte mir, Ruprecht, — liebst du mich mehr als das Heil deiner Seele?"
Mit einem Schwur beteuerte ich, daß ich sie liebte, denn ich war gespannt zu hören, zu welchem Ende diese Frage gestellt war. Doch nachdem Renata etliche Mal gefordert hatte, ich solle meine Worte wiederholen, wollte sie mir ein Näheres nicht mitteilen, und beharrte nur darin, mir mit übergroßer Zärtlichkeit zu begegnen.
Früh am Dienstag (man wird sogleich erfahren, warum ich so genau weiß, an welchem Tage dies geschah), bat mich Renata plötzlich um einiges Geld, und ich beeilte mich ihr meine Goldgülden anzubieten. Sie aber nahm nur etliche silberne Joachimstaler, hüllte sich in ihren Mantel und machte sich auf den Weg, wobei sie mir auf das strengste anbefahl ihr nicht zu folgen. Obschon ich ihrem Befehle wiederum nicht nachkam, gelang es ihr diesmal doch meinen Spürsinn, der einem Spione der Inquisition alle Ehre gemacht hätte, zu hintergehen und irgendwo in den schmalen Gäßchen in der Nähe des Marktes zu verschwinden. Es blieb mir nichts anderes übrig, als sie mit wachsender Sehnsucht zu erwarten, ja es kam mir sogar der schreckliche Gedanke, sie könnte mich verlassen haben, und erst als es Abend wurde erschien sie ganz müde und ganz blaß, mit einem kleinen Päckchen, das irgend welche Sachen enthielt, in den Händen. Und nicht einmal die ganz kindliche Freude, die mich erregte, als ich Renata heimkehren sah, vermochte in meiner Seele die hinterlistige Stimme der Neugierde zu ersticken.

Gegen ihre Gewohnheit verlangte Renata zu essen, dann wollte sie Wein trinken, und noch später ersann sie allerhand andre Verzögerungen, um die von ihr erdachte Unterhaltung aufzuschieben, und erst bei beginnender Dunkelheit, die stets kühner macht, begann sie einigermaßen feierlich zu sprechen. Annähernd sagte sie mir dieses:

„Lieber Ruprecht! Du siehst wohl ein, daß ich so nicht länger leben kann. Meine ganze Seele zergeht in Tränen: entweder wird es dazu kommen, daß man mich in den Sarg legen wird, oder ich werde so häßlich werden, daß ich selber dem, den ich liebe, nicht werde unter die Augen kommen wollen. Eines oder das andere muß gewählt werden: entweder das Leben — und dann wäre es nötig, sich um das Leben zu bekümmern, oder den Tod — und ihm alsdann rechtschaffen die Hand bieten. Doch du weißt, und siehst, und begreifst, daß ich nur leben kann, wenn Heinrich bei mir ist. Ich muß seine Stimme hören, um zu erstehen; um glücklich zu sein, genügt es in seine Augen zu blicken; mit ihm kann ich alles, und der Himmel selber ist mir erschlossen; ohne ihn fällt mir das Atmen schwer, wie einem Fische in der Luft. Ich muß Heinrich finden, und er wird mir sagen, ob ich zum Leben oder zum Tode verurteilt bin. Wo aber sollten wir in allen deutschen Landen einen Menschen finden, der zudem noch so mächtig ist, daß er nicht unter den Menschen zu weilen braucht? Städte und Dörfer suchend zu durcheilen, — käme es nicht dem gleich, ein verloren gegangenes Seidenfädchen in hochgeschichtetem Heu

finden zu wollen? Ist es nicht klar: solche Versuche anzustellen, hieße Gott selber versuchen?"
Ich staunte über die Nüchternheit und Folgerichtigkeit in Renatens Worten; sie konnte gegebenenfalls reden wie ein tüchtiger Scholiast; ich antwortete, daß mir ihre Erörterungen gerechtfertigt erschienen und daß ich gespannt wartete, welch ein ergo sie aus ihren quia zu folgern gedächte. Hierauf begann Renata in lebhafterer Rede und mit gespannterem Ausdruck im Gesicht folgendermaßen zu sprechen:
„Desgleichen sahst du, Ruprecht, daß ich gebetet habe. All mein Flehen, daß nur in meinen Kräften lag, richtete ich an den Schöpfer, gab ihm alle Gelübde, die zu erfüllen in der Kraft eines Weibes liegt, und vielleicht auch mehr denn diese allein! Der Herr aber blieb taub und erhörte mein Flehen nicht. Es gibt nur eine Kraft, die mir helfen könnte — und nur Einen, zu dem ich mich wenden könnte. Nie aber werde ich einwilligen, meine Seele mit einer Todsünde zu belasten, denn meine Seele gehört Heinrich; er ist licht und rein, und nie soll etwas Dunkles an ihn rühren. Daher mußt du, Ruprecht, der du geschworen hast, du liebtest mich mehr denn das Heil deiner Seele, auch diese Sünde und dieses Opfer auf dich nehmen."
Anfangs konnte ich diese Rede nicht bis zu Ende verstehen und fragte entgegen, von welcher „Kraft" und von welchem „Anderen" sie spräche; Renata aber blickte mich nur rätselhaft an und näherte mir nur, ohne ein Wort zu sagen, ihre großen Augen, bis ich es auf einmal begriffen hatte und ausrief:

„Du sprichst vom Teufel, Renata!"
Und Renata antwortete mir:
„Ja!"
Hier kam es zu einem Streit zwischen uns. Wie sehr mich auch die Liebe zu Renata im Banne hielt, wie bereit ich auch war, dem geringsten ihrer Winke zu gehorchen, um es ihr nur recht zu machen, — diese unerhörte Forderung indes erschütterte meine Seele bis in ihre tiefsten Tiefen. Vor allem entgegnete ich, daß es kaum anzunehmen wäre, Gott würde den eigentlichen Schuldigen nicht zu erkennen wissen, und daß, wenn ich auch meine Seele preisgäbe, indem ich zu dem Feinde der Menschheit meine Zuflucht nähme, sie nicht minder die ihre verlieren würde, wenn sie mich zu diesem Werke entsendete, denn ein Mörder sei sogar weniger schuldig, als der, der ihn gedungen hat; ferner, — daß selbst der Beherrscher der Hölle kaum bei diesem Werke würde behilflich sein können, denn er wäre damit beschäftigt, die Seelen der Menschen zu umgarnen, nicht aber damit, unter dem Volke festzustellen, wo ein jeder lebte; außerdem wäre Graf Heinrich, nach Renatens eigenen Worten: ein Heiliger, den höllischen Mächten natürlich nicht untertan, und er würde, ganz nach seinem Willen, die Blicke der Diener Belzebubs blenden oder ablenken können; endlich, — mir wären die Wege in den Tartarus gänzlich unbekannt; vieles in den Erzählungen über die Verschreibungen und Verträge mit dem Teufel wäre Weibergewäsch; die Magie selber wäre vielleicht bloßer Betrug und Verirrung, und jedenfalls dürfte es nicht

leicht fallen, einen Führer zu dingen, der einem gewissenhaft den geraden Weg zu Satanas weisen würde.
So redete ich gereizt, doch glaubte ich selber nicht an manches von dem, was ich vorbrachte und gebrauchte zum ersten Mal in meinem Verkehr mit Renata grobe Wendungen und spöttische Redensarten; sie aber entgegnete mir kaum, und forderte mich auf, dem zuzusehn, was sie nun machen würde. Aus dem mitgebrachten Säckchen holte sie etliche Zweiglein: Verbenen, schwarze Rauschbeeren, Wolfszahn und Bocksmelden, auch ein Kräutlein mit weißen Blüten, dessen Namen mir nicht bekannt war. Mit der linken Hand pflückte sie von den Ästlein die Blätter ab und warf sie über den Kopf auf den Boden, dann aber hob sie sie wieder auf und legte sie in Form eines Kreises auf den Tisch. Hierauf stieß sie in die Mitte dieses Kreises ein Messer, umwand dessen Griff mit einem Bindfaden, gab mir das Ende dieses Bindfadens in die Hand und sagte, mich aufmerksam anschauend:
„Befiel dreimal, daß sie in Seinem Namen Milch gibt!"
Ich blickte schweigend auf diese zauberischen Umtriebe und sprach unwillkürlich dreimal:
„Im Namen des Teufels, gib Milch!"
Alsbald quollen unter dem Messer einige Tropfen Milch hervor, Renata aber schlug freudig die Hände zusammen, faßte mich um die Schultern und rief:
„Ruprecht! lieber Ruprecht! du kannst es! in dir ist die Kraft!"
Ganz erzürnt heischte ich, sie solle mich mit ihren

Kunststücken ungeschoren lassen; Renata aber gab ihrer triumphierenden Stimme zärtlichen Wohllaut, schmiegte sich an mich, als wäre ich ihr Geliebter, blickte mir in die Augen und begann mich zu überreden:
„Ruprecht! Was kann dir das Heil deiner Seele bedeuten, wenn du mich liebst? Muß die Liebe nicht größer denn alles sein, müssen wir ihr nicht alles zum Opfer bringen, auch der Seele Seligkeit? Tu, was ich dir sage, tue es für mich, und nach Heinrich sollst du für mich der erste auf der ganzen Welt sein. Und, wer kann es wissen, vielleicht wird dich der gerechte Richter nicht strafen, weil du so viel geliebt hast, vielleicht wird er dich nicht zur Gehenna verdammen, sondern nur zu den zeitlichen Qualen des Fegefeuers. Ich aber will zusammen mit Madiel, — dies schwöre ich dir bei der Jungfrauenschaft der Gottesmutter, — nie vergessen, heiße Gebete für dich emporzusenden, selbst in den Hütten des Paradieses!"
Ich könnte sagen, ich hätte mich durch die Schmeichelreden des Weibes verführen lassen, wie einst Simson von Dalila, Herakles von Omphale, doch will ich nicht lügen und bekenne frei, daß mir alsbald zwei Erwägungen in den Sinn kamen. Erstens, — daß eine für einen andren begangenen Sünde auf der Wage der Gerechtigkeit wirklich nur halb so viel wiegt, und zweitens, daß meine bloße Zustimmung keine tatsächlich begangene Sünde sein würde, weil es Renata doch kaum gelingen dürfte, Mittel und Wege zu finden, um mich den Teufel von Angesicht zu Angesicht sehen zu lassen. Daher gab ich nicht allein ihrer zärtlichen Dring-

lichkeit nach, sondern wagte auch als kaltblütiger Spieler einen hohen Einsatz, und gab ihr schließlich zur Antwort, ich fühlte mich außer Stande ihren Bitten länger zu widerstehen und wäre bereit, um ihres Glückes willen mein ganzes Leben, das zeitliche und das ewige, zu opfern. Als ich aber dieses feierliche Versprechen getan hatte, wurde Renata tief ernst und küßte plötzlich, sich vor mir bis zur Erde verneigend, in großer Demut meine Kniee, so daß Scham und Verlegenheit über meine Seele kam, und ich nicht wußte, was ich tun oder sagen sollte, und nun in Wahrheit erwünschte für sie mein Leben und meine Seele dahingeben zu können!

Mit besondrer Sorgfalt will ich alles, was sich hernach ereignete, aufzeichnen, denn ich werde von strittigen Dingen handeln müssen, die von vielen unsrer Zeitgenossen bezweifelt werden, und die mir selber nicht völlig klar geworden sind. Bis zu dieser Stunde, die doch weit genug von jenem Tage entfernt liegt, wüßte ich nicht mit ganzer Sicherheit zu sagen, ob das damals von mir Erlebte eine fürchterliche Wahrheit, oder ein nicht minder fürchterlicher Traum, eine Ausgeburt meiner Einbildung, gewesen ist, und ob ich mit Wort und Tat vor Christo gesündigt habe, oder nur mit meinen Gedanken. Wenn ich auch selber zu der zweiten Ansicht neige, so doch nicht in dem Maße, daß ich nicht bei der Barmherzigkeit Gottes Zuflucht suchen würde, bei jener unerschöpflichen Barmherzigkeit, die allein mich zu rechtfertigen im Stande wäre, wenn die Schrecken und Blasphemien jener Nacht

nicht gespenstige Ausgeburten gewesen sein sollten. Darum enthalte ich mich eines jeden Urteils und werde das wiedererzählen, was mein Gedächtnis bewahrt hat, — so, als wäre es die reinste Wirklichkeit.

Mit dem frühen Mittwoch Morgen begann mich Renata zu dem von mir übernommenen Werke vorzubereiten und, gewissermaßen zufällig des einen oder des andren Erwähnung tuend, machte sie mich nach und nach mit der düstern Wirklichkeit dessen, was ich erfüllen sollte, und wovon ich nur eine undeutliche Vorstellung hatte, bekannt. Nicht ohne Zittern erfuhr ich, daß der von ihr erkorene Weg eines Zusammentreffens mit dem Teufel der Hexensabbath wäre; dort erscheint der Fürst der Finsternis seinen Getreuen, und mir stand es bevor, gotteslästerliche Worte zu sprechen und schmachvolle Handlungen zu vollführen. Doch die Lust der Neugierde, die Thomas von Aquino für die fünfte unter den Todsünden hält, entbrannte in mir so heftig, daß ich selber Renata nach den kleinsten Einzelheiten, die meiner in jener Versammlung warteten, auszufragen begann, und mein Herz klopfte so erregt, wie bei einem Knaben, dem zum ersten Male wollüstige Umarmungen bevorstehen. Ich füge noch hinzu, daß mich die Leidenschaft zu Renata in so hohem Maße blind machte, daß ich, als ich sie, betroffen von ihren Kenntnissen in Dingen der Zauberei, plötzlich fragte, ob sie dies alles aus eigner Erfahrung kennte, und sie mir antwortete, dies wäre nicht der Fall, vielmehr schöpfte sie ihr Wissen aus den Bekenntnissen einer Unglücklichen, fast garnicht an ihrer

verneinenden Antwort zweifelte und ganz bereit war an ihre Reinheit zu glauben.
Zum Abend hatten wir alles gerichtet, und ich strebte eher danach, die Zeit zu kürzen, anstatt zu zaudern. Renata hingegen war traurig wie Niobe; zuweilen füllten sich ihre Augen mit Tränen und öfter denn gewöhnlich fügte sie zu meinem Namen das Wort „lieber". Als aber die Stunde der Dunkelheit gekommen war, und ich mich an mein verbotenes Werk machen durfte, geleitete mich Renata zur Tür unsres dritten unbenutzten Gemaches, blieb lange auf der Schwelle stehn, konnte sich nicht entschließen sich von mir zu trennen und sagte endlich:
„Ruprecht, wenn du nur einen Augenblick schwankst, so laß dieses Unternehmen: ich beharre nicht auf meinen Bitten und entbinde dich deiner Schwüre."
Doch ni Rey ni Roche, wie die Spanier zu sagen pflegen, hätten mich von meinem Vorhaben abbringen können, und ich antwortete:
„Ich werde alles erfüllen, was ich dir versprochen habe und bin glücklich, daß ich für dich umkommen darf. Glaube mir, ich werde kühn sein und werde weder dir, noch mir untreu werden. Ich liebe dich, meine Renata!"
Hier fanden sich zum ersten Mal unsre Lippen und wir küßten uns, wie zwei Verliebte. Renata aber sprach:
„Lebe wohl! ich will für dich beten."
Ich gab meinem Zweifel Ausdruck, ob ein Gebet bei diesem Unternehmen nicht stören würde. Renata aber schüttelte traurig den Kopf und sagte:

„Fürchte dich nicht, denn du wirst weit von hier entfernt sein. Hüte dich nur davor heilige Namen zu nennen ..."
Sie unterbrach ihre Rede und schritt eilig davon; ich folgte ihr mit meinen Blicken; doch als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, fühlte ich in mir die Klarheit des Verstandes und die Entschlossenheit des Willens, wie sie mir stets zur Stunde der Gefahr kamen, hauptsächlich aber vor entscheidenden Schlachten. Ich erinnerte mich der Anweisungen Renatens, verschloß und verriegelte die Tür des Zimmers und verdeckte sorgfältig mit einem Leinentuch alle Ritzen und Spalten; das Fenster war schon vorher dicht verhängt worden. Hierauf öffnete ich beim Scheine einer kleinen Talglampe das Salbenkästchen, das mir Renata gegeben hatte und bemühte mich die Zusammensetzung der Salbe zu bestimmen, doch die grünliche, fettige Masse verriet ihr Geheimnis nicht: nur der scharfe Duft irgend welcher Kräuter ging von ihr aus. Nachdem ich mich vollständig entkleidet hatte, legte ich mich auf meinen auf dem Boden ausgebreiteten Mantel nieder und verrieb diese Salbe kräftig auf meiner Brust, den Schläfen, unter den Achselhöhlen und zwischen den Beinen, wobei ich etliche Mal die Worte: „emen — hetan, emen — hetan" wiederholte, was so viel bedeutet als: „hier und dort."
Von der Salbe brannte mir der Körper ein wenig, und ihr Duft machte meinen Kopf so schwindelig, daß ich bald nur unvollkommen wußte, was ich eigentlich tat; meine Hände sanken erschlafft nieder und die Lider

senkten sich über die Augen. Dann begann mein Herz so heftig zu klopfen, als spränge es an einem Bande auf Ellenbogenlänge von meiner Brust, und dies tat mir weh. Noch erkannte ich, daß ich auf dem Boden unsres Zimmers lag, als ich aber aufstehen wollte, konnte ich es nicht mehr und dachte: da haben wir's! alle Geschichten über den Sabbath erweisen sich als barer Unsinn, und diese wundertätige Salbe ist bloß ein einschläferndes Mittel, — doch in diesem Augenblick verblaßte alles, und ich sah mich oder dünkte mich doch hoch über der Erde zu sein, in der Luft, vollständig nackt, reitend auf einem schwarzen, zottigen Bocke, wie auf einem Pferde.

Anfangs war alles in meinem Kopfe wirr, dann aber raffte ich mich zusammen und war wieder ganz Herr meines Bewußtseins, denn dieses allein konnte mich führen und mich schützen auf der sonderbaren Reise, die ich unternahm. Nachdem ich das Tier, das mich durch die Sphären trug, näher betrachtet hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß es ein ganz gewöhnlicher Bock von Fleisch und Blut, mit recht langem, stellweise verzopftem Fell wäre, und erst, als er mir sein Maul zukehrte und mich anschaute, entdeckte ich etwas Teuflisches in seinen Augen. Damals überlegte ich nicht, auf welchem Wege ich das Zimmer verlassen hatte; zwar befand sich darin ein Kamin, allein er hatte einen sehr engen Schlot; doch erfuhr ich später, daß dieser Umstand allein nicht hinreicht um das nur Scheinbare meiner Reise zu beweisen, denn der Teufel ist ein artiferx mirabilis, und kann mit einer für das

Auge nicht wahrnehmbaren Geschwindigkeit die Ziegel der Öfen auseinander und wieder zusammen rücken. Gleicherweise dachte ich während des Fluges nicht weiter über die Frage nach, welche Kraft ein so schweres Geschöpf, wie den Bock, zusammen mit dem Gewichte meines Körpers, in der Luft halten konnte; später unterrichtete man mich, daß man hierin die höllische Kraft zu sehen hätte, die auch dem Simon Magus, wovon die Heilige Schrift Zeugnis gibt, gestattete, sich in die Luft zu erheben.

Jedenfalls hielt sich mein höllisches Roß außerordentlich sicher in den Wirbeln der Atmosphäre und flog mit solchem Ungestüm dahin, daß ich, um nicht zu stürzen, mit beiden Händen in sein dichtes Fell greifen mußte; von der fürchterlichen Geschwindigkeit aber pfiff mir der Wind um die Ohren, und Brust und Augen schmerzten mir. Nachdem mir die Gefühle eines fliegenden Menschen vertraut geworden waren, hielt ich seitwärts und hinunter Ausschau; ich bemerkte, daß wir uns um einiges niedriger als die Wolken befanden, etwa in der Höhe nicht zu hoher Berge, und konnte Ortschaften und Dörfer unterscheiden, die unter mir wie auf einem geographischen Blatte wechselten. Natürlich konnte ich keinesfalls mitbestimmend auf die Wahl des einzuschlagenden Weges wirken, und stürmte ergeben dorthin, wohin mich mein Bock trug; weil wir aber unterwegs keine Städte sahen, schloß ich daraus, daß wir nicht mit der Rheinströmung flogen, am ehesten aber nach Südosten, in der Richtung nach Bayern zu.

Ich schätze, die Luftreise wird nicht weniger denn eine halbe Stunde gedauert haben, vielleicht aber auch länger, denn ich fand Zeit mich vollständig in die neue Lage hereinzufinden. Endlich tauchte vor uns aus dem Düster eine abgelegene Ebene zwischen kahlen Felswänden auf; ein eigentümliches, bläuliches Licht erhellte sie, und in dem Maße als wir näher kamen, ließen sich deutlicher Stimmen vernehmen, und die Gestalten verschiedner Lebewesen, die am Ufer eines silbern schillernden Sees hin und her huschten, wurden sichtbarer. Mein Bock ließ sich fast bis zur Erde nieder und stürmte mit mir in den dichtesten Haufen; dort warf er mich unerwarteterweise ab, zwar nicht aus beträchtlicher Höhe, immerhin so, daß ich beim Fallen Schmerz verspürte, und verschwand. Kaum aber hatte ich mich erhoben, als mich einige rasende Weiber, die ebenso nackt waren, wie ich selber, umringten, mich an den Händen faßten und riefen: „ein Neuling! ein Neuling!"

Man zerrte mich durch die ganze Versammlung; meine Augen waren geblendet von dem plötzlichen Lichte, und ich konnte nichts unterscheiden außer etlichen verzerrten Fratzen, bis ich mich mehr abseits an einem Waldsaume befand, wo ich unter dem Geäste einer alten Buche eine schwärzliche Gruppe sah, die man für eine Menschenansammlung halten konnte. Hier blieben die Weiber, die mich führten, stehen, und ich sah, daß dort Jemand auf einem erhöhten hölzernen Throne saß, umgeben von seiner Gefolgschaft; doch fürchtete ich mich nicht und fand Zeit, ihn schnell und

eingehend zu betrachten. Der da saß war von riesenhaftem Wuchse und bis zum Gürtel ein Mensch, von da ab aber ein zottiger Bock; seine Beine endeten in Hufen, doch seine Hände waren die eines Menschen, ebenfalls sein rot-braunes Gesicht, wie das eines Apachen, mit großen runden Augen und einem kurzen Bärtchen. Dem Aussehen nach konnte er nicht älter als vierzig sein, und in seinem Gesichtsausdruck lag etwas trauriges und Mitleid erweckendes, doch schwand dieses Gefühl sofort, wenn man den Blick um etliches über die hochgetragene Stirn richtete; denn über ihr starrten deutlich drei Hörner aus dem krausen, schwarzen Haar: zwei kurze — an beiden Seiten und ein großes in der Mitte, — um die Hörner war aber eine allem Anschein nach silberne Krone gelegt, von der ein stilles Leuchten, ähnlich dem Scheine des Mondes ausging.
Die nackten Hexen stellten mich vor den Thron hin und riefen:
„Meister Leonhardt! Dies ist ein Neuling!"
Da vernahm ich eine heisre, tonlose Stimme, als wäre dem Redenden das Sprechen ungewohnt; doch stark und gebieterisch klang es mir entgegen:
„Sei willkommen, mein Sohn! Bist du auch freiwillig zu uns gekommen?"
Ich antwortete, wie ich antworten mußte, daß ich aus freien Stücken käme.
Hierauf richtete die nämliche Stimme Fragen an mich, die ich nicht wiederholen möchte, von denen man mich aber zuvor unterrichtet hatte, und Schritt für Schritt befolgte ich alle teuflischen Gebräuche des schwarzen

Noviciats. Nämlich: zunächst sagte ich mich los von Gott dem Herrn, von seiner Heiligen Mutter und der Jungfrau Maria, von allen Heiligen des Paradieses, und von dem gesamten Glauben an Christum, den Erlöser der Welt, dann aber mußte ich dem Meister Leonhardt die zwei vorgeschriebenen Küsse geben. Für den ersten streckte er mir gnädig seine Hand hin, und während ich sie mit den Lippen berührte, konnte ich eine Eigentümlichkeit bemerken: die Finger, den Daumen nicht ausgenommen, waren alle gleich lang, krumm gebogen und krallenartig, wie bei einem Aasgeier. Für den zweiten erhob er sich, kehrte mir den Rücken zu, wobei sich sein langer Schwanz, ähnlich dem eines Esels, über mir erhob, und ich spielte meine Rolle bis zu Ende, beugte mich vor und küßte den Hinteren des Bockes; er war schwarz und ihm entströmte ein widerwärtiger Gestank, doch erinnerte er merkwürdig an das Gesicht eines Menschen.

Als ich aber diesem Rituale genügt hatte, rief Meister Leonhardt mit immer der nämlichen, unveränderlichen Stimme:

„Freue dich, mein geliebter Sohn, und empfange an deinem Leibe mein Zeichen und trage es bis in alle Ewigkeit, Amen!"

Und er beugte seinen Kopf zu mir nieder, und berührte mit der Spitze seines großes Hornes meine Brust, oberhalb der linken Brustwarze, so daß ich den Schmerz des Stiches verspürte, und unter meiner Haut ein Tropfen Blutes hervorquoll.

Sogleich klatschten die Hexen, die mich hergeführt hatten,

in die Hände und schrieen vor Freude; Meister Leonhardt aber setzte sich wieder auf seinen Thron, und sprach jene verhängnisvollen Worte, um deren willen ich vor ihm stand:
„Nun erbitte dir alles, wes du begehrst, und dein erster Wunsch soll von uns erfüllt werden."
Mit völliger Selbstbeherrschung sprach ich:
„Ich will wissen, und bitte dich es mir zu sagen: wo befindet sich gegenwärtig der dir bekannte Graf Heinrich von Otterheim, und wo kann ich ihn finden?"
Als ich so sprach, blickte ich dem, der da saß, ins Antlitz und sah, daß es düster und fürchterlich wurde; und nicht Er, sondern irgend ein anderer, der in der Nähe des Thrones stand, — er war klein von Wuchs und ungestalt, — antwortete mir:
„Glaubst du, wir durchschauen deine Heuchelei nicht? Hüte dich mit Dingen zu spielen, die stärker sind denn du. Gehe jetzt, und vielleicht wird dir später Antwort werden auf deine dreiste Frage."
Die drohende Stimme konnte mich keineswegs schrecken, denn die Schlichtheit und Menschenähnlichkeit alles dessen, was vorging, erregte keine Furcht in mir; schon wollte ich antworten, doch meine Führerin flüsterte mir ins Ohr: „Eben geht es nicht! Später! später!" und zog mich fast mit Gewalt von dem Throne fort.
Bald befand ich mich unter der bunten Menge, die wie am festlichen Johannitage oder etwa während der karnevalistischen Vergnügungen in Venedig, frohlockte. Das Feld, auf dem der Sabbath gefeiert wurde, war recht groß, und hatte wahrscheinlich des öfteren dem

nämlichen Zwecke gedient, denn es war so zusammengetreten, daß kein Gras auf ihm wuchs. Hier und da schlugen Flammen aus der Erde, die ohne Herdfeuer brannten und die ganze Umgegend mit grünlichem Lichte, das an das Leuchten eines Feuerwerks erinnerte, beschienen. Zwischen diesen Flammen huschten, sprangen, hüpften und verrenkten die Glieder wohl an die drei bis vierhundert Lebewesen, Männer und Weiber, die entweder ganz nackend waren, oder ihre Blöße kaum mit einem Hemde bedeckten, etliche unter ihnen hielten Wachskerzen in den Händen, — ferner widerliche Geschöpfe, die Menschen ähnlich sahen, riesige Kröten in grünen Röcken, Wölfe und flinke Hunde, die auf den Hinterpfoten einhergingen, Affen und stelzbeinige Vögel; hier und da wanden sich einem unter den Füßen: Echsen, Salamander, Tritonen und scheußliche Schlangen. In einiger Entfernung, dicht am Ufer des Sees, sah ich kleine Kinder, die an der allgemeinen Feier nicht teilnahmen, und mit langen, weißen Gerten eine Herde ganz kleiner Kröten weideten.

Eine von den nackten Hexen, die mich geführt hatten, nahm ganz besondre Teilnahme an mir und wollte mich nicht verlassen, während die übrigen, nachdem sie mich in den großen Haufen gezerrt hatten, nach allen Richtungen zerstoben waren. Ihr fröhliches, keckes Gesicht war anziehend, und ihr junger Leib schien, trotz der hängenden Brüste, noch frisch und empfindsam zu sein. Sie hielt mich fest an der Hand und preßte sich an mich; sie sagte, daß man sie während dieser nächtlichen Feste Sarraska nenne und überredete mich:

„Komm, wollen wir tanzen!" — ich aber fand keinen Grund, um „nein" zu sagen.
Unterdessen ertönten aus der Menge Rufe: „den Reigen! den Reigen!" und alle sammelten sich zu dem gewohnten Werke und stellten sich in drei großen, ineinander geschlossenen Kreisen auf. Der mittlere stand so, wie es bei den dörflichen Reigen üblich ist, der kleinste und der größte hingegen standen mit dem Gesicht nach außen, und den Rücken nach innen gekehrt. Dann hörte man die Musik einsetzen, — es waren Flöten, Geigen und Trommeln, — und nun begann ein teuflisches Tanzen, das von Minute zu Minute lebhafter wurde, erst an den spanischen Tanz de espadas oder an eine Sarabande, dann aber an nichts mehr erinnerte. Da ich mit meiner Freundin in den äußersten Kreis des Reigens gekommen war, so konnte ich nur flüchtig sehn, was in den andren Kreisen vorging: mir schien, daß der kleinste Kreis sich wie rasend von links nach rechts drehte, daß die Teilnehmer des zweiten Kreises wie wahnsinnig hüpften, während die Hauptfigur in unsrem Kreise darin bestand, daß man sich in halber Wendung, ohne die Hände loszulassen, aufstellte und mit den Hinteren aneinanderschlug.
Meine Kräfte drohten zu erlahmen, als die Musik endlich aufhörte und der Reigen beendet war; kaum aber hatten die Tanzenden den Reigen aufgelöst, als man Gesang hörte, der von jener Seite kam, wo der Thron stand. Er, der da saß, begleitete seinen Gesang auf einer Harfe, und sang irgend einen Psalm mit seiner heisern, schweren Stimme; wir aber lauschten

ihm in ehrfurchtsvollem Schweigen. Als er aber verstummte, begannen alle im Chor die schwarze Litanei zu singen, die nach dem Muster der kirchlichen zusammengestellt ist, wobei auf die Bitten, deren Wortlaut ich nicht vollständig vernahm, die bekannten Exklamationen: „miserere nobis!" und „ora pro nobis!" ertönten. Unterdessen huschten kleine, flinke Wesen in roten, mit Schellen besetzten Sammetröcken durch unsre Reihen, stellten außerordentlich geschickt Tische hin und deckten sie mit weißen Tischtüchern; doch konnte man bemerken, daß diese Dienerschaft ohne Hände arbeitete.
Sarraska, die sich während des Gesanges vom Tanzen erholt hatte, begann mich aufs neue zu hetzen und zur Eile anzutreiben.
„Bean, Bean, komm schneller; wir wollen uns setzen, sonst gibt's keine Plätze mehr; ich bin fürchterlich hungrig."
Nachdem ich einmal beschlossen hatte, mich allen Gebräuchen dieses Ortes zu fügen, wie ich es stets überall zu tun pflege, wohin mich das Schicksal auch führen mag, folgte ich der jungen Hexe, und wir waren unter den ersten, die sich an den Tisch setzten, um den ganz gewöhnliche hölzerne Bänke gestellt waren. Sehr bald war die Litanei beendet, und unter großem Lärmen und Johlen folgte der ganze Haufe unserem Beispiel; im Nu waren alle Bänke besetzt, und man stieß einander und stritt um die Plätze. Die Diener in den Sammetjoppen stellten verschiedene, sehr schlichte Gerichte auf die Tische: Schüsseln mit Kohl- oder Hafersuppe, Butter, Käse, Teller mit Schwarzbrod, etliche

Gefäße voll Milch und Wein; als ich davon schmeckte, zeigte es sich, daß er sauer war und einer minderwertigen Sorte angehörte.
Überlautes Schwatzen, Gelächter, Pfeifen und Johlen klang von allen Tischen; da unsere Plätze aber etwas abseits lagen, so bemühte ich mich, von Sarraska näheres über etliche, mir nicht ganz verständliche Einzelheiten dieses Festes zu erfahren; während sie sich gefräßig mit den vorgesetzten Speisen den Bauch vollschlug, stillte sie doch mit großem Vergnügen meine Neugierde.
Ich fragte sie, wer die Diener wären, die die Gerichte herumreichten, und sie sagte mir, es wären Dämonen, die keine Hände hätten und nur mit Zuhilfenahme ihrer Zähne und Flügel, die sie unter ihrer Joppe verbergen, arbeiteten. Sogleich rief sie einen dieser Ministranten zur Stelle, um ihn mir näher zu zeigen, und es war sonderbar zu sehn, wie das nackte Weib dieses kleine Geschöpf mit seinem stumpfen Gesicht, mit seinen Fledermausflügeln statt der Hände, vor mir hin und her drehte.
Dann fragte ich, wie es käme, daß keiner sich fürchtete, zwischen den Feuersäulen zu tanzen. Sarraska aber lachte laut auf und sagte mir, dieses Feuer brenne nicht, nur die Pfaffen schreckten mit der Behauptung, das höllische Feuer verursachte große Qualen, in der Tat wäre es etwa Seifenblasen zu vergleichen; sie wollte mich gleich an Ort und Stelle führen, um mich davon zu überzeugen; doch hütete ich mich wohl, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf mich zu lenken.

Ferner fragte ich, ob uns die Schlangen und Tritonen, die unter den Füßen umherkrochen, nichts Schlimmes antun würden, Sarraska aber versicherte wieder lachenden Mundes — dies wären liebe und unschädliche Tierlein; sogleich zog sie eine Schlange unter dem Tisch hervor und wand sie sich um die Brust; die Schlange leckte ihr zärtlich mit ihrer gespaltenen Zunge den Hals und biß, wie um zu spielen, in ihre geröteten Zitzen.
Endlich fragte ich, ob es Sabbathe gäbe an denen es lebhafter als heute zuginge; bei dieser Frage aber leuchteten Sarraskas Augen auf, und sie sagte:
„Freilich doch! Heute haben wir nur eine ganz gewöhnliche Versammlung, wie wir sie an jedem Mittwoch und Freitag haben; doch wüßtest du erst, wie es an Himmelfahrt herging, oder — warte! — was uns zu Aller Heiligen bevorsteht! Dann versammeln sich hier mehr denn tausend Leute; man tauft gestohlene Säuglinge; man feiert Hochzeiten, oder es gibt einen Totenschmaus! Dann wird's lustig! Da wird getanzt, gesungen, geküßt! Solche Wölfe gibt es dann, daß kein Mann sich mit ihnen messen kann! Und zum Mahle kochen wir mitunter Kinderfleisch in Milch!"
Bei diesen Worten blitzten Sarraskas weiße und scharfe Zähne; als ich aber mit verhaltenem Ekel fragte, ob Menschenfleisch wirklich so trefflich munde, und ob die Liebkosungen eines Wolfes so angenehm wären, — lachte sie nur listig statt jeder Antwort. Dann fragte ich sie noch, ob sich ihr Dämonen beigesellt hätten, und ob deren Umarmungen Vergnügen bereiteten. Ohne jede Scham erklärte sie mir, das Vergnügen wäre ein

sehr großes, nur ihr Same wäre kalt wie Eis. Dann aber rückte sie ganz nah an mich heran und sagte, schamlos mit der Hand nach Teilen meines Körpers greifend:

„Doch wozu die Vergangenheit, mein Bean? Heute liebe ich dich, und du bist mir erwünschter, denn jeder Incubus. Weißt du, schon löscht man die Feuer und bald wird der Hahn krähen, — komm, geh mit mir!"

Als ich aber verneinend den Kopf schüttelte und mich bemühte, mich ihren Armen zu entwinden, fragte sie mich, warum ich so traurig wäre. Ich sagte ihr, Meister Leonhardt hätte mir eine Antwort auf eine für mich sehr wichtige Frage versprochen, und hätte mir bis zur Stunde noch nichts geantwortet.

Da sagte Sarraska:

„Sei nicht traurig, Bean! Am letzten Freitag war ich seine Braut, und er ist mir sehr wohlgesinnt. Ich will gleich gehn und ihn fragen; er wird mir nichts abschlagen."

Nach diesen Worten glitt Sarraska von der Bank und lief davon, ich aber blieb allein und hielt Umschau. Tatsächlich erloschen die Feuer bereits und nur etliche glimmten noch schwach über der Erde; vor meinen Augen wurden die Bänke leer, denn nun begann für die Teilnehmer am Sabbath die Hingabe an den beschließenden und schimpflichsten Teiles ihrer Feier. Zarte Flötenmusik erklang über dem Felde; in der dichter werdenden Dunkelheit streckten sich Hände nach Händen, mit leisem Stöhnen sanken verschlungene Körper zur Erde, gleich hier, zwischen den Tischen,

am Ufer des Sees, und weiter hinauf unter den Ästen der Bäume. Dort sah ich vor mir die widersinnige Vereinigung eines Jünglings mit einem alten Weibe, dort die schmachvolle Lüsternheit eines Alten an einem Kinde, hier die schamlose Hingabe eines Mädchens an einen Wolf, oder die Widernatürlichkeit eines Mannes, der sich an einer Wölfin ergötzte, oder das wunderliche Übereinander vieler Leiber, die sich zu einer Liebkosung vereinten; — und wildes Gestön, unterbrochen von ringendem Atemholen, klang von allen Seiten an mein Ohr, es wuchs an und übertönte die Klänge der Instrumente. Bald hatte sich das ganze Feld in ein wiedererstandenes Sodom verwandelt, oder in ein entsetzliches Haus des Irrsinns, in dem alle vom Drang nach Wollust geschüttelt wurden und sich einander in die Arme warfen, fast ohne zu unterscheiden, wen man vor sich hatte: ob Mann, ob Weib, ob Kind oder Dämon; — und der unwiderstehliche Geruch der Geilheit stieg auf von diesen dunklen, bewegten Massen; er machte auch mich trunken, und ich fühlte in mir den mannbaren Wahnsinn und die nämliche unersättliche Lust nach Umarmungen.

In diesem Augenblicke erschien Sarraska vor mir; sie frohlockte und sagte:

„Es ist geschehn! Es ist geschehn! Er sagte mir: ‚gab ihm meine treue Dienerin nicht den Bescheid: wohin ihr wandert, dahin wandert auch!‘ Und wenn Er es bestätigt, so bedeutet es, daß es richtig ist!“

Mit diesen Worten glaubte die Hexe wohl meinen Kummer gestillt zu haben; schweigend umfaßte sie

mich mit ihren Händen und führte mich an den Saum des Waldes; wie eine Eidechse schmiegte sie sich an mich, und flüsterte mir unzusammenhängende, zärtliche Worte zu. Durch die Nüstern, durch die Ohren, durch die Augen war das Verführerische der Wollust in mich gedrungen. Mit ihrem warmen Körper entflammte Sarraska meinen Leib, und widerstandslos ließ ich mich führen. Unter den Ästen eines dichten Haselnußstrauches ließen wir uns zu Boden gleiten; dort war eine kleine Moosinsel; in jenen Augenblicken gedachte ich weder meiner Schwüre, noch meiner Liebe, sondern ergab mich allein meiner Begierde, die die Sinne umnebelt, den Willen ertötet. Doch plötzlich, noch ganz geschwächt von diesen Gefühlen, erblickte ich dicht vor mir, zwischen dem grünen Blätterwerk, Renatens Antlitz, — und wie ein Blitz erwachte in mir das Bewußtsein, und Reue und Eifersucht marterten mich entsetzlich. Renata war ganz nackt, wie die meisten der Festteilnehmer; auch in ihrem Gesichte brannte jener Ausdruck sinnlicher Erregtheit, wie bei allen andern, — und mich hatte sie offenbar nicht bemerkt, denn sie suchte nach einem andern längs dem Rande des Waldes. Wie ein Eber, der sich aus dem Schlageisen gerissen, sprang ich auf, stieß Sarraska, die den Versuch machte mich zu halten, zur Seite und stürzte mit zornigem Schmerzensschrei der Davoneilenden nach:

„Renata! Warum bist du hier?"

Als mich Renata erkannte, sprang sie erschreckt zur Seite und verschwand in der Dunkelheit; ich ihr nach,

durch die dunklen Büsche, die Hände vorgestreckt, rasend, bereit sie zu töten, wo ich sie fände. Doch sie erschien nur auf Augenblicke und verschwand wieder; Baumstämme versperrten mir den Weg, Äste schlugen mir ins Gesicht und hinter mir hörte ich Kreischen, Pfeifen und Heulen, als verfolgte man mich; alles drehte sich mir vor den Augen, schon konnte ich nichts mehr unterscheiden und stürzte zu Boden, gleichsam mit dem Kopf voran in einen tiefen Brunnen.

Dann, als ich wieder zum Bewußtsein kam, mit großer Anstrengung die Augen öffnete und um mich blickte, sah ich, daß ich in unsrem kleinen Zimmer, in dem ich mir jene magische Substanz eingerieben hatte, auf dem Boden lag. Noch lag der erstickende Duft dieser Salbe in der Luft, ich war wie zerschlagen an allen Gliedern, als wäre ich aus großer Höhe hinabgestürzt, und der Kopf schmerzte so stark, daß ich kaum einen Gedanken fassen konnte. Doch raffte ich alle meine Kräfte zusammen, setzte mich und bemühte mich sofort darüber ins Klare zu kommen, was eigentlich dies alles war, was mein Gedächtnis belastete. Und lange saß ich unbeweglich da, überlegte und zog meine Schlüsse.

DAS FÜNFTE KAPITEL

Wie wir die Magie erlernten.

Die Schlüsse kamen mir von zwei verschiednen Richtungen, wie die Soldaten zweier feindlicher Heere, und es fiel mir nicht leicht, die Wagschale meines Verstehens auf der einen Seite zum Sinken zu bringen, denn auf beide Schalen konnte ich immer neue und neue Überlegungen häufen.

Einerseits sprach viel dafür, daß mein schrecklicher Flug zum Sabbath nur ein Traumgebilde war, das von den giftigen Ausdünstungen jener Salbe, mit der ich mich eingerieben hatte, hervorgerufen wurde. Der Mantel, auf dem ich wieder zu Bewußtsein kam, war genau so verknüllt und zerknittert, wie dies sein mußte, wenn ein menschlicher Körper lange auf ihm gelegen hatte. Nirgends an meinem Körper konnte ich Spuren der nächtlichen Wanderung bemerken, insonderheit hatte ich keinerlei Kratzwunden oder Schürfungen an den Füßen, wie sie von dem barfüßigen Tanzen auf dem Felde und vom Laufen durch den Wald hätten herrühren müssen. Endlich — und dies scheint mir das wichtigste — konnte ich an meiner Brust jenes Zeichen des Stiches mit dem Horn, womit, wie mir scheinen wollte, mir Meister Leonhardt das unvergängliche Zeichen des Teufels, das sigillum diabolicum aufgeprägt hatte, nirgends entdecken.

Andrerseits übertraf die Geschlossenheit und Folgerichtigkeit meiner Erinnerungen bei weitem alles, was gewöhnlich Träumen anzugehören pflegt. Mein Ge-

dächtnis wußte mir so genaue Einzelheiten über die teuflischen Spiele mitzuteilen, die mir bis dahin sicherlich völlig unbekannt gewesen waren, und die mir bloß auszudenken ich nicht den geringsten Grund gehabt hätte. Außerdem hatte ich die außerordentlich deutliche Vorstellung, daß ich körperlich am Hexenreigen teilgenommen hatte, und nicht geistig, wenn schon die Möglichkeit einer Trennung von Leib und Seele bei Lebzeiten, — wie sie vom göttlichen Plato bereitwillig anerkannt, jedoch von der Mehrzahl der Philosophen stark angezweifelt wird, — zugestanden werden soll.

Endlich kam es mir in den Sinn, es gäbe eine verläßliche Möglichkeit, meine Zweifel zu zerstreuen. Wenn alles, was ich gesehen hatte, Wirklichkeit war, so hatte mich Renata betrogen, war mir durch die Luft gefolgt und mußte jetzt entweder noch nicht zu Hause sein, oder ebenso ermattet, wie ich es war, in ihrem Bette liegen. In einem neuen Wutanfall und von der Eifersucht getrieben brachte ich mich so schnell als möglich in Ordnung und kleidete mich an, was mir nicht leicht fiel, denn meine Hände zitterten und es wurde mir schwarz vor den Augen. Nach einigen Augenblicken war ich schon draußen im Gang, und die frische Luft, die ich einsog, belebte mich einigermaßen; mein Herz klopfte heftig, als ich die Tür zu Renatens Zimmer öffnete. Ruhig schlummerte sie auf ihrem hohen Bette, und ringsum waren keinerlei Anzeichen dafür, daß sie die Nacht in ähnlicher Weise wie ich zugebracht hatte, auch spürte ich den Duft der Salbe nicht, der doch angezeigt hätte,

daß auch sie sich der magischen Einreibungen bediente.

In jenem Augenblick schien mir dies ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß ich das Reich der Träume nicht verlassen hatte; aber nicht Freude darüber, daß mein nächtliches Tun und Reden, das die ewige Seligkeit meiner Seele vernichtete, bloße Traumgebilde waren, — sondern ein würgendes Gefühl der Scham überkam mich. Es schien mir außerordentlich schmachvoll, daß ich nicht imstande gewesen war, Renatens Auftrag auszuführen, daß ich es nicht vermocht hatte, bis zu Satans Thron vorzudringen, was scheinbar unbedeutenden Personen so leicht gelingt. Zugleich kam mir der Gedanke, Satan selber hätte mir vielleicht diesen Traum gesandt, um so meine Schwachheit zu verspotten und zu verhöhnen, — und dieser Gedanke traf mich wie ein Faustschlag ins Gesicht. Und im nämlichen Augenblick, während ich auf die schlafende Renata blickte, erstand und festigte sich in mir jener Entschluß, der im Verlaufe vieler darauffolgenden Wochen für mein Handeln bestimmend wurde: in offnem Kampfe mit den Geistern der Finsternis meine Kräfte zu erproben, mit jenen Geistern die meine Lebenswege gekreuzt hatten und mich bisher wie einen Ball hin und her geworfen hatten.

Indessen hatte Renata, vom Knarren der Tür geweckt, die Augen geöffnet. Ein andres Gefühl — das der Reue, sie eines Betruges verdächtigt zu haben, — zwang mich vor ihr niederzustürzen, ihre Hand mit Küssen zu bedecken und Worte zu stammeln, die ihr unverständlich sein mußten:

„Renata! Liebe! ich danke dir! Vergib mir!
Renata, noch im Halbschlaf, konnte nicht gleich verstehn worum es sich handelte, dann aber erinnerte sie sich an alles und fragte rauh:
„Ruprecht, warst du da? Hast du ihn gesehn? Hast du ihn gefragt? Was hat er geantwortet?"
Diese hartherzigen Fragen, die mir bewiesen, daß Renata meiner, der doch vor Ermattung sich kaum aufrecht hielt, vollständig mißachtete und nur an ihren Heinrich dachte, — ernüchterten mich einigermaßen. Ich antwortete, ihre Salbe hätte keine andre Wirkung gehabt, außer daß sie mich eingeschläfert und mir den Sabbath nur vorgegaukelt hätte, statt mich an jenen Ort zu führen, wo die Hexen ihre Feier veranstalten. Hier aber begann ich irre zu reden und sagte, ich übernähme es, ihr Werk zu Ende zu führen; damit ließe sich weniges erreichen, wenn man sich an den Teufel wie ein Bettler an den Schuldherrn wendete, dem er gehorchte bloß jenen, die ihm Befehle erteilten, wie ein Herr seinem Knecht befiehlt; daß man überhaupt nur mit den Kräften des Wissens ausgerüstet ins Reich der Dämonen eindringen solle, nicht aber durch die zweifelhaften Verblendungen der Zauberei.
In dem erregten Zustande, in dem ich mich damals befand, wollte ich vor Renata unverzüglich einen ganzen Plan der Beschäftigung mit den Geheimwissenschaften entrollen, und nur auf ihre wiederholte Forderung hin, unternahm ich es, fast gegen meinen Willen, ihr alles wiederzuerzählen, was mir nur ein böser Traum zu sein schien. In diesem Bericht verheimlichte ich jedoch

zweierlei: daß ich den Verführungskünsten Sarraskas nicht widerstanden hatte, und daß ich unter den vielen nächtlichen Gesichten auch das Renatas erblickte. Renata verhielt sich zu meinen Erinnerungen als wären es lautere Tatsachen, war mit mir keineswegs einverstanden, daß es bloße Truggebilde gewesen waren, und rechnete damit als Tatsache, daß der Vorsitzende der nächtlichen Feier die Worte der Wahrsagerin von Geerdt bestätigt hatte. Ich aber wußte mich nicht zu halten vor Lachen über mich selber, und über Renata, und über meinen nächtlichen Flug; war es Wirklichkeit, sagte ich, so ist es albern, war es ein Traum, so hat er gelogen, war es eine Prophezeiung, so läßt sich tatsächlich nichts aus ihr entnehmen.

Ohne zu zaudern war ich bereit mich sofort an die Ausführung der neuen, vor mir entstandenen Aufgabe zu machen, allein unüberwindliche Müdigkeit und vollständige Erschöpfung hinderten mich daran. Sehr bald zwangen mich sogar die heftigsten Kopfschmerzen und Gliederreißen im ganzen Körper das Bett aufzusuchen, und den Rest des Tages verbrachte ich in halber Bewußtlosigkeit, während in ununterbrochenem Kreislauf die Gestalten des Sabbaths vor meinem Auge wirbelten: die nackten Hexen, die armlosen Dämonen, all die Tänze, Umarmungen, das Festessen, Meister Leonhardt. Ich erinnere mich, wie während meiner Träume Renata von Zeit zu Zeit an mein Bett trat und ihre kühlen Hände auf meine fiebernde Stirn legte, und es wollte mir scheinen, daß diese Finger, die ohne es zu wollen zärtlich waren, allsogleich allen Schmerz stillten.

Am Morgen des nächstfolgenden Tages erwachte ich, wie gewöhnlich, gesund und kräftig, entdeckte aber, daß mein gestriger Entschluß in meiner Seele tief Wurzeln gefaßt und ein breites Geäst entfaltet hatte, als wäre es ein Bäumchen, das von einem indischen Hymnosophisten in wenigen Stunden zu raschestem Wachstum getrieben worden war. Wohl ohne jede Erregung, dagegen außerordentlich bestimmt wiederholte ich Renata, daß ich beabsichtigte, mich an das Studium der Magie zu machen, denn ich sähe keine andere Möglichkeit ihr den geforderten Dienst zu leisten. Renata hörte mir sehr aufmerksam bis zu Ende zu und erklärte mir (wie unerwartet mir das auch kam von ihr, die mich doch als erste zur Dämonomagie getrieben hatte), daß sie entschieden gegen mein Vorhaben wäre, und sie zögerte nicht, mir in überzeugendster Weise die ganze Schwierigkeit, das Gefahrvolle, ja vielleicht das Nutzlose der zu beginnenden Angelegenheit klar zu legen.

So sagte mir Renata, daß die Erlernung der Magie viele Jahre und mancherlei Vorkenntnisse erforderte, daß die verborgenen Geheimnisse niemals Büchern anvertraut, sondern nur mündlich von den Eingeweihten, vom Lehrer den Schülern weitergegeben würden, daß sie endlich nimmermehr dieses Opfer von mir annehmen könnte und mich meines Versprechens entbände. Allein all diesen Argumenten wußte ich zu begegnen! ich sagte, daß ich als Ritter eine Dame nicht verlassen könnte, ehe ich nicht alle nur erdenklichen Mittel zu ihrer Rettung erschöpft hätte; daß einem

aufmerksamen Auge und einem offnen Verstande die Hinweise, die in den Traktaten über Magie enthalten wären, genügen müßten; daß ich nicht alle Geheimnisse des verborgenen Wissens ergründen, vielmehr etliche Kenntnisse zur Erlangung praktischer Ziele erwerben wollte, — und ähnliches.
Als es aber aus dem Gespräche klar hervorging, daß ich nicht nachgeben würde, versuchte es Renata mich zu schrecken und, ihre innige Vertrautheit mit der Magie offenbarend, sagte sie mir etwa folgendes:
„Du kennst jenes Gebiet nicht, Ruprecht, in das du dich stürzen willst. Da ist nichts denn Schreckliches, und die Magier sind die unglücklichsten unter den Menschen. Der Magier lebt unter ständiger Voraussicht eines qualvollen Todes; nur durch nie ruhende Tätigkeit und durch höchste Willensanspannung vermag er die rasenden Geister, die jeden Augenblick bereit sind ihn mit ihren tierischen Zähnen zu zerfleischen, zu bannen. Ein ganzes Heer feindseliger Ungeheuer überwacht jeden Schritt des Magiers und achtet darauf, ob er nicht irgend eine kleine Vorsichtsmaßregel vergißt oder außer acht läßt, um sich hinterrücks auf ihn zu stürzen. Stell dir einen Beschwörer vor, der Tag und Nacht im Käfig bei tollen Hunden oder giftigen Schlangen zubringt, deren Wut er kaum mit seiner Peitsche oder mit glühendem Eisen zu zügeln vermag, — siehst du nun, welcher Art das Leben des Magiers ist. Und als Lohn für diese ununterbrochene Folter, genießt er nur die erzwungene Dienstwilligkeit der kleinen Teufel, die nur weniges wissen, durchaus

nicht allmächtig, dagegen stets hinterlistig, zu jedem Verrat, zu jeder Gemeinheit bereit sind."
Diese Entgegnungen Renatens waren mir süßer, denn die Strahlen der Sonne während eines Regenschauers, sah ich doch hier zum ersten Mal, daß sie um mein Schicksal besorgt war, trotzdem zögerte ich nicht zu antworten:
„Ich bin bereit zuzugeben, daß sich alles dieses so verhält, doch hat die Furcht bisher nie vermocht mich von etwas zurückzuhalten. Die bösen Geister sind von Gott erschaffen, ermangeln aber seiner Gnade, und wie alles in der Natur, den eignen und allmächtigen Willen des Schöpfers ausgenommen, ist es unmöglich, daß sie den natürlichen Gesetzen nicht unterworfen wären. Es erübrigt nur, diese Gesetze kennen zu lernen, und wir werden imstande sein, wie wir zur Zeit die Kraft des Windes benützen um Schiffe zu treiben, die Dämonen zu regieren. Es besteht kein Zweifel, daß der Wind unermeßlich stärker ist denn der Mensch, und es kommt vor, daß der Sturm Schiffe zersplittert, gewöhnlich indes führt der Kapitän seine Ladung sicher in den Port. Ich weiß, daß ich unser Schiff, dich darauf, einer großen Gefahr aussetze, indem ich bei drohendem Sturme neue Segel aufsetze, doch verfügen wir über keine anderen Mittel."
Nach diesen Worten hörten wir auf zu streiten.
Bald konnte ich mich davon überzeugen, daß Renata mit ihren Entgegnungen manches gegen ihre eigne Überzeugung gesagt hatte, und daß die Magie und die Geheimwissenschaften für sie noch um vieles anziehender

waren als für mich selber. Allein um den Schein zu wahren, tat sie lange so, als verachtete sie meine Beschäftigung und wollte mir bei meiner Arbeit nicht im geringsten helfen, so daß ich ganz allein und ohne jemandes Rat die ersten, darum wie immer schwierigsten Wendungen unsres neuen Weges zu überwinden hatte.

Aus den Jahren meiner Studentenzeit war mir ein Buchhändler bekannt; er lebte auf dem roten Berge, war ein alter Sonderling und hieß Jakob Glock; wenn ich kein Geld hatte, so pflegte ich bei ihm meine Lehrbücher zu versetzen oder zu verkaufen. In seinen Laden nun wollte ich die Fischerangel auswerfen, erinnerte ich mich doch, daß er Werke über Astrologie, Alchemie und Magie bevorzugte, ja es wollte mir scheinen, daß er sich sogar in das Suchen nach dem Stein der Weisen vertiefte.

Im Laufe der zehn Jahre hatte sich der Laden Glocks in nichts verändert, und ich glaubte wieder Student zu sein, als ich die Schwelle zur dunklen Kammer überschritt, deren einzige Tür zur Straße führte und die keine Fenster hatte; sie war vollgestopft mit Stößen von allerhand Büchern, die alte Handschriften oder neue Drucke in sich bargen; hier waren alte abgegriffene, dort ganz neue Bücher, hier Bücher in bunten Deckeln, dort wieder Lederfolianten mit Schließen. Jakob Glock selber saß inmitten der vielbrettrigen Bücherregale, zwischen wohlgeordneten in quarto Packen und unordentlichen Haufen von Flugschriften, auf einer zerbrochenen Bank, als Beherrscher aller dieser Manu-

skripte, Opusculen und Folianten, die in seinen Laden gesperrt schienen, wie die Winde in die Höhle des Aeolus. Als Glock mich sah, schob er die Brille auf die Nase, legte den Holzschnitt, den er grade betrachtet hatte, auf die Kniee, kehrte mir sein unrasiertes Kinn zu und wartete, was ich sagen würde; natürlich erkannte er in mir den alten Bekannten nicht.
Der Eigenheiten Glocks eingedenk, holte ich weit aus, stellte mich als durchreisenden Gelehrten vor, sagte, ich hätte viel von seiner reichen Sammlung gehört, und wäre eigens nach Köln gekommen, um mir bei ihm Bücher zu kaufen, die ich für eine theologische Abhandlung, die auch die Gebiete der Magie streifte, notwendig brauchte. Nachdem Glock meine Rede angehört hatte, blickte er mich lange Zeit an, bewegte nach Gewohnheit der Greise seine Lippen, schob seine Brille wieder vor die Augen und sagte:
„Ich verkaufe nur Bücher, die von der Kirche gutgeheißen sind. Fahrt auf den Jahrmarkt nach Frankfurt: dort werdet ihr alles bekommen, wes ihr bedürft."
Ich begriff, daß der Alte fürchtete, ich wäre ein Spion der Inquisition, bemühte mich nach Kräften, ihn vom Gegenteil zu überzeugen und erwähnte nebenher, in früheren Jahren wäre sein Laden in ganz Deutschland dadurch berühmt gewesen, daß es von ihm hieß, wie in der Schatzkammer des Krösus von Lydien, könne eines jeden Geschmack bei ihm befriedigt werden.
Glock biß an und brummte zur Antwort.
„Was war nicht früher alles möglich! Ist denn unser

Köln dasselbe geblieben? Man zählte bei uns so viel Studenten als auf sämtlichen übrigen deutschen Universitäten zusammen, heute aber sind es weniger, denn in jeder andern beliebigen Stadt. Wozu sollten die Kölner wohl Bücher brauchen, wenn wir einen Rektor haben wie den Trunkenbold Bommelchen, oder wenn in der Kirche der heiligen Apostel Priester angestellt werden, wie zum Beispiel Reiß, der nicht einmal die lateinische Grammatik gründlich kann!"

Hieran knüpfte sich ein Gespräch; ich gab dem Alten recht, gedachte der glücklichen Zeiten Kölns, brachte das Gespräch auf Bücher und Verleger, und hörte geduldig eine geschlagene Stunde an, wie er die trefflichen Drucker zu loben wußte, beginnend mit Ulrich Zell bis Johann Soter, dann seine Lobreden auf die unvergleichlichen Editionen des Aldo Manucius und Heinrich Etienne's, ferner Erörterungen über die Vorzüge verschiedner Handschriften und Schriftarten als da sind: gothisch, römisch, antiqua, batard, kursiv. Zur Belohnung sagte mir der Alte, als ich mich zum gehen schickte, um einiges freundlicher:

„Kommt nur wieder, edler Herr! wir wollen in diesen Stößen nachsuchen, — vielleicht finden wir doch etwas passendes für euch: mancherlei treibt der Wind in meinen Laden, he-he-he!"

Am nächsten Tage verfehlte ich natürlich nicht Glock wiederum aufzusuchen, und er begegnete mir, wie einem guten Freunde. Wieder quälte er mich lange Zeit mit seinem Gerede und verkaufte mir dann ein winziges opusculum, das in Köln gedruckt war: „Das Ge-

heimnis der heiligen Gertrudis zur Erlangung zeitlicher Schätze und Güter", — eine der unverständlichsten Abhandlungen, die ich je Gelegenheit gehabt habe, zu lesen; zudem konnte ich es nicht brauchen, er aber ließ sich dafür die unziemliche Summe von fünf Gulden zahlen. Dafür gestattete er mir wiederum nach einem Tage in seinen Schätzen zu wühlen, und ich stöberte etliche Handschriften auf, die lauter Beschwörungsformeln und magische Figuren enthielten, und die vielversprechenden Titel trugen: „Buch Mosis und dreifacher Höllenzwang", „Mächtige Beschwörung der höllischen Geister", „Hauptzwang der Geister zu menschlichen Diensten" und ähnliches mehr; für alles dieses mußte ich wieder freigebig zahlen. Dann wie ein Perlenfischer von Tag zu Tag immer tiefer in die Bücherwellen tauchend, fischte ich mir nach und nach mit Glocks sorgsamer Hilfe fast eine ganze Bibliothek zusammen, wobei er mir nahe legte, auch die gegen die Magie gerichteten Schriften nicht zu verschmähen, als zum Beispiel das alberne, veraltete Buch des Ulrich Molitor, mit schlechten Zeichnungen „De lamiis et phitonicis mulieribus", das öde opusculum des Martinus Plantsch „De sagis maleficiis" das berühmte Werk Institor's und Jacob Sprengers „Malleus, maleficarum", das einfach zum Ziele hat, den Richtern die Entlarvung, Unterscheidung und Bestrafung der Hexen zu erleichtern, und sogar den Traktat des als Feind der Humanisten in schlimmem Geruche stehenden Dominikaners Jakob Hoochstraten: „Quam graviter peccant quaerentes auxilium a maleficis."

Als Glock aber die Überzeugung gewonnen hatte, daß er mir seine sämtliche abgestandene Lagerware verkauft hatte, öffnete er mir einen Schrank, in dem sich tatsächlich gelehrte Abhandlungen über dieses Gebiet befanden, und meinen Blicken erschloß sich eine neue Welt, die um vieles erstaunlicher war, als die Gefilde und Ebenen des neuen Hispaniens. Jetzt endlich kamen die Werke des Albertus Magnus mir zu Händen, die Schöpfungen Arnolds de Villanova, Roger Bakon's, Robert des Englischen, Anselms von Parma, Pikatrix des Hispaniers, die Abhandlungen des Abtes Tritheim, unter anderem seine wunderbare „Philosophia naturalis" und „Antipalus maleficiorum", ferner die „Elementa magica" des Petrus von Apia, in denen die Fülle der Übersicht in vortrefflichem Einklang stand mit der Klarheit der Darlegung, und zu guter letzt ein Buch, das alles dieser Art gewonnene Wissen in ein System brachte, und es erstrahlen ließ im Lichte des wahrhaft philosophischen Verhältnisses zu den Erscheinungen: „Henrici Cornelii Agrippae ab Nettesheym, de Occulta Philosophia libri tres" nebst dem vierten handschriftlichen Teile. Auch dieses letzte Werk verkaufte mir Glock um einen teuren Preis, sagte, es handelte sich um eine Geheimausgabe und berief sich darauf, daß auf dem Titelblatte Ort und Jahr der Drucklegung nicht verzeichnet waren; später erfuhr ich aber, daß das Buch etliche Monate vorher in Köln gedruckt worden war, dazu noch mit dem Privilegio Seiner Majestät des Kaisers, — und daß nur der ergänzende vierte Teil in gewissem Sinne eine Seltenheit

war, weil der Verfasser, aus Furcht vor Verfolgung, sich geschent hatte, diesen Teil in den Druckstock zu geben.

Übrigens sind meine Gefühle zu Glock nicht unfreundlicher Natur, obgleich er mir viel Geld gekostet hat und mich mit seinem Geschwätz gehörig ermüdete. Immerhin hat er mich mit allen mir erforderlichen Hilfsmitteln ausgerüstet und in seinem greisenhaften Geplapper erging er sich des öfteren über mancherlei Dinge, die mir zu erfahren nicht allein nützlich, sondern auch unbedingt notwendig war. Ich überhörte gefliſſentlich seine Reden über den „Essig der Weisen", den „Rabenkopf", den „grünen" und „roten Löwen", das „Segel des Theseus" und ähnliche Dinge, die mir gleichgiltig waren, ebenfalls seine Berichte über die berühmten Alchemisten und ihre märchenhaften Schätze, — dagegen horchte ich gespannt auf seine wertvollen Winke in Sachen der operativen Magie, behielt sorgfältig seine Erläuterungen der magischen Termini und lernte es, Nutzen zu ziehen aus seinen Anekdoten über berühmte Magier, Nekromanten und Theurgen. Wenn ich etliche Fortschritte in der zu erlernenden Wissenschaft machte, so verdanke ich vieles dem guten Alten, der zwar über die Wandlung von Blei in Gold grübelte, trotzdem es aber nicht vergaß, auf einfacherem Wege Silber aus fremden Taschen zu ziehen.

Meine Besuche in Glock's Laden, die ich hier so flüchtig geschildert habe, setzte ich während etlicher Wochen fort, natürlich verbrachte ich aber die übrige Zeit nicht nutzlos, sondern setzte mich, zu Hause angelangt, gleich

an den Tisch und vertiefte mich in die Folianten. Mein Eifer in dieser Beschäftigung war so groß, daß ich ohne Zweifel nicht nötig gehabt hätte, mit den wilden Lutheranern die Stadt des heiligen Vaters zu plündern, auch wohl die Gefilde Anangnaqua's nicht gesehen, dagegen als friedlicher Magister vom Katheder irgend einer Universität herab Collegia gelesen hätte, wenn ich seinerzeit mit dem nämlichen Fleiß mich in die „Sententiae", „Processus", „Copulata", „Reparationes" vertieft hätte. Ich verschlang ein Buch nach dem andern, studierte ein Traktat ums andre, erkannte immer neue Geheimnisse, und fühlte mich doch ständig ungesättigt, wie die Scilla des Vergil, und mein Hirn wurde in jenen Tagen gewissermaßen ein Fresser beschriebenen oder bedruckten Papieres.

So sehr vertiefte ich mich in meine Beschäftigung, daß selbst die Stimme meiner Leidenschaft für etliche Zeit in mir zum Schweigen kam: mit gleichsam blinderen Augen blickte ich auf Renata und ihre Worte machten einen geringeren Eindruck auf mich. Nicht genug, — ich empfand keinerlei Unruhe, wenn sie, wie es etliche Mal vorkam, den ganzen Tag nachdenklich und betrübt zubrachte, dann plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, ihren Mantel umlegte, sich für viele Stunden — unbekannt wohin — entfernte und erst spät in der Nacht wieder heimkehrte. Es konnte mich nicht rühren, wenn sie absichtlich über meine Arbeit lachte und mir beleidigende Worte zurief, nannte sie mich doch einen zwar strebsamen, doch unbegabten Mann. Ganz den Untersuchungen, Gedanken und Folgerungen hingegeben,

fühlte ich, als wäre meine Seele gleichsam lebendig in einen Eisblock geschlossen, wußte, daß mein Herz in Liebe schlug, litt aber nicht darunter, daß seine Flügel sich nicht regten.
Allein eines Morgens, nachdem sie wieder fortgewesen war, schob sie unerwartet und so einfach, als pflegte es immer so zu sein, zwei Stühle an den Tisch und sagte:
„Nun, Ruprecht, es ist Zeit, daß wir arbeiten."
Überrascht und dankbar blickte ich Renata an, küßte ihre Hand und wir setzten uns nebeneinander. Von jenem Tage an — dies geschah zu Ende des Monats September — betrieben wir das Studium der geheimen Philosophie und der operativen Magie gemeinsam.
Da ich hoffe, daß meine Erzählung nicht nur der anregenden Unterhaltung dienen soll, sondern vielleicht auch diesem oder jenem von Nutzen sein wird, der in ähnlichen Hinterhalt — wie ich — geraten sollte, so möchte ich an dieser Stelle in kurzen Worten das wiedergeben, was wir zusammen mit Renata aus den gelesenen Büchern in Erfahrung brachten, obwohl ich natürlich nicht im geringsten hoffen darf, den unermeßlichen Ozean, benannt geheime und verborgene Wissenschaften, zu erschöpfen.
Ich schätze, es wird mir gestattet sein, das leere Gerede der Theologen und Scholastiker, die da wähnen auf Grundlage von Zitaten aus der Heiligen Schrift ließe sich eine jede Wissenschaft erbauen, mit Stillschweigen zu übergehen. Die Schriftsteller, die zu diesem müßigen Haufen gehören, erheben den Anspruch, auf

das genaueste über alle Einzelheiten des dämonischen Wesens unterrichtet zu sein, die genaue Zahl und sämtliche Namen der Dämonen zu kennen. Etliche dieser Alleswisser beteuern zum Beispiel, es gäbe neun Arten unter den Dämonen: in der ersten befänden sich die Götter der Lüge, und Belzebub stünde an ihrer Spitze, zu der zweiten gehörten die Lügenpropheten mit Pithon, zu der dritten die Erfinder aller Bosheit mit Belial, zu der vierten die Rächer des Verbrechens mit Asmodeus und so weiter. Andere wieder wissen eine genaue Hierarchie der Dämonen mitzuteilen; an ihrer Spitze stünde als Kaiser — Belzebub, ferner sieben Könige: Bel, Pursan, Bilet, Paimon, Belial, Asmodeus, Sapan, — es folgten: dreiundzwanzig Herzöge, dreizehn Markgrafen, zehn Grafen, elf Vorsitzende und viele Ritter; alle diese werden namentlich genannt. Die Dritten wieder schildern die Hofhaltung des Fürsten der Finsternis; sie berichten auf das genaueste von Adramelech dem Großkanzler, von Astharot dem Schatzmeister, Verdelet dem Zeremonienmeister, Kamoos dem Hauptkaplan, und nennen ebenso ausführlich die höllischen Minister und Feldmarschäle, gleicherweise die Gesandten der Hölle an den verschiedenen europäischen Höfen. Es ist nur zu klar, daß alle diese Konjunkturen den allgemeinsten Vorstellungen entspringen, und nur eine Nachahmung der gegenwärtigen staatlichen Einrichtungen auf Erden sind, während doch die wahre Wissenschaft nur auf dem Experiment, der Beobachtung und den glaubwürdigen Berichten von Augenzeugen fußen darf.

In den Büchern hingegen, die einer tieferen Aufmerksamkeit wohl wert waren, fanden wir des öfteren keine Antwort auf viele Fragen, die wir billigerweise stellen konnten, denn ernsthafte Forscher begnügen sich nicht etwa mit der Neugierde des Lesers, sondern der Begrenztheit ihres Wissens entsprechend suchen sie zu erfassen. Allein die Natur und das Wesen der Dämonen ist so außerordentlich schwierig zu ermessen, daß ungeachtet der edlen und uneigennützigen Bemühungen älterer und neuerer Forscher, selbst solcher Giganten der Wissenschaft wie Albertus Magnus, Abt Tritheim, Agrippa von Nettesheim, — noch sehr vieles in diesem Gebiete zweifelhaft, ja völlig unerforscht geblieben ist. Und es wäre klug, an die Spitze einer jeden Abhandlung über die Dämonen die wohlbegründeten Worte zu setzen, die wir in einer der Handschriften fanden: „Das Wesen der Dämonen und ihre Kraft zu erfassen ist dem Menschen so schwierig, wie einer Ameise die Philosophie des Doktors der gesamten Wissenschaften Thomas von Aquino zu begreifen."

Dieses aber ist die allgemeine Vorstellung über diese Fragen, die wir gewonnen, nachdem wir gewissenhaft unsre Bücherei durchgearbeitet hatten:

Die Dämonen gehören zu den denkenden, von Gott erschaffenen Wesen und verteilen sich auf drei Arten. Die ersten nennt man die „himmlischen" (coelestes) sie leben in den höchsten Sphären und erfüllen ausschließlich den Willen Gottes, um den sie auch kreisen wie um ein feststehendes Zentrum. Die zweiten werden die „weltlichen" (mundani) genannt, denn ihnen liegt

es ob, über die Welten zu wachen; darum gibt es unter ihnen solche Dämonen, die Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Merkur, Luna genannt werden, ferner die zwölf Zeichen des Kreises, sechsunddreißig himmlischer Dekurien, zweiundsiebenzig himmlischer Quinarien und ähnliches mehr. Die dritten nennt man die „irdischen" (terrestres), sie ordnen sich in vier Arten — Feuer, Wasser, Luft und Erde — und eben ständig unter den Menschen, nehmen unsichtbar an unsern Angelegenheiten teil, wobei, wie zu erwarten steht, die Dämonen des Feuers vorwiegend auf unsern Verstand, die der Luft auf unser Gefühl, die des Wassers auf unsre Imagination, die der Erde auf unsern Leib und seine Lüste einwirken. Obwohl kein Ort der Erde von diesen Dämonen unbewohnt ist, so bevorzugen viele unter ihnen doch bestimmte Gegenden, andere wieder andere, so daß man Dämonen des Tages und der Nacht, nördliche und südliche, östliche und westliche, Dämonen des Waldes, der Berge, der Felder, des Hauses unterscheiden kann. Was nun die ungefähre Anzahl der Dämonen anlangt, so sind sich die Forscher über die Beantwortung dieser Frage nicht einig, und man kann nur sagen, daß es ihrer ungeheuer viele gibt, mehr denn hundert Millionen.
Hinsichtlich des Leibes der Dämonen sind die Gelehrten in eifrigem Streite begriffen, doch muß man annehmen, daß die Dämonen einen biegsamen, schlankgebauten Leib haben, der unsterblich ist, der Verwesung nicht anheimfällt, für gewöhnlich von unsrem Gefühl — dem Gesicht und dem Tastsinn — nicht wahrgenommen

werden kann und der die Fähigkeit besitzt, durch alle Gegenstände zu dringen. Allein die Körper der höchsten Dämonen, die aus reinem Äther bestehen, sind zarter als die Körper der niederen Dämonen, die aus Feuer und Luft gebildet sind, — wie viel mehr als die der niedrigsten, die sich aus den Elementen Wasser und Erde zusammensetzen. Um sichtbar zu werden, müssen sich die Dämonen einen Leib aus festeren Bestandteilen formen; alsdann nehmen sie die Gestalt eines Nebelgebildes oder eines feurigen Geistes an, oder sie werden zu blutlosen, totähnlichen Menschen. Der eigentliche Leib der Dämonen bedarf keiner Nahrung und ermangelt daher der körperlichen Verrichtungen; gleicherweise ist es den Dämonen nicht möglich, sich auf natürlichem Wege fortzupflanzen, denn sie sind geschlechtslos und unterliegen nicht den Fleischeslüsten. Allein aus lauter Bosheit bringen sie es des öfteren dahin, sich mit Männern und Frauen körperlich zu vereinigen, als Succubus und als Incubus; zeigt sich der Dämon in einem Falle als Succubus, so bewahrt er den empfangenen Samen, um ihn bei anderer Gelegenheit, wenn er als Incubus auftritt, wieder zu verwerten.

Alle Dämonen können in Verkehr mit Menschen treten, doch tun dies die himmlischen Dämonen nur auf eigenen Wunsch oder auf Befehl Gottes, während die irdischen Dämonen zu schwach und unbedeutend sind, als daß die Menschen ihrer Hilfe bedürften, so daß die Magier in der Regel die weltlichen Dämonen zu zitieren pflegen. Um einen weltlichen Dämon zu

zitieren, ist es unbedingt notwendig, seinen Namen zu kennen, seine Beschwörungsformel und seine Eigenart. Viele Dämonen haben im Laufe ihrer Unterhaltungen mit den Menschen selber ihre Namen genannt, darum sind uns zum Beispiel auch die zwölf Dämonen des Kreises bekannt: Malchidael, Asmodel, Ambriel, Muriel, Verchiel, Hamaliel, Suriel, Barchiel, Adnachiel, Hanael, Gambiel, Barchiel. Nach der Meinung der Forscher indes ist es auch möglich, ihre Namen künstlich zu berechnen: aus dem hebräischen Alphabet, das den Zahlen der himmlischen Zeichen entspricht; wenn man mit dem Zeichen des betreffenden Dämons beginnend nach Graden den ganzen himmlischen Kreis durchmißt, so ergeben sich in der Richtung des Aufgangs die Namen der guten, in der Richtung des Niedergangs die der bösen Dämonen. Die Charaktere oder Siegel des Dämons bestehen aus seinem Zeichen, das mit dem Monogramm seines Namens verflochten ist. Das Zeichen wird aus sechs Wurzeln gebildet, entsprechend den sechs Längengraden der Sterne, zu denen die Längengrade der Planeten in Verhältnis gebracht werden, und aus den sie verbindenden Linien; das Monogramm aber wird mit den Buchstaben eines der von den Magiern anerkannten Alphabetes geschrieben: mit ägyptischen Hieroglyphen, mit althebräischen, mit auf besondre Art veränderten lateinischen oder endlich mit bestimmten verabredeten Buchstaben. Die Beschwörungen, die der wichtigste Teil der Zitation sind, sind von den Magiern nach gegenseitiger Verständigung mit den Dämonen zusammen-

gestellt worden; hierbei sind in der Beschwörung alle Eigenschaften des Dämons auf das genaueste bezeichnet und der nachdrückliche Anruf, er habe zu erscheinen und das Geforderte zu erfüllen, darin enthalten; alles dieses ist bestätigt durch die Nachtwirkung geheimer göttlicher Namen.

Die Kraft der Beschwörung ist in der magischen Bedeutung der Zahlen enthalten, die bereits von Pythagoras nachgewiesen wurde und die kein einziger ernsthafter Forscher leugnen wird; und gesetzt — die gesamte Ordnung der Zitation ist richtig eingehalten, der Name des Dämons richtig niedergeschrieben, die Beschwörung fehlerlos hergesagt, — so ist es unmöglich, daß der Dämon dem Magier nicht erschiene und seinem Befehle nicht gehorchte, wie eine Stahlnadel, die regelrecht magnetisch gemacht wurde, unmöglich nicht nach Norden zeigen könnte. Bemerkenswert ist dabei, daß die verschiedenen Dämonen besondere Gestaltungen annehmen, in denen sie gewöhnlich dem Beschwörer erscheinen. So erscheinen die Dämonen des Saturn als schlanke, glänzende Gebilde mit zornigem Gesichtsausdruck; die Farbe ihres Antlitzes ist dunkel, ihre Bewegungen gleichen dem hereinbrechenden Sturm; vor ihrem Erscheinen ist eine gleichsam mit Schnee bedeckte, weiße Ebene zu sehen; häufig nehmen sie die Gestalt eines bärtigen Königs an, der auf einem Drachen einherfliegt, oder die einer alten Frau, die sich auf eine Krücke stützt, oder sie nahen als ein Wesen mit vier Antlitzen, oder als Uhu, als Sichel, als Wachholderstrauch. Die Dämonen des

Jupiter sind von mittlerer Statur und haben einen sanguinischen Körper; ihr Antlitz ist rostfarben, ihre Bewegungen ungestüm, der Blick ihrer Augen freundlich, ihre Art zu sprechen anmutend; vor ihrem Erscheinen sieht man Menschen, die von Löwen gefressen werden; oft erscheinen sie in Gestalt eines Königs mit einem entblößten Schwert, reitend auf einem Hirschen, oder als menschliches Wesen, angetan mit einer Mitra und in langen Gewändern, oder als eine mit Blumen geschmückte Jungfrau im Brautkranz, oder als Stier, als Pfau, als lazurblaues Gebilde. Die Dämonen des Mondes sind riesig, von vollen Formen und phlegmatisch; ihr Antlitz ist wie eine dunkle Wolke, der Ausdruck ihres Gesichtes unstät, die Augen sind rubinfarben und feucht; sie haben Hauer wie ein Eber, sind kahlköpfig und ihre Bewegungen erinnern an den Wellenschlag des Meeres; vor ihrem Erscheinen regnet es; häufig kommen sie als König mit einem Bogen in der Hand, reitend auf einer Hirschkuh, oder als ein kleiner Knabe, als Pfeil, als Hindin oder als riesiger Tausendfuß und so weiter.

Sich hinter diesen mannigfaltigen Gebilden verbergend, reden die Dämonen mit dem Beschwörer in seiner Sprache, versuchen es erst, ihn zu hintergehen, dann aber, wenn er nicht nachgibt, fügen sie sich seinen Wünschen und erfüllen unterwürfig alles, was in ihrer, übrigens recht begrenzten Macht liegt.

Dieses sind in flüchtigen Umrissen die Eigenschaften der Dämonen und die Ordnung ihrer Beschwörung.

Das, was ich hier in vier knappen Seiten aufgezeichnet habe, mußten wir mit Renata im Verlaufe von fast zwei Monaten, bis zum Ende des Oktober, zusammensuchen; wir arbeiteten fleißig wie die musterhaftesten Scholaren. Renata konnte kein Latein, daher mußte ich die Werke, die in dieser Sprache verfaßt waren — und die meisten waren es —, ihr wortwörtlich übersetzen; niemals aber wurde mir ihre Mitarbeit lästig. Im Gegenteil! In vielen Stücken erleichterte mir Renata die Arbeit, denn sie verstand es mit außerordentlicher Leichtigkeit, die verborgene Bedeutung mancher Sätze zu erklären oder etwas nur Angedeutetes zu ergänzen; — damals brachte ich dieses mit ihrem schlangengleichen, durchdringenden Verstande in Zusammenhang, jetzt aber erkläre ich es mir so, daß sie sich offenbar nicht zum ersten Mal an die Geheimwissenschaften machte und über die magischen Experimente vielerlei wußte und gehört hatte, was den meisten Leuten unbekannt bleibt. Und ich bin ganz überzeugt, daß nur die Erinnerungen Renatens, im Vereine mit gelegentlichen Andeutungen Jakob Glocks, es mir ermöglichten, eine so schwierige Wissenschaft wie die Magie im Verlauf einer so kurzen Zeit, wie es zehn Wochen sind, zu beherrschen.

Bemerkenswert ist, daß Renata, seit sie an meiner Arbeit teilnahm, wie verwandelt war; während der vier oder fünf Wochen, die wir gemeinsam arbeiteten, war sie stets unveränderlich guter Laune und zeigte nicht in ihrem Betragen die ihr eignen Sonderheiten. Bald übertraf sie mich an Eifer und Fleiß; unermüd-

lich saß sie Tage lang hinter den Büchern, vom dämmernden Morgen bis in die dunkle Nacht, vergaß die gottesdienstlichen Handlungen in der Kirche und die städtischen Feste. Nicht einmal geschah es, daß Renata, wenn ich vor Müdigkeit umfiel und nichts mehr aufzunehmen im Stande war, nicht vom Tische wollte, mir Vorwürfe machte und einen neuen Folianten aufschlug. Sie war fähig, mit dem Spaten des Gedankens ununterbrochen in dem schwarzen Schachte gedruckter Zeilen zu wühlen, ob es nun Tag oder Nacht war, und nie erlahmte ihre Hand bei dieser Arbeit, und nie stumpfte ihre Freude ab, wenn es uns gelungen war, aus diesen Tiefen einen neuen Goldfund an das Tageslicht zu befördern.

Übrigens, auch diese Unermüdlichkeit Renatens hatte ihre Erklärung, denn kaum war sie mit den Geheimnissen der Magie vertrauter geworden, so war ihr wie immer der blinde und eigensinnige Glaube gekommen, daß sie kraft der Magie wohl im Stande sein würde, die Liebe ihres Grafen Heinrich wieder zu gewinnen. Was aber mich anlangt, so ging es mir im Gegenteil so, daß ich bei gründlicherer Vertiefung in die Geheim-Wissenschaften immer mehr und mehr mein eigentliches Ziel aus den Augen verlor und mich, wie ein wahrhafter Adept, ohne jegliche Hintergedanken in meine Arbeit versenkte. Ganz gefangen von der Großartigkeit jener Fernen, die sich mir erschlossen — jener Welt der Dämonen, in die unsere Welt der Menschen wie ein kleines Eiland in den Ozean geworfen ist — vergaß ich zeitweise ganz den Grafen

Heinrich und meinen Eid, den ich Renata geschworen hatte. Es tat mir so wohl, mit ihr zusammen über die Wellen der Bücher, Handschriften, Zeichnungen und Berechnungen zu gleiten, daß, als ich endlich über den Wogenkämmen jenes Ufer erblickte, zu dem ich doch selber den Kurs des Schiffes hielt, ich mich keineswegs darüber zu freuen vermochte und mich durchaus nicht beeilte, in den Hafen zu gelangen. Und als mich Renata, nachdem wir uns die Grundlagen der zeremoniellen Magie angeeignet hatten, antrieb, nun unsre Kenntnisse in die Tat umzusetzen, da fand ich noch lange Vorwände, um den entscheidenden Tag zu verlegen, wobei ich mich darauf berief, daß unser Wissen noch zu wenig gründlich wäre.

Endlich in den ersten Tagen des November, der unhörbar mit seinen kalten Winden und langen Dämmerungen genaht war, fand ich keinerlei Entgegnung mehr und sah mich vor die Notwendigkeit gestellt, Renatens hartnäckigem Wunsche zu willfahren. Von den Büchern und den theoretischen Beschäftigungen gingen wir nun zur Praxis über und trafen die letzten Vorbereitungen zu dem nicht ungefährlichen Experimente; dieses war durchaus nicht leicht, denn es galt mit Vorsicht notwendige, doch seltne Gegenstände zu beschaffen und mit großer Sorgfalt die erforderlichen Instrumente herzustellen. Auch hierin war mir Renata geduldig und fröhlich behilflich, war sie doch von Tag zu Tag überzeugter, daß die Stunde ihres Wiedersehens mit dem Grafen Heinrich nicht mehr fern wäre; außerordentlich herzlos sprach sie zu mir da-

von, als bemerkte sie gar nicht, welche Qualen sie mir damit bereitete. Je näher aber der von uns festgesetzte Tag rückte, desto lebhafter bemächtigten sich meiner schlimme Vorahnungen, die wie Gespenster gleichsam in den Winkeln meiner Seele starrten und zu allem, was Renata mir sagte und ich ihr darauf antwortete, verdrießlich mit den Köpfen nickten.

Erst war die Verabredung getroffen worden, daß ich allein der Beschwörer sein sollte, denn es wollte Renata scheinen, ihre Teilnahme an diesem Werke würde ihre Seele beflecken, die sie für den Grafen Heinrich rein erhalten mußte. Ich bemühte mich, diese Vorstellung zu widerlegen und wies darauf hin, daß wir nicht aus Gründen niedrigen Eigennutzes, sondern zu einem guten Zwecke der Macht über die Dämonen begehrten; es wäre ein verdienstliches Werk, die bösen Geister zittern zu machen und sie zu unterwerfen; selbst viele Heilige, wie zum Beispiel St. Cyprian und St. Anastasius, hätten davor nicht gescheut. Nach einigem Schwanken erklärte sich Renata einverstanden; sie tat dies, wie mir scheinen wollte, eher darum, weil sie meinen Fähigkeiten nicht ganz traute und weil sie fürchtete, ich könnte etwas Wesentliches außer acht lassen oder würde es nicht anzuwenden wissen. So kam es, daß wir uns gemeinsam — magister cum socio — an das entscheidende Experiment machten.

Die Beschwörung selber, die wir vornahmen, will ich mit allen Einzelheiten berichten, auf daß ein erfahrener und weiser Mann, dem diese Erzählung zu Händen kommen sollte, feststellen könnte, was wir versäumt

haben und wie der traurige und tragische Mißerfolg unsres Unternehmens zu erklären ist.
Nach gründlichen Erwägungen wählten wir Freitag, den 13. November, zum Tage unsres Experimentes, denn den Dämonen des Freitages, dieses der Venus geweihten Tages, ist es in Sonderheit eigen, Frauen die Liebe ihrer Geliebten wieder zuzuwenden; Ort des Experimentes sollte jene nämliche Kammer sein, von der aus ich meinen verunglückten Flug auf den Sabbath unternommen hatte. Zu rechter Zeit hatten wir dort alles zusammengetragen, was für die Beschwörung notwendig war; auch hatten wir uns darum bekümmert, daß an jenem Abend niemand außer uns im Hause war, denn der starke Lärm hätte bei unsrer Martha Verdacht erregen können. Wir selber bereiteten uns zum Experiment durch Enthaltsamkeit im Essen, verzichteten vollständig auf Wein und richteten unsre Gedanken nur auf unser Vorhaben.
Die erste Sorge des Beschwörers gilt stets dem magischen Kreise, dient er doch als wirksamer Schutz gegen die Überfälle feindlicher, von außen andringender Mächte; daher verwendet man die größte Sorgfalt auf das Ziehen dieses Kreises wie auch auf den Namen des betreffenden Dämons, die Konstellation der Sterne, Ort des Experimentes, Jahreszeit und Stunde. Zuvor hatten wir den magischen Kreis sorgsam auf ein Blatt gezogen und ihn erst am Tage des Experimentes mit Kohle auf den Fußboden der Kammer übertragen. Er bestand aus vier konzentrischen Kreisen, der Durchmesser des größten betrug vier Ellenbogen-

längen, die drei geschlossene und ineinander geschlossene Kreise bildeten: der äußere, der mittlere und der innere, jeder eine Handfläche breit. Der mittlere Kreis war in neun gleiche Teile geteilt und in diesen Häusern stand geschrieben: im ersten, das genau nach Westen ging, der geheime Name der Stunde, die wir zur Beschwörung ausersehen hatten, nämlich Nethos — Freitag Mitternacht; im zweiten der Name des Dämons jener Stunde, Sachiel; im dritten der Charakter jenes Dämons; im vierten der Name des Dämons jenes Tages, Anael und seiner Diener Rachiel und Sachiel; im fünften die geheime Benennung der Jahreszeit, das ist des Herbstes, Ardarael; im sechsten die Namen der Dämonen jener Jahreszeit, Tarquam und Guabarel; im siebenten der Name der Wurzel jener Jahreszeit, Torquaret; im achten der Name der Erde in jener Jahreszeit, Rabianara; im neunten die Namen von Sonne und Mond, wie sie sie zu jener Jahreszeit tragen, Abragini und Natasignais. Der äußere Kreis war in vier gleiche Teile geteilt, und in diesen Häusern, die streng nach Westen, Norden, Osten und Süden gingen, standen geschrieben: die Namen des Dämons der Luft, der an jenem Tage regierte, Sarabotes rex, und seiner vier Diener: Amabiel, Aba, Abalidoth, Flaef. Der innere Kreis war gleichfalls in vier Teile geteilt und in diesen Häusern standen die ewigen göttlichen Namen: Adonay, Eloy, Agla, Tetragrammaton. Endlich war jener Raum innerhalb der drei Kreise, in dem sich die Beschwörer befinden mußten, durch ein Kreuz in vier Sektoren geteilt und

außerhalb der Kreise, den vier Himmelsrichtungen entsprechend, waren fünfzackige Sterne gezeichnet.
Nahe an Mitternacht schlossen wir sorgfältig alle Zugänge zum Hause und überzeugten uns noch einmal, daß niemand außer uns darin war; hierauf traten wir in die Kammer. Hier kleideten wir uns beide, Renata und ich, in neue, eigens hierzu bereitgelegte Gewänder aus reiner weißer Leinwand, die so lang waren, daß sie uns über die Füße reichten und die von einem Gürtel aus dem nämlichen Stoffe zusammengehalten wurden. Auf die Köpfe setzten wir uns ebenfalls leinene, mitrenähnliche Bedeckungen, auf denen vorne der göttliche Name stand; wir blieben barfuß. Während wir uns die Gewänder anlegten, sprachen wir das vorgeschriebene Gebet: Ancor, Amacor, Amides, Theodonias, Anitor, per merita angelorum tuorum sanctorum, Domine, induam vestimenta salutis, ut hoc, quod desidero, possim perducere ad effectum. In die Hände nahmen wir je einen magischen Stab, der aus astfreiem Holze gefertigt war und in eine, einem kleinen Schwerte ähnliche Metallspitze auslief. Noch traten wir nicht in den Kreis, sondern legten auf einen Tisch, der abseits stand und mit einem weißen, leinen Tischtuch bedeckt war, ein Pergamentblatt mit dem Zeichen des Pentagramms und mit dem Namen und Charakter des Dämons Adnachiel, denn damals stand die Sonne im Zeichen des Schützen, und auf einen hölzernen Dreifuß, der dicht am Kreise stand, an der nach Westen gerichteten Seite, das librum consecratum, das ist

ein Heft, in dem alle Beschwörungen, die wir an jenem Tage aussprechen wollten, sorgfältig niedergeschrieben waren. Neben dem Dreifuß zündeten wir zwei Kerzen aus reinem Wachs an und vier Ampeln aus Ton, die auf den fünfzackigen Sternen standen, mit reinem Pflanzenöle gefüllt waren und Dochte aus reinen Pflanzenstoffen hatten.

Als alle diese Vorbereitungen getroffen waren, blickte ich auf Renata und sah, daß ihre Erregung bis zu den Grenzen des Möglichen gestiegen war: ihre Hände zitterten, ihr Gesicht war bleich und kaum vermochte sie sich auf den Füßen zu halten. Da wandte ich mich zu ihr, wie der Magister zu seinem socio: „Freund, gedenke der Bedeutung dieser Stunde", und eilte zu beginnen. Nachdem ich alles ringsum mit geweihtem Wasser besprengt hatte, wobei ich die festgesetzten Worte sprach: Asperges me Domine, trat ich entschlossen von der westlichen Seite in den magischen Kreis durch eine in der Zeichnung offen gelassene Tür, und als ich sah, daß Renata mir gefolgt war, verschloß ich den Zugang mit dem Zeichen des Pentagramms. In diesem Augenblick fühlte ich Trauer und Kälte in meinem Herzen, doch erinnerte ich mich fest und klar an alles, was ich nun tun mußte.

Ich wandte mich in die vier Himmelsrichtungen und rief die vierundzwanzig Namen der Dämonen, die diesen Tag bewachen, wobei ich sechs in jeder Richtung nannte; hierauf die Namen der sieben Dämonen, denen die sieben Tage der Woche anvertraut sind, die sieben Farben des Regenbogens und die sieben Metalle. Renata

hatte sich unterdessen auf ihre Pflichten als socius besonnen und streute auf die Ampeln schon vorher bereitete, duftende Kräuter; diese bestanden aus Lavendel, einem Pulver aus Farnkraut und Verbenen, orientalischem Styrax-Harz, vor allem aber aus einer vom Hanf gezogenen Salbe, die dem Tage der Venus geweiht ist; Wolken wohlriechenden Rauches schwebten über den Lampen; sie breiteten sich und hüllten das ganze Zimmer in einen unbestimmten bläulichen Dunst.
Nun schritt ich an die eigentliche Beschwörung; ich gab mir Mühe, meine Stimme freundlich, doch bestimmt klingen zu lassen. Zuerst las ich etliche kirchliche Gebete, die den Beschwörer schützen, dann aber sprach ich die Beschwörung der Dämonen der Luft, die also anhebt: Nos facti ad imaginem Dei, dotati potentia Dei et ejus facti voluntate per potentissimum et corroboratum nomen Dei, El, forte admirabile, vos exorcisamus. Ich hörte Renatens Stimme, die mir auf meine Bitten respondierte. Bald merkte ich oder schien es mir nur so, daß sich in dem wallenden Weihrauch etliche Gestalten bildeten; das waren wohl die niedrigsten Geister, die vom Dufte des Hanfes angelockt waren; ich richtete gegen sie die Spitze des Stabes und verbot ihnen, uns zu berühren. Da ich annahm, daß nun die Zeit der äußersten Beschwörung gekommen war, sprach ich die letzten der vorbereitenden Worte: Ecce pentaculum Salomonis quod ante vestram adduxi praesentiam und so weiter.
Ein kalter Wind streifte mein Gesicht, bewegte mein Haar, und in diesem Augenblick waren Renata und

ich von dem Erfolge des Experimentes überzeugt. Doch sah ich, als ich auf sie blickte, daß sie noch immer zitterte und vor Erschöpfung fast zusammenbrach. Darum beeilte ich mich, umschritt den Kreis von Westen nach Osten und sprach die grundlegende Beschwörung, die an den Dämon Anael gerichtet ist:

Audi, Anaël! ego indignus minister Dei, conjuro, posco, urgeo et voco te non mea potestate sed per vim, virtutem et potentiam Dei Patris, per totam redemptionem et salvificationem Dei Filii et per vim et devictionem Dei Sancti Spiriti. Per hoc devinco te, sis ubi velis, in alto vel abysso, in aqua vel in igne, in aere vel in terra, ut tu, daemon Anaël, in momento coram me appareas in decora forma humana. Veni ergo cum festinatione in virtute nominum istorum Aye, Saraye, Aye, Saraye, Aye, Saraye, ne differas venire per nomina aeterna Eloy, Archima, Rabur, festina venire per personam exorcitatoris conjurati, in omni tranquillitate et patientia, sine ullo tumulto, mei et omnium hominom corporis sine detrimento, sine falsitate, fallacia, dolo. Conjuro et cofirmo super te, daemon fortis, in nomine On, Hey, Heya, Ja, Je, Adonay, et in nomine Saday, qui creavit quadrupedia et animalia reptilia et homines in sexto die, et per nomina angelorum servientium in tertio exercitu coram Dagiel angelo magno, et per nomen stellae quae est Venus et per sigillum ejus quod quidem est sanctum, — super te, Anaël, qui es praepositus diei

saxtae, ut pro me labores. El, Aty, Titeip, Azia, Hyn, Jen, Minosel, Achadan! Va! Va! Va!
Dreimal war ich um den Kreis herumgegangen, während ich diese Worte sprach. Rings im bläulichen Rauch bewegten sich teuflische Fratzen und überall vom Boden erhoben sich Dunststreifen, die im kleinen an jene erinnerten, die ich auf dem Sabbath gesehen hatte. Doch vergeblich wartete ich, daß mir spielende Mädchen erschienen, was als Vorzeichen der Erscheinung des Dämons der Venus gegolten hätte. Dreimal ging ich an Renata vorüber und ich sah ihre unglaubliche Anspannung; ihre Augen waren verzückt geöffnet und nur mit Anstrengung stützte sie sich auf den magischen Stab, als wäre es eine Krücke. Da ich aber wohl wußte, daß es oft stundenlanger Bemühungen bedarf, um den Dämon in seine Sphäre zu locken, so verlor ich die Hoffnung noch nicht und sprach verstärkte Beschwörungsformeln:
„Quid tardas? ne morare! obedito praeceptori tuo in nomine Domini Bathat, super Abrac ruens, superveniens. Cito, cito, cito! Veni, veni, veni!“
Ein dumpfes Brausen erfüllte das ganze Zimmer, als nahte uns ein großer Wind oder ein Regenschauer, der durch die Blätter hoher Bäume rauscht. Die Erwartung des Niegesehenen und Überraschenden packte mich mit aller Gewalt; mein ganzer Körper, alle meine Gedanken waren angespannt und bereit, sei es nun zur Verteidigung oder zum Angriff. In diesem Augenblick aber, als ich mein Gesicht zum Dreifuß gewandt hatte und in den wallenden Rauch blickte, ertönte

plötzlich hinter mir, dort wo Renata stand, ein so fürchterlicher Schlag, als müßte das ganze Haus zerbersten. Mit einem unwillkürlichen Schrei wandte ich mich und sah, daß die eine Ampel, der Renata zunächst stand, erloschen war. Unverzüglich stürzte ich mich dorthin und hielt den magischen Stab in jene Richtung, denn ich wußte, daß hier den bösen Geistern der Zutritt in unsern Kreis geöffnet war, doch ich kam wohl zu spät. Wie ich in Renatens Antlitz blickte, erkannte ich es kaum wieder, so sehr war es entstellt und verzerrt; es war anzunehmen, daß einer oder etliche Dämonen die Durchbrechung des Kreises benutzt hatten und in Renata gefahren waren. Renata, die erst einen Augenblick vorher sich kaum aufrecht zu halten vermochte, stieß mich mit außergewöhnlicher Kraft zur Seite und stürzte sich mit erhobenem Stab auf die andern Ampeln. Weder hatte ich Macht noch Willen, sie daran zu verhindern, und mit etlichen Schlägen — in ihrem Arm wirkte natürlich jener, der in sie gefahren war — zertrümmerte sie die übrigen drei Ampeln und die beiden Wachskerzen. Nun waren wir in vollständiger Dunkelheit und rings um uns erhob sich — wenn anders dies kein Trugbild unserer Sinne war — ein wildes Schreien, Pfeifen und Lachen.
In diesem Augenblicke der Gefahr begriff ich, daß uns der magische Kreis nicht mehr schützen konnte, da er doch ohnehin zerstört war, darum rief ich laut die Worte der Entlassung: Abi festinanter, apage te, recede statim in continenti! und schleppte Renata mit aller Gewalt aus dem Zimmer. Nachdem ich

eilig die Tür geöffnet hatte, sprach ich von der Schwelle die letzte Beschwörung, die als besonders kräftig gilt: Per ipsum et cum ipso et in ipso. Ich glaube, noch nie, in keiner Schlacht, in keinem Kampfe, selbst mit den wildesten Rothäuten nicht, hatte ich mich in ähnlicher Gefahr befunden, wie in dieser Kammer, die von feindlichen Dämonen gefüllt war, die wohl zu vergleichen war jenem Zwinger reißender Hunde und giftiger Schlangen, davon Renata gesprochen hatte. Wahrscheinlich rettete mich nur die größte Geistesgegenwart vor dem Tode, hatte ich doch Zeit gefunden, die Tür aufzuriegeln und Renata erst an die frische Luft in den Gang, dann aber in das Mondlicht, das in ihr Zimmer flutete, zu führen.

Doch Renatens Antlitz blieb furchtbar und sich selber nicht ähnlich; auch wollte mir scheinen, daß ihre Augen größer geworden waren, daß ihr Kinn sich gereckt hatte und die Schläfen mehr denn gewöhnlich hervortraten. Renata schlug wild um sich in meinen Armen; sie riß sich die Mitra und das linnene Gewand vom Leibe; ohne Aufhören rief sie mit grober, fast männlicher, nicht der ihr eignen Stimme irgend welche Worte. Wie ich aufhorchte, merkte ich, daß sie Lateinisch sprach, und doch erinnerte ich mich, daß sie dieser Sprache gar nicht mächtig war. Der Sinn dieser Worte war entsetzlich, denn sie verfluchte mich, sich selber, den Grafen Heinrich, schrie wahnsinnige Gotteslästerungen und drohte mir und der ganzen Welt mit dem fürchterlichsten Leid.

Obwohl ich dem Schutze heiliger Gegenstände nie be-

sonders getraut habe, so wußte ich in dieser unseligen Lage, da ich doch jeden Augenblick erwarten mußte, daß alle entfesselten Dämonen sich aus dem Zimmer der Beschwörung auf uns stürzen würden, nichts besseres zu tun, als Renata an den kleinen Altar, der in ihrem Zimmer war, zu bringen und auf die Hilfe Gottes zu hoffen. In ihrer Raserei wollte Renata dem heiligen Kruzifixe nicht nahen; sie schrie, daß sie ihn haßte und verachtete, sie erhob ihre geballten Fäuste wider das Bild Christi und stürzte endlich zu Boden in einem Anfall jener Konvulsionen, dessen ich schon zweimal Zeuge gewesen war. Doch nie hatte ich diese Stunden an ihrer Seite in so hoffnungsloser Entkräftung zugebracht wie jetzt, da ich mich über die Gequälte beugte und sehen mußte, wie die Dämonen, die vielleicht durch meine Schuld in sie gefahren waren, ihren Leib marterten.

Allmählich erloschen meine Befürchtungen und ich fühlte, daß wir außer Gefahr waren; ebenso allmählich und auf natürliche Weise schwanden auch Renatens Qualen, denn der Dämon, der in sie gefahren war, rief mir zum letzten Male zu, daß er mich noch treffen würde, und entfloh. Wir lagen beide hingestreckt auf dem Boden vor dem Kruzifix und erinnerten so an Schiffbrüchige auf dem Meer, die sich auf einen kleinen Felsen retteten, alles verloren haben und überzeugt sind, die nächste Welle würde sie hinabschleudern und ganz verschlingen. Renata konnte nicht sprechen, nur stille Tränen flossen ihr über die Wangen, ich aber fand keine Worte, um sie zu trösten oder zu ermutigen.

So lagen wir bis zur Dämmerung schweigend auf dem Boden, bis ich mich darauf besann, daß man Sorge tragen mußte, die Spuren des nächtlichen Experimentes zu entfernen. Auf meinen Armen trug ich Renata ins Bett, denn sie war nicht im Stande, zu gehen oder zu stehen, und ging dann selber mit einigem Zagen in das Beschwörungszimmer. Noch stand der Rauch von den Räucherungen in der Luft, am Boden lagen die Scherben der zerbrochenen Ampeln, doch fand ich weiter keinerlei Zeichen der Zerstörung und niemand hinderte mich daran, das Zimmer in Ordnung zu bringen und die Überreste des magischen Kreises, den ich mit so großer Sorgfalt gezogen hatte, zu entfernen.

Das war das Ende unsres Versuchs in Sachen der operativen Magie, zu dem wir uns länger denn zwei Monate vorbereitet und auf den anfangs ich, hernach Renata, so große Hoffnungen gesetzt hatten.

Nach diesem Tage gab sich Renata wieder ihrer dunklen Verzweiflung hin, der sie nur für kurze Zeit unser gemeinsames Studium der Magie und der Glaube an dessen Erfolg entrissen hatte. Dieser Anfall von Melancholie war indes viel tiefergehend als alle früheren der Art. Sonst hatte sie wohl den Willen dazu und die Lust gehabt, mir in eifrigem Gespräche zu beweisen, daß sie allen Grund hätte, traurig zu sein, nun aber wollte sie nichts sagen, nichts hören, nichts antworten. Die ersten Tage war sie krank, sie lag ganz regungslos im Bett, hatte ihr Gesicht in die Kissen vergraben, sprach kein Wort,

bewegte keine Muskel und hielt die Augen geschlossen. Später saß sie stundenlang in derselben Teilnahmlosigkeit auf einer Bank, hatte die Augen starr in eine Ecke des Zimmers gerichtet und war mit ihren Gedanken, vielleicht aber auch mit nichts, beschäftigt; jedenfalls hörte sie nicht, wenn man sie beim Namen rief, als wäre sie eine Holzstatue irgend eines Donatello, seufzte nur manchmal leise, und diese Seufzer waren die einzigen Lebenszeichen, die sie von sich gab. So hätte sie auch die Nächte durch gesessen, wenn ich sie nicht veranlaßt hätte, zu Bett zu gehn; doch konnte ich etliche Mal beobachten, daß sie den längsten Teil der Nacht bis zum dämmernden Morgen schlaflos zubrachte und ihre Augen waren weit geöffnet, ohne doch etwas zu sehen.

Alle meine Versuche, in Renata die Lebenslust wieder zu entfachen, blieben in jenen Tagen erfolglos. Mit Ekel blickte sie auf die magischen Bücher; wenn ich von einer Wiederholung unsres Experiments zu reden begann, so schüttelte sie nur voller Widerwillen den Kopf. Wenn ich sie aufforderte, mit mir in die Stadt, in die Straßen zu kommen, so zuckte sie mit den Achseln und schwieg. Nicht ohne Hintergedanken sprach ich hie und da vom Grafen Heinrich, vom Engel Madiel, kurz von allem, was ihr heilig war, doch hörte Renata in der Regel überhaupt nicht hin oder sie gab krankhaft immer nur die eine Antwort: „Laß mich!" Nur einmal, als ich sie besonders eindringlich gebeten hatte, sagte sie mir: „Begreifst du denn nicht, daß ich mich quälen will! Was fange ich mit dem

Leben an, wenn mir das Wichtigste fehlt und wenn ich es nie haben werde? Es tut mir wohl, hier zu sitzen und meinen Erinnerungen nachzudenken, warum willst du mich denn veranlassen, irgendwohin zu gehen, wo ich unter jedem neuen Eindruck leiden werde?" Nach dieser langen Rede fiel sie wieder in ihre Erstarrung.

Dieses einsiedlerische, regungslose Leben (auch nahm Renata kaum einen Bissen in den Mund) bewirkte bald, daß ihre Augen wie bei einem Leichnam tief in die Höhlen sanken und von dunklen Ringen umgeben wurden; ihr Gesicht wurde fahl, die Hände durchsichtig wie trübes Marienglas, und zitternd sah ich es kommen, daß ihre letzte Stunde bald schlagen würde. Der Kummer war unermüdlich tätig in Renatens Seele einen dunklen Brunnen auszuheben; immer tiefer und tiefer stieß er seinen Spaten hinein, tiefer und tiefer senkte er seinen Eimer und es war unschwer, den Tag vorauszusehn, da ein Spatenstich den Lebensfaden zerschneiden mußte.

DAS SECHSTE KAPITEL

Meine Reise nach Bonn zu Agrippa von Nettesheim.

Es ist nicht leicht, ein Fuhrwerk aufzuhalten, das sich in voller Fahrt befindet; so war es auch mir nicht möglich, plötzlich von dem Wege abzulenken, auf dem mein Leben in den letzten Monaten dahingeeilt war. Nach dem mißlungenen Experiment war ich immer noch nicht im Stande, an etwas anderes zu denken als an Beschwörungen, magische Zirkel, Pentagramme, Pentakulen, Namen und Charakter der Dämonen. . . Sorgfältig studierte ich in den Büchern, nach denen wir gearbeitet hatten, und bemühte mich, den Grund für unsern Mißerfolg ausfindig zu machen; ich konnte mich aber nur davon überzeugen, daß wir richtig und den wissenschaftlichen Regeln entsprechend gehandelt hatten. Ich hätte natürlich nicht gezaudert, die Beschwörung zu wiederholen, wenn mich nicht die Überlegung daran gehindert hätte, daß ich dem Experimente nichts Neues hinzufügen könnte, folglich auch nicht berechtigt wäre, etwas Neues zu erwarten. Außerdem schien es mir undenkbar, mich gegen Renatens Willen an dieses Werk zu machen.

In dieser Unsicherheit blinkte mir, wie das Feuer eines Leuchtturmes im weißen Ufernebel, ein neuer Gedanke; erst schien er mir so unerfüllbar und hoffnungslos, daß ich ihn los zu werden trachtete, dann aber, als ich mich in ihn hereingefunden hatte, schien er mir erreichbar. Durch Jakob Glock hatte ich in

Erfahrung gebracht, daß jener Schriftsteller, dessen Abhandlungen über die Magie der wertvollste Fund war, den ich beim Sammeln meiner Bücherschätze gemacht und der mir endlich den Ariadnefaden gegeben hatte, der mich aus dem Labyrinthe von Formeln, Namen und rätselhaften Aphorismen führte, daß jener Schriftsteller, der Doktor Agrippa von Nettesheim, nur etliche Wegstunden weit von meinem Aufenthaltsorte lebte: in der Stadt Bonn, gleichfalls am Rhein gelegen. Und nun grübelte ich immer mehr und mehr darüber nach, daß ich mich zur Schlichtung meiner Zweifel an diesen Mann wenden könnte, der in alle Geheimnisse der dunklen Wissenschaften eingeweiht war und tatsächlich aus eigner Erfahrung und durch seine Beziehungen zu andern Gelehrten um Dinge wissen mußte, die man in Büchern dem profano vulgo nicht preiszugeben pflegt. Es schien mir all zu keck, mit meinen persönlichen Angelegenheiten die Arbeit oder die Muße des Gelehrten zu stören, im Grunde meines Herzens aber hielt ich mich einer Begegnung mit ihm nicht für unwürdig und glaubte nicht, daß ihm meine Gespräche lächerlich oder langweilig erscheinen würden.

Ehe ich mich noch zu etwas entschlossen hatte, begab ich mich in Glocks Laden, um mir Rat zu holen; lange war ich nicht bei ihm gewesen, und als er mich sah, war er sehr erfreut, denn er liebte mich als seinen aufmerksamen Zuhörer. Diesmal mußte ich einen schönrednerischen Panegyrikus über Bernhardt von Treviso, einen der wenigen, die den Stein der

Weisen gefunden haben, über mich ergehen lassen, — und erst als Glocks Vorrat an entzückten Worten versiecht war, vielleicht aber erst, als er sich die Kehle trocken geredet hatte, machte ich mich daran, ihm meine Sache vorzutragen. Behutsam teilte ich ihm mit, meine Beschäftigung mit der Magie ginge ihrem Ende entgegen, doch wichen die Schlußfolgerungen, zu denen ich gekommen wäre, so sehr von den üblichen Ansichten ab, daß ich es für wünschenswert erachtete, sie einer wirklichen Autorität auf diesem Gebiete zur Begutachtung vorzulegen, ehe ich mich daran machte, sie in einer Abhandlung zusammen zu fassen; hierbei nannte ich den Namen Agrippas und sprach die Vermutung aus, daß Glock, dessen würdige Wirksamkeit in ganz Deutschland bekannt wäre, mir in dieser Sache wohl behilflich sein könnte. Zu meiner nicht geringen Verwunderung hörte mich Glock nicht allein mit wirklicher Aufmerksamkeit an, sondern er erklärte auch seine Bereitschaft, mein Vorhaben zu fördern und versprach auf der Stelle, mir ein Empfehlungsschreiben an Agrippa von dessen Verleger, zu dem er — Glock — in freundschaftlichen Beziehungen stünde, zu beschaffen. Dieses Versprechen hielt ich für ein omen bonum und dachte bei mir, ob vielleicht die Göttin Fortuna selber für heute im altersschwachen, greisen Buchhändler Gestalt genommen hätte, um mich auf meinen Wegen zu fördern, wie die Göttin Minerva zufolge den Liedern des göttlichen, blinden Sängers im greisen Mentor Gestalt nahm.
Nach zwei Tagen löste Glock sein Versprechen ein

und sandte mir tatsächlich einen Brief mit der Aufschrift: Doctissimo ac ornatissimo viro, Henrico Cornelio Agrippae, comprimis amico Godefridus Hetorpius, und nun wollte mir scheinen, als wäre es unanständig, mein Vorhaben aufzugeben. Natürlich bedrückte es mich, Renata verlassen zu müssen, doch war ich ganz außer Stande, auch wenn ich bei ihr blieb, ihr in ihrem schmerzlichen Kummer, dessen Wurzeln ihr Leben erstickten, beizustehen. Wohl bemühte ich mich, mit Renata über meinen Plan zu sprechen, sie aber wollte nicht in den Sinn meiner Worte eindringen und bat mich nur mit einer kläglichen Handbewegung, sie mit Erklärungen nicht zu quälen, darum preßte ich die Lippen zusammen und beschloß, auf eigne Gefahr hin zu handeln; ich ging und kaufte mir ein Pferd und suchte aus einem Winkel meinen verstaubten Mantelsack hervor. Als ich aber am Tage meiner Abreise, früh am Morgen, in Renatens Zimmer kam, um mich von ihr zu verabschieden und ihr zu sagen, daß ich mich doch in unsrer gemeinsamen Angelegenheit auf den Weg machte, antwortete sie mir folgendermaßen:

„Wir haben keine gemeinsamen Angelegenheiten mehr miteinander: du lebst, ich bin eine Tote. Leb wohl."

Ich küßte ihr die Hand und ging hinaus, als käme ich wirklich aus einem Zimmer, in dem ein Sarg steht und Grablichter flackern.

Von Köln bis Bonn sind es nur etliche Stunden scharfen Reitens auf der kaiserlichen Straße; da aber der Winter bereits eingesetzt hatte und man jeden

Augenblick den ersten Schnee erwarten konnte, so war der Weg arg mitgenommen und ich war den ganzen Tag, vom Morgen bis zum späten Abend, unterwegs, rastete auch nicht in den zahlreichen Wirtshäusern der Dörfer Hohdorf, Wesseling, Widdich, Hersel und übernachtete auch nicht, wie es beinah dazu gekommen wäre, in allernächster Nähe vor der Stadt. Auch muß ich hier sagen, daß mein neues Gewand aus dunkelbraunem Tuch, das ich mir in Köln hatte nähen lassen und zum Besuche Agrippas zum ersten Male trug, in einen kläglichen Zustand kam, und nicht einmal mein treuer Kamerad, der Wettermantel, der die Stürme des atlantischen Ozeans an sich erfahren hatte, vermochte es zu schützen. Doch war ich den ganzen Tag über in fröhlichster Stimmung, wie schon lange nicht mehr, denn nachdem ich Renata verlassen hatte, war es mir zum ersten Mal nach vielen Monaten so zu Mute, als hätte ich mich selber — den Verlorenen — wiedergefunden. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich aus einem dumpfen Keller wieder ans Tageslicht gekommen, und meine einsame Reise längs dem Rhein nach Bonn schien mir die unmittelbare Fortsetzung meiner einsamen Fahrt aus Brabant zu sein, die erst kürzlich verflossenen Tage des Zusammenseins mit Renata aber — ein quälendes Traumgesicht auf einer der Zwischenstationen.

Übrigens vergaß ich den eigentlichen Zweck meiner Reise nicht, und der Gedanke, Agrippa von Nettesheim, einen der größten Gelehrten und einen der bemerkenswertesten Schriftsteller der neuen Zeit, zu sehen,

machte mir viel Freude. Ich gab mich dem Spiele meiner Phantasie hin, wie es wohl ein jeder an sich erfahren hat, und stellte mir in allen Einzelheiten meinen Besuch bei Agrippa vor, wiederholte mir in Gedanken Wort für Wort die Reden, die ich ihm halten wollte und mit denen er mir entgegnen würde, wobei ich — allerdings mit einiger Mühe — etliche in lateinischer Sprache zusammenstellte. Ich hielt an dem Glauben fest, daß ich nicht als unerfahrener Schüler vor Agrippa treten würde, sondern als bescheidner, junger Gelehrter, der der Kenntnisse und Erfahrungen nicht entbehrt, wohl aber nach Winken und Unterweisungen in jenen höchsten Sphären der Wissenschaft sucht, die noch nicht genügend erforscht sind und nach denen zu fragen man sich nicht zu schämen braucht. Ich stellte mir vor, wie Agrippa zuerst nicht ohne Mißtrauen meine Erörterungen anhören würde, dann aber mit freudiger Aufmerksamkeit, und wie er endlich, betroffen von meinem Verstande und dem reichen Schatz meines Wissens, verwundert fragen würde, wie ich es möglich gemacht hätte bei meinen jungen Jahren über eine so seltne und vielseitige Gelehrsamkeit zu verfügen, worauf ich dann antworten würde — seine Werke wären meine besten Führer gewesen. . . Und mancherlei ähnliche, nicht minder alberne, unwahrscheinliche und einfach undenkbare Gespräche flüsterte mir mein kindischer Ehrgeiz zu, der ganz plötzlich vom Grunde meiner Seele auftauchte, als ich den beschwerlichen Weg längs den kahlen und kalten Winterfeldern des Erzbistums ritt.

Verfroren und übermüdet, doch aber in fröhlicher Stimmung, langte ich, nachdem es vom Turme schon drei geschlagen hatte, in völliger Dunkelheit vor den Toren Boms an; nur mit Mühe gelang es mir die Nachtwache zu überreden, mich in die Stadt zu lassen, und so kam es, daß ich in der Wahl einer Herberge nicht sehr wählerisch sein durfte und froh war, im ersten besten Gasthaus — ich erinnere mich, daß es den Namen „Zur goldenen Traube" führte — ein Nachtlager zu finden.

Am Morgen des darauffolgenden Tages kam der Wirt, wie das nun einmal in kleinen Herbergen zu sein pflegt, und erkundigte sich nach meinen besondern Wünschen, wodurch er eigentlich seine Neugierde — wer der Neuankömmling wäre — befriedigen wollte. Diese Begegnung war mir angenehm, mußte ich doch erforschen, wo Agrippa wohnte, außerdem schmeichelte es mir zeigen zu können, daß ich zu so einem Mann gereist käme. Da es sich erwies, daß der Wirt zu den alteingesessenen Bürgern gehörte, so hörte ich als Draufgabe zu dem Namen der Straße, in der Agrippas Haus stand, den städtischen Klatsch, der über ihn im Umlauf war.

„Wie sollte ich Agrippa nicht kennen?" — sagte der Wirt. — „Ein jeder Gassenbube kennt ihn ja, und — um die Wahrheit zu sagen — meidet ihn! Gutes wird über ihn wenig gesprochen, mehr Schlechtes. Man erzählt, daß er die schwarze Kunst betreibt und mit dem Teufel Freundschaft hält... Jedenfalls hockt er in seinem Nest wie eine Eule und zeigt sich manch-

mal wochenlang nicht auf der Straße. Daß er kein sonderlich braver Mann ist, kann man daraus ersehen, daß er seine zwei Frauen zu Tode gequält hat, und die dritte — noch ist es kein Monat her, hat sich von ihm scheiden lassen. Aber ich bitte Euer Gnaden mir zu vergeben, falls er Euer guter Bekannter ist, denn was ich zu erzählen weiß sind lediglich Gerüchte, und es ist bekannt wie die Leute klatschen: da gibt's kein Ende!"

Ich beeilte mich zu beteuern, daß ich mit Agrippa keineswegs befreundet wäre, sondern daß ich nur Geldgeschäfte mit ihm zu erledigen hätte, und das ermutigte den Wirt mir mit gedämpfter Stimme die unglaublichsten Dinge über den berühmten Gast dieser Stadt zu berichten. So erzählte er, Agrippa hätte stets etliche Hausdämonen, die in Gestalt von Hunden bei ihm lebten; er wisse aus der Mondscheibe zu lesen, was an allen Enden der Erde vorginge, und darum kennte er ohne sonstige Benachrichtigung alle Neuigkeiten, ferner verstünde er die Metalle zu verwandeln und bezahlte oft mit Münzen, die den echten täuschend ähnlich sähen, sich aber später in Hornstücke oder Mist verwandelten; daß er vornehmen Leuten im magischen Spiegel ihre ganze Zukunft enthüllte: daß er in jungen Jahren, als er in Italien beim General Antonio de Leiba in Diensten stand, durch magische Kräfte seinem Vorgesetzten Erfolg in allen Unternehmungen sicherte; daß man Agrippa einst in Freiburg gesehen hätte, wie er genau um zehn Uhr eine öffentliche Vorlesung beendete und im selben Augen-

blick viele Meilen entfernt in der Stadt Pontimuß eine neue Vorlesung begann, — und eine Menge ähnlicher ebenso zweifelhafter Geschichten.
Diesem leeren Gerede hörte ich mit Vergnügen zu, nicht etwa weil ich es geglaubt hätte, sondern weil es mir schmeichelte, in das Haus eines so erstaunlichen Mannes zu kommen. Als meinem Empfinden nach die rechte Stunde für den Besuch gekommen war, brachte ich meine Kleider noch einmal in Ordnung, ging stolz erhobenen Hauptes aus dem Gasthof, und wie ich so durch die Straßen schritt, wünschte ich wohl, daß die Vorübergehenden es bemerkten, wohin ich meine Schritte lenkte. Wenn ich heute an diese selbstzufriedenen Gedanken zurückdenke, so kann ich nicht umhin bitter und traurig zu lächeln, denn das Schicksal, das mit dem Menschen spielt, wie eine Katze mit der Maus, hat es hier verstanden mit spitzfindiger Grausamkeit mich lächerlich zu machen. Statt der Rolle des Triumphators, die meine Eigenliebe mir vorgegaukelt hatte, zwang es mich in viel minder würdige Rollen, nämlich: eines Radaubruders, eines albernen Säufers und Schülers, dem der Lehrer einen Verweis erteilt.
Dank der mir gewordenen Auskunft gelang es mir ziemlich leicht das Haus Agrippas zu finden; — es lag am Ende der Stadt, dicht an der Mauer, war recht geräumig, obwohl es nur drei Stockwerke mit vielen Anbauten hatte, sah altertümlich und düster aus und war von allen andern Häusern streng entfernt. Ich klopfte am Tor; da ich keine Antwort er-

hielt, klopfte ich noch einmal und stieß endlich die Tür auf, da sie nicht verschlossen war; ich trat in eine große und leere Vorhalle und dann, dem Laute etlicher Stimmen folgend, in ein zweites Zimmer. Hier saßen vier Gesellen an einem dampfenden Topf um den breiten Tisch herum; sie lachten und schwatzten, und ich glaubte es wären die Diener des Hauses. Als sie das Knarren der geöffneten Tür hörten, schwiegen sie still und wandten sich mir zu, während unter dem Tisch zwei Rassehunde hervorkrochen, die mich anknurrten und die Zähne bleckten.

Ich fragte höflich:

„Kann ich den Doktor Agrippa von Nettesheim sprechen, der wie mir gesagt wurde in diesem Hause lebt?"

Einer der Speisenden, ein starker Bursche, der das Gesicht eines Italieners hatte und dessen Aussprache den Italiener verriet, schrie mir grob zur Antwort:

„Wie untersteht Ihr Euch in ein fremdes Haus einzutreten, ohne zuvor zu klopfen? Dies ist kein Bierkeller und kein Rathaus! Packt Euch fort, sonst werden wir Euch den Weg zur Tür weisen."

Diese Flegelhaftigkeit widersprach so sehr allen meinen Erwartungen, daß ich das Gefühl hatte, als hätte man mich ins Gesicht geschlagen, — im Nu hatte ich alle Selbstbeherrschung verloren und in einem Anfall aufbrausenden Zornes rief auch ich unbedachte und scharfe Worte zur Antwort, etwa folgende:

„Du versiehst dich, mein Freund, wenn du glaubst ich wäre hereingekommen ohne zuvor zu klopfen! Doch

scheinen in diesem Hause die Knechte zu saufen, statt daß sie ihren Pflichten nachkommen! Geh und frage deinen Herrn, wie man mit einem Gaste umzugehen hat, denn hier habe ich ein Empfehlungsschreiben seines Freundes an ihn."

Diese Worte machten den allerstärksten Eindruck. Einer der Sitzenden sprang wild schimpfend auf, stürzte auf mich mit geballten Fäusten und warf die Bank um; ein andrer eilte ihm zu helfen, ein dritter wieder wollte die beiden zurückhalten, und die Hunde warfen sich bellend und knurrend auf mich. Wie ich mich nun in ein wenig rühmliches Gemenge gedrängt sah, zog ich meinen erprobten Degen, schwang ihn drohend, suchte Rückendeckung an der Wand und wiederholte, ich würde jeden durchbohren, der mir auf Degenlänge nahte. Im Verlaufe etlicher Augenblicke erinnerte alles an die Gemächer des Königs Ulisses kurz vor der Niedermetzelung der Freier, und es hätte wohl leicht geschehen können, daß ich in Anbetracht der ungleichen Kräfte meine Schroffheit mit dem Tode hätte büßen müssen, und niemand hätte sich natürlich um einen ermordeten, unbekannten Durchreisenden bekümmert.

Zum Glück aber war der Ausgang dieser Fehde ein friedlicher, denn die Meinung der Vernünftigeren, die behaupteten, daß zu einem blutigen Zusamenstoß gar kein Grund vorläge, gewann Oberhand. Ein Jüngling, der wie ich bald erfuhr, Aurel hieß, nötigte uns vom Streite abzulassen und sagte dabei folgendes:

„Herr Reisender und ihr Kameraden! Lasset Mars, den Gott des Krieges, nicht triumphieren in diesem

Hause, das Minerva — der Göttin der Weisheit — geweiht ist. Der Herr Reisende ist schuld, wenn er mit uns wie mit hergelaufenem Gesindel umsprang, doch auch wir sind schuldig, sintemal wir einen edlen Herren so unhöflich und ungastlich empfingen. Wollen wir gegenseitig unsre Entschuldigung machen und ruhigen Bluts, wie es denkenden Leuten geziemt, auseinandersetzen, worin das Mißverständnis bestand."

Um die Wahrheit zu sagen, — ich war froh über diese Wendung der Dinge, die mich einer sinnlosen, aber gefährlichen Rauferei enthob, und als ich nun begriff, daß ich es nicht mit Dienern, sondern mit Schülern Agrippas zu tun hatte, erklärte ich zum zweiten Mal in liebenswürdigen Worten was mich hierher führte, nannte meinen Namen, zeigte das Empfehlungsschreiben und betonte, daß ich aus einer andern Stadt gekommen wäre, nur um Agrippa zu sprechen. Aurel antwortete mir:

„Ich weiß nicht, ob es Euch gelingen wird den Meister zu sprechen. Er hat die Gepflogenheit in seiner Stube zu arbeiten und verläßt sie mitunter tagelang nicht; niemand im Hause darf ihn zu solcher Zeit stören, und sogar das Essen wird ihm ins Nebenzimmer gebracht. Dorthin werden auch alle eingelaufenen Briefe gelegt, so daß, wenn Ihr uns den Euren geben wollt, wir ihn zu den andern legen werden."

Nach dieser Erklärung blieb mir nichts anderes übrig, als den Brief des Hetorpius Aurel einzuhändigen und mich zu verabschieden; ich mußte mich damit begnügen, daß mein erstes Erlebnis im Hause Agrippas so

glücklich abgelaufen war, denn ich hatte mich nicht ganz würdig benommen. Allein, es war zu bedenken, daß dieser Tag zu den unglücklichen zählte, — ein dies nefasti, — weil sowohl Aurel als ich, uneingedenk des Sprichwortes, daß jener doppelt verspielt, der abspielen will, — bestrebt waren die Spuren des albernen Zankes ganz zu verwischen. So bestimmte Aurel seine sämtlichen Kameraden mir die Hand zu reichen, wobei er sie mir einzeln vorstellte.

„Dieser, — sprach er und wies auf jenen, mit dem ich den Streit begonnen hatte, — ist der Älteste unter uns; er stammt aus Italien, und wir nennen ihn Emmanuel; als Kind des Südens ist er aufbrausend und zügellos; dies hier ist der kleine Hans, der jüngste unter uns, nicht nur dem Namen nach ein Johannes, sondern auch als Liebling unsres Meisters; dies hier ist ein rühriger Bursche, — ein Kopf und eine Faust wie es wenige gibt, man nennt ihn Augustin; vor Euch endlich steht Aurel, ein bescheidner Mensch, wie Ihr selber erfahren habt, der darum hofft auf dieser Welt Spuren zu hinterlassen". Ich aber reichte nicht nur allen die Hand, sondern machte auch unglücklicherweise den Vorschlag, um auch jede Spur des Mißverständnisses zu verwischen, zusammen einen Schoppen Wein im Wirtshause zu leeren. Sie berieten halblaut miteinander, nahmen dann meine Einladung an und wir verließen zu fünf ohne zu zögern Agrippas Haus, um uns unter das gastliche Dach des besten Wirtshauses der Stadt, „zum fetten Hahnen" zu begeben.

In einem großen und zu der frühen Stunde noch ganz leeren Raum des Wirtshauses setzten wir uns alsbald hinter die Gläser, in denen ein erfreulicher Scharlachberger funkelte und hinter ein Rad trefflichen welschen Käses, und sehr bald hatten wir unsre Feindschaft vergessen. Der Wein, — wie Horacius Flaccus sagt, — explicuit contractae seria frontis, glättete die Falten in der Stirn, die Stimmen wurden lauter, fröhlicher, lebhafter und ein fremder Beobachter hätte uns wohl für befreundete Saufkumpane halten mögen, die keinerlei Geheimnisse untereinander haben. Doch vergeblich bemühte ich mich das Gespräch auf die Geheimwissenschaften und auf die Magie zu bringen, denn ich glaubte die Schüler des großen Magiers würden vom Weine angeregt sich ihres häufigen Verkehrs mit den Dämonen rühmen, — allein ihre Gedanken waren bei ganz anderen Dingen. Gesund und fröhlich schwatzten sie über alles auf der Welt: über die Fortschritte des Luthertums, über ihre Liebesabenteuer, über die bevorstehenden Feiertage der heiligen Katharina und des heiligen Andreas mit den dazu gehörigen sonderbaren Gebräuchen, — und ich fühlte mich wieder als Student unter meinen alten Kölner Zechgenossen. Nur der junge Hans hielt sich abseits von uns, er trank wenig und erinnerte an eine Jungfrau, die aus lauter Schamhaftigkeit „Beinkleid" statt „Hose" sagt.

Als ich endlich gerade heraus nach Agrippa und seinem gegenwärtigen Leben fragte, hoffen mir ganz unerwartet, nur Klagen aus aller Mund. Augustin gestand, daß

sie eine sehr trübe Zeit durchlebten, daß Gläubiger den Meister bedrängten und er, außer dem Erlös seiner Werke, fast keinerlei Nebeneinnahmen hätte. Aurel fügte noch hinzu, daß Agrippa infolge dieses Geldmangels genötigt war in des Erzbischofs Dienste zu treten, und daß dieser ihm ganz unwürdige Aufträge erteilte, wie zum Beispiel die Einteilung der Feiertage und deren Beobachtung. Emanuel endlich schalt mit bösen Worten auf Agrippas dritte Frau, von der er sich eben erst hatte scheiden lassen; er fand, daß diese Frau an allem Unglück schuld wäre, und konnte sich nicht genug tun in Lobsprüchen auf die verstorbene Frau — Jeanne Louise — zu der er offenbar eine besondere Zuneigung gefaßt hatte. Auch begann Emmanuel von den herrlichen Tagen zu erzählen, die sie alle in Antwerpen gehabt hatten, als Agrippas Stern unter dem Schutze der nun verstorbenen Prinzessin Margarethe von Österreich am höchsten stand; damals gab es Leben und Fröhlichkeit im Hause, und es hallte wieder von Lachen und Scherzen; als der Meister, dessen Frau, die Kinder und die Schüler noch eine große Familie bildeten. . .

Bedauerlicherweise war Gott Bacchus der Steuermann unsrer Unterhaltung, und das Ende der Erzählung erreichte den Hafen nicht, sondern ertrank im Sturme einer plötzlich ausbrechenden Heiterkeit und der Witze Augustins. Nur eins konnte ich als feststehend betrachten, daß Agrippa nämlich, wenn er für andere Gold zu machen und andre Erfolge zu sichern ver-

stand, diese Künste für sich selber nicht in Anwendung brachte.
Allein bald kehrten wir wieder zu dem anregenden Ufergelände zurück, denn meine berauschten Partner wollten durchaus in Erfahrung bringen, was mich eigentlich dazu veranlaßte, Agrippa aufzusuchen. Ich fühlte mich außer Stande, diesen sorglosen Kindern von Renata zu sprechen und faßte mich kurz dahin, daß ich Rat brauchte in etlichen Fragen der operativen Magie.
Zu meinem gerechten Erstaunen begrüßte man diese Antwort mit allseitigem Gelächter.
„Nun Freund" — sagte Aurel — „just ins Schwarze habt Ihr nicht getroffen! Ihr werdet wohl mit demselben Gepäck, mit dem Ihr herkamt, wieder abziehen müssen."
„Ist es möglich", fragte ich, „daß Agrippa seine Kenntnisse in den Geheimwissenschaften so sorgsam hütet und sie so ungern mitteilt?"
Hier mischte sich Hans, der bisher geschwiegen hatte, ins Gespräch:
„Wie kränkend ist es doch", rief er, „daß man den Meister immer nur als Zauberer betrachtet! Wird denn Agrippa von Nettesheim, einer der erlauchtesten Geister seiner Zeit, ewig für die Vergnügungen seiner Jugend büßen müssen, und wird man ihn stets nur als den Verfasser des unbedeutenden und mißlungenen Werkes „de occulta philosophia" kennen?"
Ganz erstaunt machte ich darauf aufmerksam, daß ich Agrippas Buch über die Magie keineswegs für unbe-

deutend hielte, daß es außerdem eben erst gedruckt worden wäre, und daß also der Verfasser selber ihm jetzt noch einige Bedeutung beimißt.'
Unwillig antwortete Hans:
„Habt Ihr denn das Vorwort zum Buche nicht gelesen? Da erklärt es der Meister doch. Sein Buch war in ganz Europa in falschen Abschriften, mit sinnlosen Ergänzungen, ähnlich dem albernen „vierten Teil", verbreitet, und der Meister zog es darum vor, die Originalhandschrift herauszugeben, um nur für seine eignen Worte einstehen zu müssen. Im Buche selber steht jedoch nichts anderes, als die Erklärung verschiedener Theorien, die der Meister in seiner Eigenschaft als Philosoph studiert hatte. Er selber hat es uns fest versichert, daß es ihm nie im Leben in den Sinn gekommen ist, sich mit so leeren Dingen und solchen Geschmacklosigkeiten abzugeben, wie das Zitieren von Dämonen."
Kaum hatte Hans diese eifernden Worte gesprochen, als sich schon seine Freunde über ihn lustig machten und ihn daran erinnerten, daß es gar nicht so lange her wäre, daß er selber noch an Beschwörungen geglaubt hätte. Hans geriet aus der Fassung und wurde rot; fast mit Tränen in den Augen bat er sie still zu schweigen und behauptete, damals wäre er noch zu jung und zu dumm gewesen. Ich aber als Unbeteiligter bestand darauf, daß man mir sagte, worum es sich handelte, und lachend erzählte mir Augustin, daß Hans, gleich nachdem er zu Agrippa ins Haus gekommen war, aus der Arbeitsstube ein Buch der

Beschwörungen entwendete, und, nachdem er den Kreis gezogen hatte, durchaus einen Geist zitieren wollte.

„Sehr heiter ist es aber, — ergänzte Hans, der sich nun wieder zurecht gefunden hatte, — daß im Volke über diese Angelegenheit Gerüchte verbreitet sind. Man versichert, dem Schüler, der das Buch gestohlen habe, wäre es tatsächlich gelungen, den Dämon zu zitieren, doch wußte er ihn nicht wieder zu bannen. Da hätte der Dämon den Schüler umgebracht. Gerade in diesem Augenblick kam Agrippa heim. Damit man nicht ihn für den Schuldigen an diesem Tode hielte, befahl er dem Dämon in den Leib des Adepten zu fahren und auf einen bevölkerten Platz zu gehen. Hier wäre der Dämon aus dem Leichnahm, den er lebendig erhalten hatte, gefahren und daher gäbe es auch so viele Zeugen für den raschen Tod des Schülers. Ich bin überzeugt, daß man diese lächerliche Fabel späterhin in der Biographie des Meisters mitteilen wird, und es wird mehr Leute geben, die daran glauben werden, als an die wahrhaften Berichte über sein Unglück und über sein Werk".

Hierauf sprachen die vier noch etliche Zeit über Dämonen und Zitationen, immer aber im Tone wegwerfenden Scherzes; ein wenig hinterlistig suchten sie mich auszuhorchen, in welcher Gegend ich mir diesen wegen Unbrauchbarkeit weggeworfenen Glauben an die Magie angeeignet hätte. Als ich aber diese leichtsinnigen Reden hörte, fühlte ich tatsächlich wie Luther, als er aus seinem dumpfen Städtchen nach Rom kam, dort den

Brennpunkt rechter Frömmigkeit zu finden wähnte, und nur Laster und Gottlosigkeit fand.
Der Wirt des „fetten Hahnes" hatte unterdessen eifrig die leeren Becher gegen volle vertauscht; meine Freunde tranken einfältig im Herzen, mit der unersättlichen Gier der Jugend, ich aber trank nur, um in mir das Gefühl der Scham und ein peinliches Empfinden mir selber gegenüber zu ersticken, — und unser fröhliches Geplauder wandelte sich allgemach in stürmische Heiterkeit. Unsere Jungen sprachen die Worte nicht mehr deutlich aus, im Kopfe drehten sich rosenfarbene Wirbel und davon wurde alles so leicht, und lieb, und schön. Von dem Gespräch über Magier und Beschwörungen gingen wir nun zu einer Plauderei über, die dem Zustande unsres Fassungsvermögens eher entsprach.
So erhob sich zunächst ein Streit über die Vorzüge der verschiedenen Weine: des italienischen Reinfal, des kanarischen Spanischen, des Speyerschen Gänsefutters und des Württembergischen Eilfingers, und noch vieler anderer; es erwies sich, daß die Schüler Agrippas Kenner auf diesem Gebiete waren und den Mönchen wohl ebenbürtig. Der Streit drohte zu einer Rauferei auszuarten, weil Emmanuel immerfort schrie der beste Wein käme aus Istrien, und er drohte jedem den Schädel einzuschlagen, der anderer Meinung wäre; doch alle fünf beruhigte Aurel, indem er vorschlug ein Liedchen zu singen:

Klingenberg am Main,
Würtzburg am Stein,

Bacharach am Rhein
Wachsen die besten Wein!

Als wäre es die Stimme der Muse, so beruhigten diese Verse uns alle; doch schon nach einer Minute entbrannte ein neuer Streit, — wo die schönsten Weiber wären. Wieder pries Emmanuel sein Italien und vor allem die Freudenhäuser in Venedig, Augustin aber versicherte, es gäbe keinen besseren Ort als Nürnberg, denn dort hätte man erst vor kurzem ein weibliches Kloster aufgelöst, und alle Nonnen wären in die Freudenhäuser gegangen. Der Streit bewegte sich übrigens außerhalb aller Regeln eines Disputos und kaum hatte ich erwähnt, ich wäre in Rom gewesen, so geriet Emanuel in höchstes Entzücken, umarmte mich, küßte mich und rief: „Er war in Italien! Hört ihr's! — er war in Italien!" Um auch hier die Leidenschaften zu stillen, schlug Aurel die Lösung vor — die besten Weiber wären in Bonn, und davon müßte man sich ungesäumt überzeugen. Mit Jubel begrüßten die Freunde Aurels Vorschlag und erklärten, nie hätten sie einen geschickteren Quodlibetarier gesehen.

Irgend ein lustiges Liedchen singend, nicht allzu fest einherschreitend, machten wir uns unter Aurels Führung auf den Weg, ans entgegengesetzte Ende der Stadt, und schreckten alle friedlichen Passanten. Die frische Winterluft hatte mich jedoch bald ernüchtert, und als mir der kleine Hans bei einer Biegung des Weges ein Zeichen mit den Augen machte, verstand ich sofort was er meinte und beeilte mich, dem Winke zu folgen.

Das geplante Manöver gelang außerordentlich glücklich, und bald waren wir allein in der stillen Gasse.
„Mir schien", sagte Hans, „daß es Euch nicht lockte, die Sauferei fortzusetzen, ich aber halte diese Art Zeitvertreib für schädlich und unnütz. Wollt Ihr, daß ich Euch nach Hause begleite?"
Ich antwortete:
„Ihr seid ganz im Recht. Ich danke Euch und bitte Euch herzlich mir diesen Dienst tatsächlich zu erweisen, denn der Wein scheint in dieser Stadt doppelt so stark als sonst in der Welt, und ohne Euch würde ich nur den Weg in den nächsten Graben finden."
Der kleine Hans lachte gutmütig und brachte mir die wärmste Teilnahme entgegen. Nicht nur daß er mich in meinen Gasthof brachte, er legte mich sogar zu Bett und augenblicklich fiel ich in einen dumpfen Schlaf. Als ich nach etlichen Stunden, natürlich noch nicht ganz frisch, sondern mit heftigem Kopfweh, dafür mit durchlüftetem Verstande, erwachte, sah ich, daß Hans mich nicht verlassen hatte und mir irgend ein Tränklein gebraut und das Abendessen gerichtet hatte.
„Ich bin Mediziner", erklärte Hans, „und hielt es nicht für richtig, einen Kranken in dem Zustande, in dem Ihr Euch befandet, zu verlassen, obwohl ich der Worte des Hippokrates eingedenk bin: Si quis ebrius repente obmutescat...
Zufällig war dies einer jener Aphorismen, die mir noch von Kindheit her fest im Gedächtnis haften geblieben waren, darum konnte ich fortfahren:

„. . . quo tempore crapulae solvi solent vocem edat.“ Wir lachten beide über diese Schulweisheit, und das Lachen brachte uns näher zusammen, als alle vorhergehenden Gespräche.

Hans war zwanzig Jahre alt, vielleicht aber auch jünger. Er war klein von Wuchs und hatte kein schönes Gesicht; er sah ein wenig komisch aus wegen der runden, unter den stark gebogenen Brauen hervorquellenden Augen; doch zeugte sein jugendliches Antlitz von Verstand und wirkte darum angenehm. Im Gespräch, das sich sogleich entspann, bewies dieser bartlose Jüngling durchdringenden Verstand, große Kenntnisse in den Wissenschaften und sogar Lebenserfahrung. Und unter dem Eindruck einer augenblicklichen Wallung, wie sie unsre Handlungen wohl eher leitet, denn die Hand der kühlen Vorstellung, vielleicht aber auch unter dem Einflusse des noch nicht völlig geschwundenen Rausches, erzählte ich dem kleinen Hans, was ich seinen älteren Genossen verschwiegen hatte: warum ich zu Agrippa kam, und überhaupt alles, was ich in den letzten Monaten erlebt hatte; natürlich verschwieg ich ihm Renatens Namen und den Ort unsres Aufenthalts. Man möge übrigens zu meiner Rechtfertigung bedenken, daß ich lange Zeit hindurch nicht die Möglichkeit gehabt hatte, aufrichtig zu einem Menschen zu sprechen, und daß all die Qualen, die ich erduldet hatte, auf meiner Seele lasteten, wie ein drückendes Gewicht, das schon längst hätte fortgewälzt werden müssen.

Wie ein Arzt die Mitteilungen eines Kranken ent-

gegennimmt, so hörte Hans meine lange und leidenschaftliche Beichte aufmerksam an; dann, nachdem er sich etwas bedacht hatte, sprach er zu mir etwa wie ein Lehrer zum Schüler und antwortete folgendes:
„Ich zweifle nicht an der Richtigkeit Eurer Worte. Doch offenbar habt Ihr Medizin nur wenig studiert und kennt die neuen und sehr bedeutsamen Entdeckungen noch nicht, die auf diesem Gebiete gemacht wurden. Ich preise mich glücklich, einen so gelehrten Führer in dieser Wissenschaft gehabt zu haben, wie es unser Meister ist; zwar hat er die praktische Betätigung aufgegeben, doch ist er trotzdem einer der größten Mediziner seines Jahrhunderts. Wir wissen jetzt, daß es eine besondre Krankheit gibt, die man nicht Wahnsinn nennen darf, die diesem aber verwandt ist und mit einem alten Namen „Melancholie" genannt werden dürfte. Diese Krankheit betrifft die Frauen häufiger als die Männer, — denn die Frau ist ein schwaches Geschöpf, wie schon die Bezeichnung „mulier" andeutet, welches Wort nach Varro von „mollis" „zart" abzuleiten ist. Im Zustande der Melancholie verändern sich alle Empfindungen unter dem Druck eines besondern Fluidums, das sich über den ganzen Körper breitet, so daß die Kranken Handlungen begehen, die sich mit keinem vernünftigen Ziele in Einklang bringen lassen, und diese Kranken sind dem unerklärlichsten und geschwindesten Stimmungswechsel unterworfen. Bald sind sie fröhlich, bald traurig, bald rüstig, bald willenlos bis zur Schlaffheit, und alles dies ohne jeden ersichtlichen Grund. Ebenso pflegen

sie ohne jede Notwendigkeit zu lügen: sie geben sich nicht für das aus, was sie sind, legen sich selber oder andern erdachte Verbrechen zur Last, und lieben es vor allem, die Rolle der Verfolgten, des Opfers zu spielen. Solche Frauen glauben aufrichtig an ihre Erzählungen und leiden aufrichtig unter gespenstigen Qualen; in der Einbildung, sie wären von Dämonen besessen, quälen sie sich tatsächlich und zittern in Konvulsionen; ihr Körper verrenkt sich hierbei dergestalt, wie dies im bewußten Zustande gar nicht möglich ist, und vermöge ihrer Einbildung können sie es wohl dahin bringen, daß sie sterben. Die meisten der sogenannten Hexen sind zum größten Teil solche Unglückliche; man müßte ihnen beruhigende Tränke geben, statt daß der Papst sie in Bullen verbannt, oder die Inquisitoren Scheiterhaufen für sie errichten. Ich schätze, auch Ihr seid einem solchen Frauenzimmer begegnet. Natürlich hat sie Euch betreffs ihres Lebens eine Fabel aufgebunden, und einen Grafen Heinrich hat es nie gegeben; später aber bemühte sie sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, um vor Euch als die Sonderbare und Unglückliche zu erscheinen; natürlich kann man ihr das nicht zum Vorwurf machen, denn hier handelt es sich um eine Krankheit."

Nachdem ich diese Rede angehört hatte, erinnerte ich Hans daran, was ich ihm über meinen Flug auf den Sabbath und über die Erscheinung des Dämons Anael mitgeteilt hatte; Hans aber entgegnete folgendes:

„Es wäre an der Zeit endlich einmal mit diesem Weiber-

gewäsch, wie der Sabbath, aufzuräumen; eine Umnachtung der Gefühle, Einbildung — das ist der ganze Sabbath! Ihr ward natürlich im Banne eines kräftigen Schlafmittels, und ich will Euch sogleich die Bestandteile dieser Salbe nennen: es ist eine Mischung von Butter, Petersilie, Nachtschatten, Wolfszahn, Veronica beccabunga und den Säften vielleicht noch anderer Pflanzen; die wesentlichsten Bestandteile aber sind: ein Kraut, das von den Italienern Belladonna genannt wird, ferner Bilsenkraut und ein Quäntchen thebanischen Opiums. Die so hergestellte Salbe bewirkt stets, wenn sie in den Körper gerieben wird, einen tiefen lethargischen Schlaf; dabei erscheinen einem mit größter Deutlichkeit jene Dinge, an die man im Einschlafen dachte. Einige Mediziner haben bereits Versuche angestellt und veranlaßten Frauenzimmer, die sich für Hexen ausgaben, sich unter ihrer Aufsicht mit der magischen Salbe einzureiben. Und was! es erwies sich, daß diese Unglücklichen im Schlafe auf einem Fleck liegen blieben, obwohl sie mit voller Überzeugung nach ihrem Erwachen die unglaublichsten Dinge über ihren Flug und die Tänze berichteten. Ebenso kindisch ist es zu glauben, als hätten irgend welche chaldäische oder lateinische Worte, — die um nichts besser sind als unsre deutschen, — und irgend welche Linien, die man Charaktere zu nennen beliebt, — als hätten sie Macht über die Naturkräfte und über den Teufel. Ich bin überzeugt, daß ihr bei Eurem Versuche der Beschwörung nur den Weihrauch für dämonische Gestalten gehalten habt, und daß nicht ein böser Geist

die erste Ampel zerschlug, sondern Eure Gehilfin selber, natürlich aber in einem Anfall von Raserei".
Auf alle diese Erörterungen wußte ich damals nichts zu entgegnen, denn mein Kopf war an jenem Tage übermüdet, und außerdem war ich nicht mehr daran gewöhnt gelehrte Dispute zu führen; ich stand vor dem kleinen Hans wie ein Gegner, der seinen Degen aus der Hand fallen ließ, oder wie ein beschämter Schüler, den der Lehrer mit seinem Stecken züchtigt. Diese peinliche Lage konnte mich aber nicht daran hindern der geistvollen Beweisführung Hansens meine Anerkennung zu zollen, und ich sagte ihm sogleich, daß, wenn es ihm gelingen würde seine Ansichten zu begründen und mit einer genügenden Anzahl von Beispielen zu belegen, er damit etwas durchaus Bemerkenswertes und vielleicht eine sehr heilsame Abhandlung zu Stande bringen würde. Ich hoffe auch heute noch fest ein solches Werk, das den Namen meines jungen Freundes — Johannes Weier — berühmt machen wird, zu Gesicht zu bekommen.
Beim Abschied riet mir Hans eindringlich doch ja am nächsten Tage zu kommen, denn dies wäre ein Sonntag und es stünde zu erwarten, daß Agrippa seine Stube verlassen würde. Auch hatte ich die Überzeugung, daß es unhöflich wäre im Hause nicht zu erscheinen, nachdem ich das Empfehlungsschreiben einmal abgegeben hatte; nach allem aber was ich von Agrippas Schülern gehört hatte, konnte ich mir von einer Begegegnung mit ihm nichts Bedeutendes versprechen. Die zweite Nacht in Bonn verbrachte ich durchaus

nicht mit denselben Frühlingsgedanken, wie die erste, und all die fruchtlosen Hoffnungen senkten wie Blumen ihre Köpfe bei großer Dürre, tief zur Erde.
Demnoch klopfte ich am nächsten Tage eine Stunde nach beendetem Gottesdienst an Agrippas Tür, und diesmal empfingen mich Emmanuel, Augustin und Aurel wie einen alten Freund; sie machten mir nur gutmütige Vorwürfe, daß ich sie so unkameradschaftlich den Abend vorher „in ihrer Not" im Stiche gelassen hatte. Wenn mich gestern Abend in Agrippas Haus eine Rauferei und gebleckte Hundezähne erwartet hatten, so empfing man mich heute mit freundschaftlichen Schlägen auf die Schulter, nannte mich scherzweise „amicissime" und ich konnte mich in der Tat davon überzeugen, daß es keinen besseren Kuppler gäbe als Bacchus! Nicht genug, — war es nun darum, daß Aurel und seine Freunde wirkliche Zuneigung zu mir gefaßt hatten, oder wollten sie den Empfang von gestern wieder gut machen, oder waren sie endlich vielleicht nur froh über einen neuen Menschen, weil sie sich in der Einsamkeit langweilten, — kurz sie widmeten sich mir den ganzen Tag über und bemühten sich um die Wette, mich auf alle nur erdenkliche Weise zu zerstreuen. Aurel unternahm es mich durch das ganze Haus zu führen, und wir machten einen Rundgang durch zwölf oder fünfzehn Zimmer, deren etliche ganz unbewohnbar waren und keinerlei Hausgerät enthielten. In andern wieder war die Einrichtung außerordentlich mannigfaltig, beginnend mit kostbaren, wenn auch alten Gegenständen, bis hinunter zu ganz billigen Dingen,

die offenbar aus Not gekauft worden waren und ohne jeden Geschmack im Zimmer verstreut standen. Die Zimmer, die Agrippas dritte Frau erst kürzlich bewohnt hatte, waren in größter Unordnung, — so, als wäre die Wohnung erst jüngst von deutschen Landsknechten geplündert worden; aber auch die besser eingerichteten Gemächer erinnerten eher an eine Schreinerwerkstätte, als an das Haus eines Philosophen.

Aurel machte mich mit allen Insassen des Hauses bekannt, vorerst mit den beiden Söhnen Agrippas, Heinrich und Johannes, Knaben von etwa zehn Jahren, die auf mich nicht den Eindruck von klugen oder wohlerzogenen Kindern machten; die beiden anderen Söhne Agrippas waren abwesend. Bei den Kindern lebte eine alte, gutmütig-einfältige Magd, Maria mit Namen, die 15 Jahre lang bei Agrippa diente und scheinbar keine drei zusammenhängenden Worte zu reden vermochte. Die andre Magd, Margarethe, war nur ein wenig jünger, dafür aber auch nur ein wenig klüger, während ein kräftiger Bursche, der Diener Antäus, den Eindruck eines vollkommenen Idioten machte. So konnte es nicht schwer fallen zu erraten, daß das Leben in diesem Hause langweilig sein mußte, und außer den Schülern schienen mir sechs oder sieben Hunde die lebhaftesten Bewohner des Hauses zu sein; es waren große, rassige Tiere, mit den klangvollen Namen: Taro, Zikkonius, Balassa, Musa; würdig schritten sie durch die Zimmer, als wären dies ihre angestammten Besitzungen.

Aurel, der es nie versäumte zu beteuern, daß Agrippa

sich nicht mit Zauberei abgäbe, sagte von diesen Hunden:
„Der Meister liebt die Hunde so sehr, daß er sich von manchen sogar in der Nacht nicht trennt und mit ihnen in einem Bette schläft. Auf den Tod einer seiner Lieblingshunde — Filiolus — dichteten seine Freunde sogar ein lateinisches Epitaph in Versen. Im Volke geht darum das lächerliche Gerücht, als hielte sich Agrippa Hausdämonen in Gestalt von Hunden."
Auch sagte Aurel, als er mich in das Zimmer führte, das an Agrippas Studierstube grenzte, in das man das Essen und die eingegangenen Briefe legte:
„Die kaiserliche Post verdient gut an dem Meister, dem täglich kommen etliche Briefe für ihn an. Er steht in Briefwechsel mit Erasmus, mit vielen gekrönten Häuptern, Erzbischöfen und mit dem Papste selber, ganz zu schweigen von den einfachen Gelehrten und seinen unzähligen Verehrern. So erfährt er auch alle Neuigkeiten von allen Enden Europas; die Abergläubischen aber meinen, die Nachrichten kämen ihm durch die Magie."
Nachdem wir das Haus besichtigt hatten, aßen wir ein reichliches, wenn auch bescheidenes Mahl; dann führten mich meine neuen Freunde durch die Stadt, von Gasse zu Gasse und, da Bonn gar nicht groß ist, waren wir bald überall gewesen, gingen dann sogar vor die Tore der Stadt, von wo man eine hübsche Aussicht auf das Siebengebirge hat. Auch hatte ich meine Freude an den Kirchen Bonns, in Sonderheit am fünftürmigen Dom, der in der Tat eines der herr-

lichsten Denkmäler altertümlicher Architektur ist. Die Straßen waren voller Volks, wie es an Feiertagen zu sein pflegt, und es war angenehm, mitten unter der Menge dahinzuschlendern, zwischen den grellen, bunten Gewändern, hie und da unbekannten Jungfrauen zuzuzwinkern und die jungen Leute in ihren winterlichen Gewändern und in ihren Federbaretten anzusehen. Augustin, der Zeit gefunden hatte alle Leute beim Namen zu kennen, versäumte es nicht, uns über jeden Vorübergehenden, über jede Jungfrau ein lustiges Geschichtlein ins Ohr zu raunen, die lebhaft an die Facetiae des Poggo erinnerten und uns zum Lachen brachten.

Gegen fünf Uhr kehrten wir heim, und da Aurel in Erfahrung brachte, daß Agrippa die Tür seiner Studierstube immer noch nicht geöffnet hatte, schlug er uns vor Schach zu spielen. Ich überließ das Brett Aurel und Emmanuel und schlug Augustin vor mit mir auf den Sieg der einen oder der anderen Partei zu wetten. Auch die Knaben und Maria, die sich als zur Familie gehörig betrachteten, kamen um sich das Spiel anzusehen. Wir alle drängten uns um den Tisch, hinter dem die Spieler saßen, und sogar die zwei Hunde die sich vor dem Tisch niedergelegt hatten folgten den Bewegungen der Bauern und Springer mit großer Aufmerksamkeit. Und wenn jemand auf die beiden Schachspieler, die ganz in ihre Züge vertieft waren, geblickt hätte, oder auf uns, die wir auf die Spieler gewettet hatten, auf die beiden Knaben, die an ihren Fingern saugten und auf die alte treue Magd,

— so hätte er sicher nicht geglaubt, daß diese idyllische Familienszene, die der Feder eines Sannazaro würdig war, sich in dem Hause des mächtigen Zauberers Agrippa abspielte, der — laut Gerüchten — den Mond vom Himmel herabholen und die Leiber Verstorbener aus den Gräbern erstehen lassen konnte.

Ich hatte auf Emmanuel gewettet, denn ich rechnete auf seine Erfindungsgabe; doch erwies es sich daß Aurel in den Künsten Damians viel geschickter war, und — da er langsam und mit Bedacht vorging — seinen Gegner ernstlich in die Enge zu treiben wußte. Emmanuel, der nicht kaltblütig genug spielte, ärgerte sich und wollte um keinen Preis für besiegt gelten, wahrscheinlich aber wäre er doch matt gesetzt worden, wenn nicht aus Agrippas Zimmer ein Glockenzeichen, das zu ihm rief, herübergetönt hätte. Alles was im Zimmer war kam in Bewegung: die Knaben schlüpften erschreckt zur Tür hinaus, Maria lief ihnen nach, Hans eilte auf das Zeichen hin hinauf, und Emmanuel benutzte die allgemeine Verwirrung, um wie in zufälliger Erregung, die Figuren zusammen zu werfen, so daß niemand erfahren konnte, wie die Partie geendet hätte.

Nach einigen Minuten kehrte Hans vom Meister zurück und erklärte, Agrippa hätte meinen Brief gelesen und wäre bereit mich sofort zu empfangen, und daß er zu gleicher Zeit auch alle Schüler zu sehen wünschte.

So hatte sich also mein heißer Wunsch erfüllt, und das Ziel, um dessentwillen ich nach Bonn gekommen

war, hatte sich verwirklicht, — aber es war nicht mehr die Hoffnung, die mich quälenden Zweifel gelöst zu sehen, sondern bloße Neugierde eines Reisenden, der die örtlichen Sehenswürdigkeiten in Augenschein nimmt, die mich bewegte, als wir die schmale Treppe zum zweiten Stock, wo sich Agrippas Studierstube befand, hinaufstiegen. Die Schüler aber, die mir freundschaftliche Teilnahme entgegenbrachten, bestürmten mich mit Ratschlägen, wie man Agrippa zu begegnen habe, erinnerten mich bald daran, daß ich laut sprechen müsse, weil der Meister ein wenig harthörig wäre, bald machten sie mich darauf aufmerksam, daß der Meister die Mönche nicht leiden könne, bald rieten sie mir unbedingt ihn „magister doctissime" anzureden und ähnliches mehr. Vor der Tür, die in Agrippas Stube führte, mußten wir noch einmal warten, Hans lief wieder voraus, und dann erst öffnete sich uns endlich die Tür, und wir traten in das Allerheiligste.

Die Studierstube Agrippas erinnerte auf den ersten Blick an ein Museum oder an eine Klosterbibliothek, — so sehr war sie überfüllt mit Schränken voller Bücher, Mappen, Lesepulten, mit ausgestopften Tierbälgen und den verschiedenartigsten physikalischen Gerätschaften und Instrumenten; selbst auf den Bänken und auf dem Boden lagen Handschriften, Zeichnungen, allerhand Papiere umher. Hie und da lagen dichte Staubschichten, es roch nach Moder, aber die Sonne, die durch das schmale gothische Fenster in das Zimmer drang, schien auf all dieses recht freundlich und hell. An einem breiten Tisch, der gleichfalls mit Folianten

und Heften ganz bedeckt war, saß in einem hohen Sessel, gewissermaßen unter allen Papieren begraben, ein nicht sonderlich großer Mann; er war noch nicht alt, sein rasiertes Gesicht war mager, auf dem grauen, Haar trug er ein himbeerfarbenes Sammetkäppchen und um die Schultern einen pelzverbrämten, weißen Mantel. Ich erkannte sogleich Agrippa, denn er sieht seinem Bilde, das auf dem Umschlage des Werkes „De Occulta Philosophia" gedruckt ist, sehr ähnlich; nur der Ausdruck im Gesicht schien mir ein wenig anders: auf dem Bilde schaut er gutmütig und offen drein, während auf seinem Antlitz ein Zug von Verachtung und Ekel zu bemerken ist, der vielleicht davon herrührt, daß seine Lippen greisenhaft herabhängen und daß die müden Lider die lebhaften und scharfen Augen halb verdecken. Zu Agrippas Füßen, mit der Schnauze auf seinen Knieen, saß sein schwarzer Lieblingshund, ein kleines Tier mit zottigem Fell und erstaunlich — fast menschlich — klugen Augen, das, wie ich später erfuhr, „Monseigneur" gerufen wurde.
Als ich eintrat verbeugte ich mich und blieb auf der Schwelle stehen; Agrippa aber begrüßte mich mit einer Neigung des Hauptes, als wäre er ein König, der es gewohnt ist Audienzen zu erteilen, und sagte:
„Willkommen, Herr Reisender! Mein Freund Hetorpius schreibt mir von Euch. Im Alter sind mir nur wenige Freunde geblieben, sehr wenige, dafür ist ein jedes ihrer Worte für mich eine Verpflichtung. Setzt Euch und betrachtet Euch als Freund dieses Hauses, wenn Ihr mir auch schlimme Botschaft brachtet."

Die letzten Worte brachten mich ein wenig in Verlegenheit und, mitten unter den Schülern am Tisch sitzend, wußte ich nicht, was ich entgegnen sollte; Agrippa aber sprach selber weiter. Er nahm mein Empfehlungsschreiben vom Tische auf, zeigte es uns und hielt eine rethorisch-kunstvolle Rede, die offenbar nur für mich bestimmt war, da er darin nichts mitteilte, was den Schülern neu sein konnte.

„Zunächst empfiehlt Euch Hetorpius", sagte er, „und schreibt dann, daß er sich nicht entschließen könne, meinen „Apologetischen Brief an den Kölnischen Senat" zu drucken, und daß überhaupt keine Druckerei in Köln ihn unter die Presse nehmen würde! Daran erkenne ich die mir gewohnte Kampfesweise meiner Gegner, haben sie mich doch mit ihren Ränken mein Leben lang verfolgt! In Antwerpen erwirkten die dortigen Gelehrten ein Verbot gegen mich — die Medizin praktisch auszuüben, obwohl ich zur Zeit der Pest, als die städtischen Ärzte alle auseinander gelaufen waren, Kranke geheilt habe! In Köln verbot man mir Vorlesungen zu halten, obwohl ich in Dola, Turin und Pavia mehr Zuhörer gehabt habe, als alle andern Magister! Der Kaiser, bei dem ich die Stelle eines Historiographen bekleidete, hielt es nicht für nötig, mir meinen Gehalt auszubezahlen, und in Brüssel ließen mich meine Gläubiger in den Schuldturm werfen! Kaum hatte ich endlich den Versuch gemacht, meine Werke herauszugeben, als sich noch Schlimmeres über mich entlud: in Paris wurden meine Bücher, laut Urteil der Sorbonne, verbrannt, und in Deutschland

widerstrebte der Inquisitor selber, trotz des mir gewordenen Privilegii, deren Drucklegung. Doktoren, Lizentiaten, Lehrer, Baccalaurei, Rhetoren aller Gattung, und der ganze unehrliche Haufe von Müßiggängern in Kutten, Kapuzen, Mänteln, Barfüßern und Sandalenträgern, der Schwarzen, Weißen und Grauen aller Arten: mit einem Worte aller Macher von Syllogismen und die Mietlinge von Sophisten, denen die Wahrheit — wie den Eulen — die Augen blendet, — sie alle eifern gegen meine Werke. Ich aber fürchte diese Angriffe nicht; ich werde mich gegen deutliche Beschuldigungen und gegen heimliche Verleumdung wohl zu verteidigen wissen. Nun wollen sie mir nicht gestatten einen genügend maßvollen Brief zu drucken. Was gilt's, — ich schreibe einen anderen, einen unerbittlichen, werde Essig und Senf dazu mengen und nur wenig Butter, und lasse ihn in einer anderen Stadt drucken, sei es nun in London, sei es in Konstantinopel!"

Wohl mochte Agrippa hoffen, als er diese drohenden Diatriben in meiner Gegenwart hervorstieß, daß sie durch mich weiteren Kreisen bekannt werden würden, denn er hielt mich für einen Freund des Hetorpius. Da ich mich nun vor die Notwendigkeit gestellt sah zu antworten, sagte ich vorsichtig, daß ich es nicht auf mich nähme im Streite zwischen Agrippa und dem Klerus Richter zu sein, um so weniger in seinem Streite mit Seiner Majestät dem Kaiser, daß aber selbstredend alle jene Verfolgungen, von denen er spräche, ihm nur Ehre machten, denn gegen einen

unbedeutenden Mann würden sich die Angriffe der Inquisitoren, Theologen und Gelehrten niemals richten.
Aurel benutzte einen Augenblick des Schweigens, um den Meister daran zu erinnern, daß ich mit der bestimmten Absicht hergereist wäre, ihn um seinen Rat zu bitten. Als erinnerte er sich eben erst an mich, wandte sich Agrippa mir zu, warf den Brief des Hetorpius zornig auf den Tisch und fragte:
„Nun, mein junger Freund, was wünscht Ihr von mir? Wie kann Agrippa, der wie Ihr seht gleich dem Fuchse von einer Meute Hunde verfolgt wird, — wie kann er Euch helfen?"
Ich beeilte mich zu antworten, daß ich die Gefühle eines Marsyas, der von Apollo befragt würde, hätte, und daß ich eine Rechtfertigung meiner Dreistigkeit nur darin erblicken könnte, daß der Ruhm Agrippas in ganz Europa bekannt wäre, daß man die Klarlegung von Fragen, deren Beantwortung aus keinem Buche zu ersehen wäre, in ganz Deutschland nur von seiner Gelehrsamkeit, von seinem Geiste, von seiner Erfahrung erwarten dürfte. Ferner berichtete ich, daß mich etliche Umstände in meinem persönlichen Leben dazu bewogen hätten, mich mit der operativen Magie zu befassen, daß ich nicht umhin konnte, unter allen Werken, die über diese Frage geschrieben worden wären, den Abhandlungen Agrippas besondre Beachtung entgegenbringen, daß — nachdem ich gründlich alles, was er dargelegt, studiert hätte, — ich dennoch eine ganze Reihe von dunklen Punkten

gefunden hätte, und nun den Verfasser selber einzeln über jeden Punkt um Aufklärung zu bitten gedächte.

Agrippa hörte mich an, verzog das Gesicht und sagte gereizt:

„Mir scheint, Ihr habt mein Werk nicht sehr aufmerksam gelesen, oder Ihr habt es nicht verstanden, sonst würdet Ihr kaum solche Fragen an mich richten! Im Vorworte habe ich es klar und deutlich gesagt, daß der Magier nicht abergläubisch, nicht arglistig und nicht von Dämonen besessen sein darf, — er muß weise sein, ein Diener in Heiligkeit und ein Prophet. Für einen wahren Magier halte ich die Sibylle, die in der Zeit des Heidentums von Christo weissagte, und jene drei Könige, die mit Geschenken zur Krippe hineilten, als sie aus wunderbaren Weltgeheimnissen von der Geburt des Heilandes der Welt erfuhren. Ihr aber scheint in der Magie, wie die meisten Leute, nicht das verborgene Weltgeheimnis, sondern nur verschiedene geschickte Mittelchen zu suchen, um Euren Nächsten zu schädigen, um Reichtümer zu erwerben, um das Morgen zu erforschen: um solche Dinge zu erfahren müßt Ihr zu Gauklern und zu Charlatanen gehen, nicht aber zu einem Philosophen. Das Werk „De Occulta Philosophia" habe ich in meiner Jugend geschrieben, und es enthält viel Unvollkommenes; immerhin soll es nur ein Grundriß alles über die Magie Gesagten sein, auf daß der tiefer dringende Geist im Stande wäre allen Verzweigungen dieser Wissenschaft nach zu gehen, nie aber habe ich jemanden dazu ermuntert,

sich mit den dunklen und nicht zu billigenden Versuchen in der Goetie zu befassen."
Da ich merkte, daß Agrippa eine gerade Antwort vermeiden wollte, beschloß ich ihn dazu, wenn auch mit heroischen Mitteln, zu zwingen, und sagte darum folgendes:
„Wenn Ihr, o Meister, das Gebiet der Magie aufmerksam erforschtet und darin nur Irrtümer fandet, — warum nahmt Ihr Euch dann nicht die Mühe, anderen von der nutzlosen Beschäftigung mit dieser Wissenschaft abzuraten, sondern im Gegenteil — Ihr ließt Euer Werk, das Ihr selber für unvollkommen haltet, drucken. Wohl mögt ihr es in Eurer Jugend geschrieben haben, doch vergeßt nicht, daß Ihr ihm zwei Vorworte beigabt, die erst ganz kürzlich verfaßt wurden, und in denen Ihr nur mit größter Ehrfurcht von der Magie sprecht und mit nichts andeutet, daß Ihr sie verachtet. Sollte dies nicht eine arge Versuchung für den wissensdurstigen Leser sein, und habe ich nicht recht, wenn ich Euch an die Worte des Evangelii erinnere, daß es jenem Manne, der dieser Kleinsten einen in Versuchung führt, besser wäre, man hinge ihm einen Mühlstein um den Hals und ersäufte ihn im Meere, dort wo es am tiefsten ist?"
Während ich diese Rede hielt, machte mir Aurel mit den Augen Zeichen, daß ich stillschweigen solle; ich war's aber nicht gewohnt mich lächerlich zu machen und sprach ruhig zu Ende. Meine Worte berührten Agrippa auf das lebhafteste, sein ganzes Gesicht veränderte sich, denn die Selbstzufriedenheit und die Anmaßung schwanden daraus, und er sagte erregt:

„Um dieses Werk zu drucken hatte ich die wichtigsten Gründe, von denen Ihr, junger Mann, wohl keine Ahnung haben könnt. Diese Gründe Euch auseinanderzulegen wäre wohl eben gar nicht am Platz, ganz zu schweigen davon, daß ein besondrer Eid es mir verbietet etliche Fragen in Gegenwart von Uneingeweihten zu erörtern."

Diese rauhe Antwort konnte nur meine Hartnäckigkeit erregen, und ich, der ich mich nicht gefürchtet hatte an den Vorsitzenden des Sabbaths Fragen zu richten, ließ mich durch den Zorn eines Agrippa von Nettesheim nicht einschüchtern. Darum fuhr ich fort ihn in die Enge zu treiben, warf ihm sofort eine neue Frage vor und mir selber schien es, daß meine klare Stimme klapperte, wie zwei Würfel, die um einen entscheidenden Einsatz über den Tisch rollen:

„Magister doctissime! Ich mache ja keineswegs den Anspruch, daß Ihr verborgene Geheimnisse vor mir enthüllt! Da ich aber zu den durch Euer Buch Verführten gehöre, so bitte ich Euch nur in aller Bescheidenheit mir zu antworten, was die Magie eigentlich ist: ist sie Wahrheit oder Irrtum, ist sie eine Wissenschaft oder nicht?"

Agrippa sah mir fest in die Augen; ich aber senkte die meinen nicht, und während sich unsre Blicke kreuzten, hatte ich das Gefühl, als stünden wir Hand in Hand über einem Abgrund. Einen Augenblick wollte mir scheinen — nun wird er gleich, gleich etwas Ungewöhnliches, Erleuchtetes sagen, — aber schon saß in seinem hohen Sessel, den weiten Mantel um die

Schultern, das himbeerfarbene Käppchen auf dem Haupte, der betagte Gelehrte vor mir, der seinen Unwillen über meine ungezogenen Forderungen unterdrückt, und er antwortete mit kaum merkbar unzufriedener, strenger und gleichmäßiger Stimme:
„Es gibt zweierlei Arten der Wissenschaft, junger Mann! Die eine — das ist jene die heutzutage an den Universitäten gelehrt wird, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, alle Erscheinungen gesondert zu betrachten, die die einzigartige Blüte des Universums zerpflückt, Wurzel, Stengel, Blatt und Blättchen daran unterscheidet, und statt aller Kenntnisse Sylogismen und Kommentare bietet. In meinem Buche „Über das Unzureichende des Wissens", das mir viele Jahre der Mühe gekostet hat, mir aber lediglich Spott und den Vorwurf der Ketzerei eintrug, ist es klar auseinandergesetzt, was ich unter Pseudo-Wissenschaft verstehe. Ihre Adepten — die Pseudophilosophen — fertigten aus der Grammatik und aus der Rhetorik Instrumente für ihre lügnerischen Folgerungen, wandelten die Poesie zu kindischen Einfällen, begründeten auf der Arithmetik ein leeres Gefasel und gleichfalls auf der Musik, die nunmehr die Menschen verdirbt und schwächt, statt sie zu festigen, wandelten die Politik zu einer Kunstfertigkeit im Betrügen und benutzen die Theologie als Arena für ihre Logomachien, für ihr gehaltloses Wortgeplänkel! Just diese Pseudophilosophen sind es, die die Magie, die von den Alten als der Gipfel menschlicher Erkenntnis betrachtet wurde, verstümmelten, so daß die natürliche Magie

in unseren Tagen nichts weiter ist als ein Rezept für Gifte, Schlaftränke, Feuerwerke und ähnliche Dinge, während die zermonielle Magie nur Ratschläge enthält, wie man sich mit den niedrigsten Kräften der Geisterwelt in Verbindung zu setzen hat, oder wie man sie räuberisch und hinterrücks ausnutzen kann. Wie ich es nie lassen werde die lügnerische Wissenschaft zu bekämpfen und zu verhöhnen, so werde ich auch stets gegen die lügnerische Magie vorgehen. Im Menschen gibt es, trotz allem, nichts edleres als den Gedanken, und kraft des Gedankens sich bis zum Schauen der Wahrheit und Gottes Selber emporzuzwingen — das ist das herrlichste Ziel des Lebens. Man muß nur dessen eingedenk sein, daß alles in der Welt dem einen zustrebt, daß sich alles um einen einzigen Punkt dreht und dadurch verbunden ist, eins mit dem andern, alles aber im bestimmten Verhältnis zueinander: Sterne, Engel, Menschen, Tiere und Pflanzen! Eine einzige Seele bewegt die Sonne in ihrem Lauf um die Erde, und den heiligen Geist, der dem Willen Gottes gehorsam ist, und den irrenden Menschen, und den einfachen Stein, der vom Berge hinabrollt, — nur in verschiedenen Graden der Anspannung dokumentiert sich diese eine Seele in den verschiedenen Dingen. Die Wissenschaft, die diese Beziehungen des Weltalls beobachtet und erforscht, die die Zusammengehörigkeit der Dinge festlegt und die Pfade aufdeckt, auf denen sie aufeinander einwirken, — diese Wissenschaft ist die Magie, die wahrhafte Magie der Alten. Sie stellt sich zur Aufgabe, das blinde Erleben der

eignen Seele, und nach Möglichkeit das der andern Seelen, mit dem göttlichen Plane des Schöpfers der Welt in Einklang zu bringen, und sie fordert zu ihrer Erfüllung ein erhöhtes Leben, einen reinen Glauben und einen starken Willen, — denn es gibt keine gewaltigere Kraft in unserer Welt als den Willen, der auch das Unmögliche vollbringen und Wunder wirken kann! Die wahrhafte Magie ist die Wissenschaft der Wissenschaften, ist die völlige Verkörperung der vollkommensten Philosophie, ist die Erklärung aller Geheimnisse, uns geworden in den Offenbarungen der Geheiligten aus verschiedenen Zeiten, verschiedenen Ländern und verschiedenen Völkern. Von dieser Magie, junger Freund, habt Ihr, scheint's, bis zu dieser Stunde nichts geahnt, und zum Schlusse unsrer Unterredung wünsche ich Euch, daß Ihr Euch von Wahrsagerei und Zauberei zum wahrhaften Born der Erkenntnis bekehrt."

Nach dieser doppelsinnigen Rede blieb mir nur übrig aufzustehen, nocheinmal wegen der verursachten Störung um Entschuldigung zu bitten und mich zu verabschieden. Noch einen Blick warf ich auf Agrippa, auf seine Schüler, die ihn mit Bezeugungen des Entzückens umringten, schritt dann aus der Stube und dachte bei mir, daß ich diesen Kreis wohl für immer verließe, ohne ahnen zu können, daß ich dem großen Wundermann doch noch begegnen sollte, dazu unter wie absonderlichen Verhältnissen!

Auf dem Treppenflur holten mich Hans und Aurel ein; sie wollten offenbar den unangenehmen Eindruck

dieser Audienz verwischen, denn sie bemühten sich für Agrippas Rauheit eine Erklärung zu finden und beriefen sich darauf, daß der Brief des Hetorpius ihn sehr verstimmt habe. Während des kurzen Gesprächs, das sich hier entspann, sagte Aurel:
„Das hätte ich nicht erwartet, daß der Meister im Grunde seines Herzens doch an die Magie glaubt."
Aber Hans fügte mit jugendlicher Anmaßung hinzu:
„Er ist ein großer Mensch und ein großer Gelehrter, aber er stammt aus einer andern Zeit als wir."
Sowohl Hans als Aurel baten mich eindringlich nur noch einen Tag in Bonn zu bleiben, und versicherten, morgen schon würde sich der Meister wohlwollender zu mir verhalten, ich aber lehnte es entschieden ab Agrippa noch einmal zu beunruhigen, dies um so mehr, als ich betreffs meiner eignen Angelegenheit alle Hoffnung auf seine Hilfe verloren hatte. Übrigens dankte ich den beiden Jünglingen für den mir erwiesenen Beistand; Hans geleitete mich freundschaftlich bis zur Tür des Hauses, und als wir uns trennten gaben wir uns das Versprechen Briefe miteinander zu wechseln. Am darauffolgenden Morgen ritt ich wieder gen' Norden. Auf den Feldern lag frisch gefallener Schnee und es war recht kalt, doch war der Weg bei weitem besser geworden und es war viel leichter zu reiten, als vor drei Tagen. Das Pferd lief wacker über den weichen, weißen Teppich, der die hart gefrorene Erde bedeckte. Als ich später diesen ganzen Besuch bei Agrippa sorgfältig überdachte und alle seine Reden aufmerksam überlegte, kam ich zu dem Schluß, daß man nicht jedem

seiner Worte Glauben beimessen dürfte. Während der kurzen Augenblicke, die ich — der angereiste Unbekannte — Agrippa gegenüber stand, hatte er wohl keinerlei Grund seine Seele vor mir zu enthüllen und mir seine verborgenen Gedanken über ein so verantwortungsvolles Gebiet, wie die Magie es ist, mitzuteilen. Dafür sprach auch, daß er sie nicht einmal seinen Schülern mitgeteilt hatte, und in deren skeptischen Reden spiegelte sich vielleicht nicht die endgiltige Meinung des Philosophen, sondern jene Einsamkeit zu der die Großen immer verurteilt und gezwungen sind — sich sogar vor den nächsten Angehörigen zu verbergen! Jetzt aber, nach der zweiten Begegnung mit Agrippa, zweifle ich gar nicht daran, daß er an die Magie viel stärker glaubte, als er zugeben wollte, und daß die Stunden seiner einsamen Arbeit vielleicht gerade der Goetie gewidmet waren.

Diese Überlegungen indes kamen mir keineswegs in den Sinn, als ich aus Bonn wieder zurückritt. Im Gegenteil, mir wollte scheinen, daß die schroffe Rede Agrippas und Hansens nüchternes Erraten wie ein frischer Wind den Nebel alles Geheimnisvollen und Wunderbaren, in dem ich während der letzten drei Monate geirrt war, zerstreuten. Mit wirklicher Verwunderung fragte ich mich, wie es möglich war, daß ich mich ein viertel Jahr lang in den Kreisen von Dämonen und Teufeln bewegt hatte, — ich, der ich an die klare und deutliche Welt der Schiffstakelung und der soldatischen Bewegungen gewöhnt war. Mit demselben Erstaunen suchte ich eine Antwort dafür,

warum ich, dem es mehr denn einmal geglückt war das vom Pfeile des beschwingten Gottes verwundete Herz zu heilen, nun mit so festen Banden an den Leib eines Weibes, die mir nur mit Mißachtung oder herablassender Kälte begegnete, gebunden war. Mir schoß das Blut in die Wangen, wenn ich über mein Leben mit Renata nachdachte; ich fand mein Verhalten lächerlich und dumm, und eiferte gegen mich selber, daß ich nicht einmal genau wußte, wer sie war und ob sie überhaupt Beachtung verdiente.

Auch erinnerte ich mich des Eides, den ich mir selber in Düsseldorf geschworen, und an den ich in den letzten Wochen nicht mehr gedacht hatte: nicht länger als drei Monate bei Renata zu bleiben, und nicht länger, als bis ich den dritten Teil meines erarbeiteten Geldes ausgegeben haben würde. Seit jenem Morgen waren nunmehr sechs Tage mehr denn drei Monate vergangen und die festgesetzte Geldsumme war ebenfalls beinah ganz aufgezehrt. Von diesen Überlegungen beeinflußt kam mir blitzartig der Gedanke überhaupt nicht nach Köln zurückzukehren, sondern mein Roß zu wenden, in der Richtung zum heimatlichen Losheim, südlich von Bonn, zu reiten und Renata ihrem einsamen Schicksal zu überlassen. Dies zu tun fehlte mir indes der Mut, vor allem weil mich die Sehnsucht nach Renata peinigte und dann, weil mir mein Ehrgefühl einen solchen Verrat nicht gestattete.

Darum sagte ich mir: wenn ich heim gekommen bin, werde ich mit Renata offen und ehrlich sprechen, werde darauf hinweisen, daß ihr Suchen nach dem Grafen

Wahnsinn ist, werde sie daran erinnern, daß ich sie herzlich und leidenschaftlich liebe, und werde ihr den Vorschlag machen meine Frau zu werden. Wenn sie mir vor Gott und den Menschen versprechen kann, daß sie mir ein treues und ergebenes Gemahl sein wird, so würden wir zu Zweit nach Losheim fahren, dann, wenn wir den Segen der Eltern haben, über den Ozean nach Neu-Hispanien reisen und Renatens ganze Vergangenheit würde in Vergessenheit geraten wie ein Traum beim Erwachen.

Getragen von diesen Gedanken an ein friedliches Glück, wurde mir leicht und froh ums Herz; halblaut summte ich das spanische Liedchen „A Mingo Revulgo, Mingo“ vor mich hin und trieb mein Pferd immer wieder zur Eile, so daß die aus dem Schnee dunkel hervorwachsenden Mauern Kölns noch vor Einbruch der Dämmerung vor mir auftauchten.

DAS SIEBENTE KAPITEL

Wie ich den Grafen Heinrich traf.

Müde, doch fröhlich kam ich zu Hause an, klopfte an das Tor bis Luise herauskam und gab ihr die Zügel zu halten. Ich fragte:

„Wie geht es der Herrin Renata?"

Zu meinem Erstaunen antwortete Luise:

„Es scheint ihr wohl zu gehen, Herr Ruprecht. In Eurer Abwesenheit ging sie viel in der Stadt spazieren und kehrte gestern erst spät am Abend heim."

Natürlich enthielten Luisens Worte eine verborgene Spitze, denn schon seit langem verhielt sie sich nicht wohlwollend zu Renata, — und der Schlag war nicht in den Wind geführt. „Wie", dachte ich bei mir, „Renata, die sich in meiner Gegenwart stellt, als könnte sie das Bett nicht verlassen, wie eine Paralytische, Renata, die wochenlang nicht über die Schwelle ihres Zimmers schreiten mochte, als fürchtete sie ein Gelübde zu brechen, Renata wandert nun — kaum allein — durch die winterlichen Straßen bis tief in die Nacht hinein! Wie sollte man nach allen den Vermutungen Hans Weiers nicht glauben, daß ihre ganze Krankheit nur auf Einbildung beruht, daß alle ihre Leiden nur eine Theaterrolle sind?"

Unwillig, fast zornig stürmte ich die Treppe hinauf in den zweiten Stock, wo mich Renata auf dem Flur, gegen das Geländer gelehnt, bereits erwartete; ihr Antlitz war bleich und verriet eine ungewöhnliche Erregung. Als sie mich sah, streckte sie mir die Hände

entgegen, faßte mich um die Schultern, ließ mich gar nicht zu Worte kommen, sprach kein Wort der Begrüßung, sondern sagte nur:
„Ruprecht, er ist hier."
Ich fragte:
„Wer ist hier?"
Sie wiederholte:
„Heinrich ist hier! Ich habe ihn gesehen. Ich habe mit ihm gesprochen."
Noch glaubte ich den Worten Renatas nicht ganz und begann sie auszufragen:
„Versiehst du dich nicht? Vielleicht schien es dir nur so? Vielleicht war es jemand anderes. Hat er dir selber gesagt, daß er der Graf Heinrich ist?"
Renata aber zog mich in ihr Zimmer, nötigte mich zu sitzen, preßte sich beinah an mich, beugte ihren Kopf ganz dicht über mich und begann mir atemlos zu erzählen, was sich in den letzten zwei Tagen in Köln mit ihr ereignet hatte.
Nach ihren Worten hätte sie am Sonnabend, zur Stunde der Vesper, als sie wie gewöhnlich in dumpfer Verzweiflung am Fenster vor sich hinbrütete, eine leise, doch deutliche, gleichsam engelgleiche Stimme vernommen; die ihr dreimal wiederholte: „Er ist hier, am Dom. Er ist hier, am Dom. Er ist hier, am Dom."
Da hätte sie nicht denken, nicht zögern können, war aufgestanden, hatte sich den Mantel umgeworfen und war auf den Platz vor den Dom geeilt, der zu der Zeit voller Menschen war. Nicht fünf Minuten waren vergangen, als sie in der Menge den Grafen Heinrich

erkannte, wie er Arm in Arm mit einem jungen Mann daherkam. Vor Erregung über dieses Gesicht, davon sie nur zu lange geträumt hatte, wäre sie fast in Ohnmacht gefallen, doch eine Kraft, die gewissermaßen von außen herankam, hielt sie aufrecht, und sie folgte den beiden durch die ganze Stadt, bis sie in einem Hause verschwanden, das Eduard Stein, einem Freunde der Humanisten, gehörte.

Am folgenden Tage, am Sonntag, wachte Renata vom frühesten Morgen an bei dem Hause und war fest entschlossen zu warten, bis Heinrich käme. Lange mußte sie warten, den ganzen Tag über; sie achtete nicht auf die erstaunten Blicke der Passanten, auf die verdächtigen der städtischen Reiter, nur der eine Gedanke machte sie zittern, Heinrich könnte in der Nacht die Stadt verlassen haben. Plötzlich, es dämmerte schon, öffnete sich die Tür, und Heinrich erschien, wie gestern, mit demselben Jüngling lebhaft plaudernd. Renata folgte ihnen im Schatten der Mauern und verfolgte sie bis zum Rheine hinunter, wo sich die Freunde trennten: der Unbekannte ging zu den Schiffen, und Heinrich wollte umkehren. Da trat Renata aus dem Schatten vor und rief ihn beim Namen.

Nach Renatens Worten erkannte sie Heinrich sofort, doch hätte sie sich glücklich geschätzt, wenn dem nicht so gewesen wäre, denn kaum hatte er begriffen, wer vor ihm stand, so entstellte sich sein Gesicht in Haß und Verachtung. Renata ergriff seine Hand; vor Widerwillen zitternd riß er sich los, und die zu ihm emporgestreckten Hände fortschiebend, wollte er davon-

gehen. Da kniete Renata vor ihm nieder auf der schmutzigen Uferstraße, küßte den Saum seines Mantels und sagte ihm alle die Worte, die sie mir so oft wiederholt hatte: wie sie ihn erwartet hätte, wie sie ihn gesucht hätte, wie sie ihn liebte, und sie flehte ihn an, er möchte sie gleich auf der Stelle töten, denn selig, wie eine Heilige, würde sie unter seinen Schlägen sterben. Heinrich aber antwortete, daß er mit ihr nicht sprechen und sie nicht sehen wolle; er hätte nicht einmal das Recht ihr etwas zu verzeihen; endlich riß er sich los von ihr; er lief fast davon, verschwand und ließ sie allein in der Dunkelheit, in der Einsamkeit.

Diese ganze Geschichte erzählte Renata in einem Zuge; sie sprach mit fester Stimme und fand treffende, anschauliche Worte; als sie aber am Schluß war, verlor sie plötzlich alle Willenskraft und brach in Tränen aus: als hätte der Wind sich gelegt, der das Schifflein ihrer Seele getrieben hatte, und die Segel klatschten nun kläglich gegen die Masten. Schwer glitt sie zu Boden, denn die Verzweiflung zog sie immer zur Erde nieder, und sie schluchzte und wand sich, tief gebeugt, und wiederholte hilflos immer dieselben Worte, und hörte weder auf meine zärtlichen Trostesworte, noch auf meine forschenden Fragen.

Ich gestehe, daß Renatens Erzählung, obwohl ich ihr an jenem Tage ferner denn sonst je stand, einen niederschmetternden Eindruck auf mich machte: mein Herz pochte unregelmäßig, und meine Seele war wie von dem schwarzen Rauch eines Vulkanausbruchs erfüllt. Der

Gedanke, daß sich jemand unterstanden hatte hochfahrend und verächtlich mit der Frau umzugehen, vor der ich gewohnt war zu knieen, war mir unerträglich. Allein ich beherrschte meinen Zorn und meine Eifersucht, und gab mir Mühe, klar darüber zu werden, was eigentlich vorgegangen war, obwohl mir alles das ein zügelloser, wirbelnder Sturm zu sein schien. Als Renata halbwegs im Stande war wieder zusammenhängend zu reden, bat ich sie mir Wort für Wort Heinrichs Worte zu wiederholen.

Vor Schluchzen noch atemlos, rief sie:

„Wie hat er mich beleidigt! Wie hat er mich beleidigt! Er sagte, ich wäre der böse Geist seines Lebens. Ich hätte sein ganzes Leben zerstört. Ich hätte ihm den Himmel genommen. Ich wäre — des Teufels. Er sagte mir, daß er mich verachtet. Daß ihm die Erinnerung an unsre Liebe widerlich wäre. Daß unsre Liebe eine Niedertracht und eine Sünde war, dazu ich ihn durch schamlosen Betrug verführt hätte. Daß er, daß er .... auf unsre Liebe speit!"

Dann fragte ich, wie Graf Heinrich sagen konnte, Renata hätte ihm den Himmel genommen? hatte er sie denn nicht freiwillig auf sein Schloß genommen, um mit ihr wie mit seinem Weibe, wie mit seiner Geliebten zu leben? Und da in dieser Stunde alle Dämme in Renatens Seele von der brausenden Flut ihres Leides zerrissen, so machte sie nichteinmal den Versuch sich zu verteidigen, fiel mit dem Gesicht auf meine Knie und rief mit einer letzten, ihr so wenig eigentümlichen Aufrichtigkeit:

„Ruprecht! Ruprecht! Das Allerwichtigste habe ich vor dir verheimlicht!" Heinrich hat nie die Liebe eines Weibes gesucht! Er durfte nie in seinem Leben eine Frau berühren! Ich war es, ich war es, die ihn drängte seinen Schwur zu brechen. Ja, ich habe ihm den Himmel genommen; ich nahm ihm seine besten Gedanken, und darum haßt und verachtet er mich jetzt." Wie ein Raubtier seine Beute beschleicht, so suchte ich mich der Wahrheit zu nähern, und es gelang mir Frage für Frage alles in Erfahrung zu bringen, was mir Renata in ihrer ersten Erzählung über Heinrich verschwiegen, und wovon sie im Laufe der drei Monate unsres gemeinsamen Lebens mit keiner Silbe gesprochen hatte. Ich erfuhr, daß Graf Heinrich einer geheimen Gesellschaft angehörte, in der man beim Eintritt das Gelübde der Keuschheit ablegen muß. Diese Gesellschaft wollte die ganze Christenheit mit festeren Banden umspannen denn die Kirche es tat; sie sollte mächtiger über die Erde herrschen, denn der Kaiser und der Heilige Vater. Heinrich träumte davon, daß man ihn zum Großmeister dieses Ordens wählen, und daß er die Fähre der Menschen aus dem Meere des Bösen auf die Pfade der Wahrheit und des Lichtes leiten würde. Renata hatte er nur als Gehilfin für seine Versuche in der neuen, göttlichen Magie mitgenommen, denn er bedurfte einer besondren Kraft, die in manchen Menschen verborgen liegt. Renata aber, die Heinrich für den fleischgewordenen Nadiel hielt, nahte sich ihm einzig mit der Absicht über ihn zu herrschen, und da sie vor keinem Mittel zurückschreckte, war es ihr

gelungen, ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Allein Heinrichs Verstand war nur kurze Zeit von der Liebe geblendet; voller Entsetzen und bitter bereuend, entfloh er dem angestammten Schlosse, als wäre es ein verseuchtes Land.

Diese Darlegung der Tatsachen schien mir bei weitem glaubwürdiger, als jene, die mir Renata früher mitgeteilt hatte, und nun fragte ich sie zum Schluß, alle einzelnen Fäden ihrer Erzählung zu einem Ganzen zusammenfassend;

„Wenn du selber bekennen mußt, daß du schuldig bist vor dem Grafen Heinrich, daß du ihn seiner schönsten Hoffnungen beraubtest, ihm das heilige Ziel seines Lebens zerstörtest, — wie kannst du dich dann wundern, daß er dich haßt?

Renata erhob sich langsam vom Boden; sie blickte mich mit plötzlich ganz trockenen Augen an und sagte dann mit einer anderen, harten, ståhlernen Stimme: „Vielleicht wundere ich mich auch gar nicht. Ich bin vielleicht froh darüber, daß Heinrich mich haßt, ich weine nicht über ihn, sondern über mich. Es tat mir nicht leid, ihn zu verlieren, aber es ist bitter und ich schåme mich, daß ich ihn so lieben konnte, daß ich mich ihm so hingab. Ich selber hasse ihn! Jetzt weiß ich es genau, was ich schon längst erraten habe. Heinrich hat mich betrogen! Er ist nur ein Mensch, ein einfacher Mensch, den man verführen, den man vernichten kann, ich aber in meinem Wahnsinn bildete mir ein, er wäre mein Engel. Nein, nein, Heinrich ist nur der Graf Otterheim, der verfehlte Großmeister

seines Ordens; doch mein Nadiel ist im Himmel, er ist immer rein, ewig herrlich, ewig unerreichbar!"
Renata faltete die Hände wie zum Gebet, ich aber hielt den Augenblick für gekommen, um ihr alles das auseinander zu setzen, was ich mir auf dem Rückwege von Bonn überlegt und gedacht hatte. Ich sagte:
„Renata! So hast du dich davon überzeugt, daß Graf Heinrich nicht dein Engel ist, sondern ein gewöhnlicher Sterblicher, der dich etliche Zeit geliebt hat, und den auch du, vielleicht aber nur aus Verirrung, liebtest, Jetzt ist seine Liebe zu dir erloschen, und auch deine Liebe zu ihm; dein Herz, Renata, ist frei! Erinnere dich, daß ein anderer neben dir weilt, dem dieses Herz teurer ist als alle Goldfelder Nexikos! Wenn du mit ruhigem Herzen, wenn auch ohne Leidenschaft, mir deine Hand reichen, und mir für alle Zukunft Treue versprechen willst, so will ich es entgegennehmen wie ein armseliger Bettler das Almosen einer Königin entgegennimmt, wie der Wüstenwandrer den Segen vom Himmel! Noch einmal, Renata, knie ich vor dir, und nur von dir hängt es ab deine ganze furchtbare Vergangenheit zu einem Traum zu verwandeln, den man vergißt!"
Nachdem ich so gesprochen hatte, erhob sich Renata, richtete sich auf legte die Hände auf meine Schultern und sagte:
„Ich will dein Weib sein, aber du mußt Heinrich töten!"
Ich wich einen Schritt zurück und fragte, ob ich recht gehört hätte, denn wieder hatte Renata mit den weni-

gen Worten meine ganze Vorstellung von ihr umgestoßen, gleichsam wie ein Kind, das einen Sack umwendet aus dem nun alles was darin enthalten ist zu Boden fällt, — und Renata antwortete mir mit ruhiger Stimme, wenn auch scheinbar in größter Erregung:

„Du mußt Heinrich töten! Er darf nicht leben, nachdem er sich für einen andern, für ein höheres Wesen ausgegeben hat. Er hat mir meine Liebkosungen und meine Liebe gestohlen. Töte ihn, töte ihn Ruprecht, und ich werde dein sein! Werde dir treu sein, werde dich lieben, werde dir überallhin folgen in diesem Leben und in das ewige Feuer, zu dem uns beiden der Weg bereitet ist!"

Ich antwortete:

„Ich bin kein Mörder, den man dingen kann, Renata, ich bin kein Neapolitaner, ich kann den Grafen nicht aus einem Hinterhalte belauern und ihm den Dolch in den Rücken stoßen: meine Ehre gestattet mir das nicht!"

Renata entgegnete:

„Wirst du denn wirklich keinen Vorwand finden, um ihn zum Zweikampfe zu fordern? Geh zu ihm, wie du zu Agrippa gegangen bist, beleidige ihn und zwinge ihn, daß er auch dich beleidigt, — haben denn die Männer so wenig Mittel bei der Hand um einen anderen zu töten?" In diesen Worten setzte mich vor allem die Erwähnung Agrippas in Erstaunen, denn bis zu diesem Augenblicke war ich überzeugt, daß Renata, die sich ganz teilnahmlos zu aller Welt verhielt, von dem Ziel

meiner Reise nichts wußte. Was aber ihre Forderung anlangte, ich solle den Grafen Heinrich töten, so müßte ich lügen, wenn ich beteuern wollte, ich hätte mich davor entsetzt. Nur das Unerwartete in Renatas Worten verwirrte mich; in den Tiefen meiner Seele jedoch fanden sie klingenden Wiederhall, als hätte jemand gegen einen ehernen Schild vor einer tiefen Höhle geschlagen, und ein vielstimmiges, in der Ferne ersterbendes Echo wiederholt den Ton noch lange. Und als Renata nun in mich drang — mir die Zustimmung zu entreißen, wie ein Gegner, der seinen Feind in die Enge treibt, wie ein Panter, der ein Stück Fleisch fremden Krallen entreißt, da widersprach ich nicht sehr eifrig, fast nur zum Schein, und leistete ihr den Eid, den sie erheischte.

Kaum hatte ich die entscheidenden Worte gesprochen, als Renata ihr ganzes Verhalten zu mir änderte. Sie bemerkte plötzlich, daß ich mich vor Ermüdung nach der anstrengenden Reise kaum auf den Beinen hielt; besorgt, wie sie es bis dahin so selten gewesen war, eilte sie mir den Mantel von den Schultern zu nehmen, brachte mir Wasser zum Waschen und setzte mir ein Essen und Wein vor. Plötzlich begegnete sie mir so, wie die beste, häuslichste Frau dem geliebten Gatten begegnet, oder wie eine ältere Schwester dem erkrankten jüngeren Bruder. Sie hörte auf vom Grafen Heinrich zu sprechen, als hätte sie unser erregtes Gespräch und meinen Schwur vergessen, fragte mich während des Essens nach den näheren Umständen meiner Reise, interessierte sich für alles, was ich er-

lebt hatte und erwog mit mir Agrippas Worte, ganz so wie in den glücklichen Tagen unserer gemeinsamen Beschäftigung. Als ich durch die Fenster sah, daß der Himmel ganz schwarz war, sagte mir mein Gefühl, daß Mitternacht schon längst vorüber war, darum küßte ich Renata die Hand und wollte mich in mein Zimmer entfernen — sie aber hatte die Augen gesenkt und sagte zu mir, wie eine Braut:

„Warum willst du nicht heute bei mir bleiben?"

Warum ich nicht bleiben wollte? Durfte ich denn daran denken? Schon sehr lange, schon seit Wochen war es mir nicht vergönnt gewesen, die Nächte bei Renata zuzubringen, und ich erinnerte mich der vergangenen Nähe zu ihr, wie an etwas Unerreichbares, Ungreifbares.

Diesmal duldete es Renata nicht, daß ich mein Lager auf der Empore neben ihrem Bette aufschlug, sondern sie rief mich an ihre Seite wie in den ersten Tagen. Sie schmiegte sich an mich mit ihrem ganzen Körper, wie eine Geliebte, sie küßte mich, sie suchte meine Lippen, mein Hände, sie suchte mich ganz. Und als ich zurückwich und ihr sagte, sie solle mich nicht in Versuchung führen, da antworte sie:

„Ich muß! Ich muß! Ich will bei dir sein! Heute will ich dich!"

Unerwartet, an einem Tage da ich es am wenigsten vermutet hatte, nach einem Gespräch, das so gar nicht dahin zielte, geschah unsere erste Vereinigung als Mann und Frau. Jene Nacht war unsre erste Brautnacht, nachdem wir doch schon so oft in demselben Bette

gelegen hatten wie Bruder und Schweſter, und nachdem wir ſchon etliche Monate zuſammen gelebt hatten wie gute Freunde. Als ich aber in der Qual des unerwarteten Glückes, faſt ſinnlos von der Erfüllung deſſen, das mir ſchon unmöglich erſchienen war, ganz ermattet an Renatens Lippen hing, um ihr mit Küſſen für ihr zitterndes Verlangen zu danken, da ſah ich plötzlich, wie ſich ihre Augen mit Tränen füllten, wie ihr die Tränen über die Wangen rollten und wie ein ſchmerzliches, hoffnungsloſes Lächeln ihre Lippen verzerrte. Ich rief:

„Renata! Renata! Weinſt du wirklich?"

Sie antwortete mit gepreßter Stimme:

„Küß mich, Ruprecht! Streichel mich, Ruprecht! Ich habe mich dir doch hingegeben! Ich habe dir doch meinen ganzen Körper gegeben! Noch! Noch!"

In großer Angſt ſank ich mit dem Geſicht in die Kiſſen, war ſelbſt dem Weinen nah und mit den Zähnen zu knirſchen, Renata aber zog mich mit Gewalt an ſich, zwang mich ein lebendiges Werkzeug ihrer Folter zu ſein, ein freiwilliger, doch bebender Henker; in unerſättlicher Luſt folterte und zerriß ſie ſich auf dem Rade der Liebkoſungen, an dem Kreuze der Wolluſt. Sie betrog mich wieder und wieder mit verſtellter Zärtlichkeit; ſie umgarnte mich mit ihrer Leidenſchaft, die vielleicht echt war, aber nicht mir galt; ſie ſtürzte ihren Leib in Flammen und Martern, ſie ſtöhnte vor Seligkeit Schmerzen zu fühlen, ſie weinte vor der höchſten Wolluſt — ſich ſelber zu verachten. Und bis in den frühen Morgen dauerte dieſes

wunderliche Spiel auf Glück und Liebe, in dem die Küsse — spitze Keile waren, der Schrei nach Sättigung — Drohungen des Richters, der Atem der Lust — Blut, und unser Brautbett — eine düstre Folterkammer.

Diesen Abend, an dem man im Namen der Liebe einen Mord von mir forderte, diese Nacht, in der man im Namen der Liebe Qualen von mir forderte, sind die fürchterlichsten meiner Träume geworden, und der Schlaf völliger Erschöpfung, der mich von teuflischen Gesichten befreite, war mir eine größere Gnade, als alle Könige der Welt mir hätten gewähren können. Am Morgen erwachte ich elender, als ich es nach einer halbjährigen Gefangenschaft in einem unterirdischen Kerker hätte sein können: meine Augen konnten kaum in das Licht blicken, und mein Bewußtsein war trübe wie schlechtes Glas. Renata aber war zu Zeiten wie von Metall, fest und gespannt, und kannte keine Ermüdung; als ich ihrem Blick begegnete, war er der nämliche wie am Abend vorher. In mir war alles so verworren, daß ich daran zweifelte, ob wir auch wirklich lebten, aber schon rief mich Renata mit erbarmungsloser Beharrlichkeit.

„Ruprecht! Es ist Zeit! Es ist Zeit! Wir müssen gleich zu Heinrich gehen! Ich will, daß du ihn bald tötest, morgen noch!"

Sie ließ mich nicht zur Besinnung kommen, sie trieb mich zur Eile, als wären wir auf einem sinkenden Schiff und jeder Augenblick kostbar — und nun war ich es, der sich ihr mit der Gefügigkeit des Androiden

Albertus des Großen unterwarf. Ohne ihr zu widersprechen, kleidete ich mich so gut als möglich, hing den Degen um und folgte Renata, die mich durch die am Morgen noch öden Gassen führte; sie schwieg und antwortete nicht, wenn ich etwas sagte, als wäre sie das Werkzeug eines unbezwingbaren Willens. Endlich standen wir vor dem Hause Eduard Steins; es war groß und prächtig, hatte listig angebrachte Balkone und gemeißelte Simse unter den Fenstern; Renata sagte nur das eine Wort „hier", zeigte auf die schwere, geschnitzte Tür, kehrte schnell um und ging davon, gleichsam mich mit meinem Gewissen allein lassend. Ohne ihr nachzublicken fühlte ich sofort, daß sie nicht weit gehen, vielmehr sich hinter der ersten Straßenecke verbergen und warten würde, bis ich zum zweiten Mal vor dieser Tür erschiene, um sich mir dann sofort entgegenzuwerfen und mir die Nachrichten über den Erfolg von den Lippen zu reißen.

Um die Wahrheit zu sagen, ich war so betäubt von dem Wirbel der mich bestürmenden Ereignisse, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, mir nicht die Zeit genommen hatte aufmerksam und streng meine Lage zu prüfen. Erst als ich den massiven und fein gearbeiteten Türklopfer in der Hand hielt, besann ich mich darauf, daß ich mich zu der Unterredung mit Heinrich garnicht vorbereitet hatte, und daß ich überhaupt nicht wußte, was ich tun sollte, wenn ich über die Schwelle dieses reichen Hauses getreten war. Allein, es war nicht an der Zeit zu zaudern und mit der Entschlossenheit, über die man verfügt, wenn man sich mit zu-

sammengekniffenen Augen in das Meer stürzt, — schlug ich fest und vernehmlich Metall an Metall, und sagte, als der Diener die Tür öffnete, daß ich unbedingt den in diesem Hause abgestiegenen Grafen Heinrich in einer wichtigen und keinen Aufschub duldenden Angelegenheit sprechen müßte.

Erst führte mich der Diener durch den Flur, der mit hohen, prächtigen Schränken umstellt war, geleitete mich dann über eine breite Treppe mit schönem Geländer, dann durch ein Durchgangszimmer, in dem Bilder, die verschiedene Tiere darstellten, hingen und öffnete endlich, nachdem er zuvor geklopft hatte, eine kleine Tür. Ich befand mich in einem schmalen Zimmer mit holzgetäfelter, bemalter Decke und mit einem geschnitzten Fries längs den Wänden; hinter einem hölzernen Bücherpult kam mir ein junger Mann entgegen, der vornehm, wie ein Ritter, in Seide mit geschlitzten Puffärmeln gekleidet war, eine goldene Kette auf der Brust trug und eine Menge kleiner, goldener Zierrate. Ich verstand, dies war Graf Heinrich.

Bevor ich zu sprechen begann, musterte ich etliche Augenblicke diesen Menschen, mit dem mein Schicksal ohne daß er es wußte, schon lange auf so wunderbare Weise verknüpft war, dessen Antlitz mir vorzustellen ich mich so und so oft bemüht hatte, den ich bald für einen himmlischen Geist, bald für die Ausgeburt einer krankhaften Phantasie gehalten hatte. Dem Augenschein nach war Heinrich nicht älter als zwanzig, und aus seinem ganzen Wesen strahlte eine solch' überquellende Kraft und Jugend, daß es scheinen

wollte — nichts auf der Welt könnte diesen Überfluß erschöpfen, so daß man sich beinah fürchten mußte, und unwillkürlich der ewigen Jugend gedachte, die den Menschen — wie es heißt — durch den Wundertrank, in dem der alchemistische Stein der Weisen aufgelöst ist, verliehen wird. Heinrichs bartloses, jugendliches Antlitz war nicht so sehr schön, als überraschend zu nennen: seine blauen Augen, die tief unter den nicht zu dichten Wimpern lagen, schienen Stücke des blauen Himmels zu sein; die vielleicht etwas zu vollen Lippen verzogen sich unwillkürlich zu jenem Lächeln, wie man es bei Engeln auf den Heiligenbildern sieht, und seine Haare glichen tatsächlich goldenen Fäden, denn sie waren sehr fein, spitz und trocken, lagen merkwürdig gesondert voneinander und strebten über seine Stirn wie ein Heiligenschein. Alle Bewegungen Heinrichs schienen nicht zum Laufe, sondern zum Fluge zu drängen, und wenn man darin beharrt hätte zu behaupten, er wäre ein Himmelsbewohner, der menschliche Gestalt annahm, so hätte ich vielleicht an seinen Kinderschultern zwei weiße Schwanenfittiche gesehen.

Graf Heinrich unterbrach als erster das kurze, scheinbar so lange Schweigen und fragte mich, womit er mir dienen könne; seine Stimme, die ich jetzt zum erstenmal hörte, schien mir in ihrer ganzen Art wundervoll, — singend, leicht und geschwind alle Stufen der musikalischen Töne durcheilend.

Ich spannte mein ganzes Auffassungsvermögen an und bemühte mich frei und leicht zu sprechen, wußte aber nicht, wenn ich die ersten Worte eines Satzes

sprach, womit ich ihn beschließen sollte. So begann ich eine ehrerbietige Rede. Ich sagte, ich hätte schon viel von dem Grafen, als von einem bemerkenswerten Gelehrten gehört, der bereits in jungen Jahren in die verborgenen Geheimnisse der Natur und in alle geheimen Lehren, beginnend mit Pythagoras und Plotin bis hinauf zu den Gelehrten unserer Tage, gedrungen wäre; von Kindheit auf hätte mich der brennende Wunsch beseelt die höhere Weisheit zu erkennen, die Erstursachen aller Dinge zu erforschen; durch emsiges, angestrengtes Arbeiten wäre ich zu einer bedingten Höhe der Erkenntnis gedrungen, hätte mich aber auf das gewisseste davon überzeugen müssen, daß man bei noch so großer Anstrengung die letzten Geheimnisse zu erschauen nicht im Stande ist, denn die Eingeweihten — schon zu Zeiten Chirams, des Baumeisters Salomos — hätten die grundlegenden Wahrheiten ihren Schülern nur mündlich mitgeteilt. Nur durch die Orden wäre es möglich zu einem Ziele auf dem Wege der Erkenntnis zu gelangen, denn durch Erbfolge würden in diesen, wie in der Kirche die Gnade, die Offenbarungen der ältesten Völker weitergegeben, so die der Hebräer, Chaldäer, Ägypter und Griechen; da ich nun von dem Grafen als von einem einflußreichen und bedeutendem Manne in einem der vornehmsten dieser Orden gehört hätte, die doch alle untereinander durch die Einheit des Zieles, durch die Einheit des Werkes verbunden wären, — so richtete ich dieserhalb an ihn die Bitte es mir zu ermöglichen als ergebener Schüler einer dieser Gesellschaften beizutreten.

Zu meiner Verwunderung begrüßte Graf Heinrich diese Rede, — die zur Hälfte Prahlerei, zur Hälfte Anmaßung war, in der ich mich bemüht hatte all mein spärliches Wissen über die geheimnisvollen Orden der Geweihten anzubringen, — als etwas, was der Beachtung wohl wert war. Wohl mochte mich Heinrich für einen der Geweihten, wenn auch außerhalb der Gesellschaften stehenden, halten, denn außerordentlich höflich und liebenswürdig wies er mir eine Bank, setzte sich selber, blickte mir mit seinen traurigen, treuherzigen Augen ins Gesicht, und redete wie ein Vertrauter mit dem Vertrauten.

„Antwortet zuerst, — sagte er, — ob Ihr Euch in der Grundrichtung Eures Geistes uns verwandt fühlt? Seid Ihr, wie auch wir, beseelt von dem Hasse gegen die Tiere des Ostens und des Westens? Empfingt Ihr als erste und ewige Weisung das lichtumflossene Emblem des Sohnes Gottes? Begehrt Ihr empor zu steigen zu den himmlischen Toren auf den sieben Stufen von Blei, Messing, Kupfer, Eisen, Bronze, Silber und Gold?"

Um aufrichtig zu sein, ich verstand nur das wenigste von diesen Fragen, ähnliche Ausdrücke waren mir aber nicht mehr neu, hatte ich doch eben erst eine Reihe von Büchern über die Magie studiert, und obwohl ich jene Stunde für eine der bedeutsamsten meines Lebens hielt, konnte ich der schelmischen Versuchung nicht widerstehen und wollte die Probe aufs Exempel machen, wie weit die Geweihten einander verstünden. Ich besann mich auf einige rätselhafte Aus-

sprüche, die ich im „Pemander" und andern ähnlichen Werken gefunden hatte, und gab mir Mühe Heinrich im Tenor seiner Rede zu antworten, wobei ich vor allem darauf achtete, daß meine Worte zu den seinen in gar keiner Beziehung standen, hatte ich doch diese Eigentümlichkeit in allen geheimnisvollen Fragen und Antworten beobachtet. Ich sagte:

„Die smaragdene Tafel des Hermes Trismegistos lautet: das was oben ist, ist gleich dem was unten ist. Doch das Pentagramm mit dem nach oben gerichteten Haupte kündet den Sieg der Gleditschia über die beiden, des Geistes über den Leib; das Haupt abwärts gerichtet — den Sieg des Bösen über das Gute. Alle Zahlen sind geheimnisvoll, doch die einstelligen bezeichnen in der Regel das Göttliche, die Zehner das Himmlische, die Hunderter das Irdische, die Tausender das Zukünftige. Wie glaubt ihr nun, daß ich zu Euch gekommen wäre, wenn ich die Abgründe des Oberen von den Abgründen des Unteren nicht zu unterscheiden wüßte?"

Kaum hatte ich die ganz sinnlosen Worte gesprochen, so bereute ich schon den Scherz, denn Heinrich klammerte sich daran mit der Leichtgläubigkeit eines Kindes und rief in einem Entzücken, als hätte ich ihm etwas ganz Unbekanntes und Überraschendes offenbart:

„O Ihr habt recht! Ihr habt recht! Natürlich, natürlich! Ich verstand sofort, daß wir beide von demselben reden. Und ich wollte Euch keineswegs auf die Probe stellen! Ich möchte Euch nur warnen, denn

auf dem Wege, den Ihr emporklimmt, sind mehr Dornen als süße Früchte. In den geheimen Zusammenkünften eröffnet man die Wahrheit der Wahrheiten nicht, als wäre es eine Truhe. Das erste Wort, das wir jedem Neuankömmling zurufen müssen, heißt — Opfer. Nur jener, der darnach dürstet sich selbst zum Opfer zu bringen, kann Schüler werden. Habt Ihr Euch in die Vorbilder des lichten Osiris, der von Tiphon vernichtet wurde, versenkt? des göttlichen Orpheus, der von Bacchantinen zerrissen wurde? des bewunderungswerten Dionysos, der von Titanen zermalmt wurde? unsres Baldur, des Sohnes des Lichts, der vom Pfeile des hinterlistigen Loki fiel? Abels, der von der Hand Kains erschlagen ward? Christi des Gekreuzigten? Die Tempelritter mußten vor zweihundert Jahren die Erlauchtheit ihrer Ziele mit dem Tode büßen und ihren Edelmut, — der sie dazu trieb den Herrschern zuzurufen: „Du wirst König sein, so lange du gerecht bist." Vergilius Maro beschreit zwei Tore im Reiche der Schatten: das eine ist von Elfenbein, doch nur trügerische Gespenster entfliehen ihm; das zweite ist von Horn. Ich frage Euch nur, wollt Ihr freiwillig durch das weniger prunkvolle Tor eingehen?"

Alles dies sprach Heinrich mit leidenschaftlicher Begeisterung; jedes Wort betonte er so, als wäre es ihm besonders teuer, oder als käme es ihm zum ersten Mal im Leben über die Lippen. Wie ich auf diesen Jüngling blickte, der noch ein halbes Kind war, der so sehr vor innerem Feuer brannte, daß ihm der

nichtigste Anlaß, wie die leichtsinnige Fragestellung eines zufälligen Besuchers, genügte, um mit Feuerzungen zu reden, — da fühlte ich wie mein Haß, meine ganze Abneigung gegen ihn verrauchte und erlosch. Ich hörte auf den wunderbaren Tonfall seiner Stimme, der gleichsam dem Blick blaue Fernen enthüllte, ich schaute in seine Augen, die — wie mir scheinen wollte — trotz der lebhaften Worte so traurig blickten, als schlummerte auf ihrem Grunde eine tief versenkte Verzweiflung, und ich war wie eine Schlange, die unter einem Stein hervorkroch, um zu beißen, aber bezaubert wurde von dem Gesang eines afrikanischen Beschwörers. Einen kurzen Augenblick wollte ich rufen: „Vergebt, Graf, unwürdig habe ich mit Euch gespielt!" Doch voller Entsetzen fing ich den auf so gefährlichem Pfade dahinhuschenden Gedanken auf und rief mir selber zu „Hüte dich!" und eilte Gewalt über meine Seele zu haben, wie ein Reiter über sein davonstürmendes Roß. Und sogleich warf ich Heinrich noch einige Worte zu, um so die Möglichkeit zu haben mich wieder zurecht zu finden. Ich sagte:

„Die Prüfungen fürchte ich nicht, denn verhaßt ist mir seit langem unser Wissen; es ist nach dem Worte eines Gelehrten eine Gleichsetzung des Erkennenden mit dem zu Erkennenden, assimilatio scientis ad rem scitam. Nur nach jener Erkenntnis trage ich Verlangen, von der der nämliche Hermes Trismegistos sagt, sie sei ein vernünftiges Opfer der Seele und des Herzens. Sollte aber jener, der dieses sucht, sich vor den Dornen am Wege fürchten?"

Auch diese Worte griff Heinrich wie ein kostbares Pfand auf, und, als genügte ihm jeder Anlaß um ohne Ende zu reden, strömte er über in begeisterten Worten und formte sie zu einer längeren Rede. Und wieder blieb diese Rede, die mit dem Wunsche zu überzeugen und einen besten Freund zu überreden gesprochen wurde, wider meinen Willen, so fest in meinem Gedächtnis haften, daß es mir keine Mühe kostet, sie fast wortwörtlich niederzuschreiben.

„Ich verstehe Euch, ich verstehe Euch — sagte er. — Nur versteht Ihr Euch, wenn Ihr wähnt, wir könnten die wahrhafte Erkenntnis wie ein Geschenk verteilen. Man heißt sie Geheime Erkenntnis nicht darum, weil man sie geheim hält, sondern weil sie selber in Symbolen verborgen ist. Wir verfügen über keinerlei Erkenntnisse, wir besitzen nur Embleme, die uns von altersher überliefert wurden, von jenem ersten Volke der Erde, das mit Gott und den Engeln in Gemeinschaft lebte. Diese Leute kannten nicht die Schatten der Dinge, sondern die Dinge selber, darum bringen auch die von ihnen uns hinterlassenen Symbole das Wesen alles Seins zum Ausdruck. Die ewige Gerechtigkeit indes erforderte, daß wir, nachdem wir die unmittelbare Erkenntnis eingebüßt hatten, durch das Wasser der Blindheit und Unkenntnis zur Gnade gelangten. Nun müssen wir alles, was wir mit unserm Geiste erfaßten, mit der alten Offenbarung vereinen, und aus dieser Vereinigung erwächst uns die vollkommene Erkenntnis. Doch, glaubt mir, eine reine Seele, ein reines Herz helfen eher dazu, denn alle Rat-

schläge der Weisen. Die Jugend - sie ist der wahre Stein der Weisen!"
Hier machte Heinrich eine Pause; mit ganz verändertem Gesicht und mit etwas unstätem Blick fügte er dann leise und wie gesondert hinzu:
„Auch Ihr wißt es doch, daß die Zeiten und Stunden erfüllt sind. Auch Ihr hört bei eintretender Stille, wie die Türen sich auftun. Still, still, horcht! Hört Ihr Schritte nahen? Hört Ihr, wie die Blätter von den Bäumen fallen?"
Die letzten Worte sprach Heinrich mit ganz ersterbender Stimme; er machte mir ein Zeichen still zu sein und war ganz in Spannung, als hörte er wirklich nahende Schritte und das Fallen der Blätter; seine großen, irren Augen waren dicht, dicht über mir, und es wurde mir unbehaglich zu Mut. Ich riß meinen Blick von dem seinen los, warf mich plötzlich zurück gegen die Lehne der Bank, und sagte fest und hart mit veränderter Stimme:
„Es ist genug, Graf. Ich habe nun alles erfahren, was ich zu wissen wünschte."
Nicht verstehend sah mich Heinrich an und fragte:
„Was habt Ihr erfahren und was wollt Ihr wissen?"
Ich antwortete:
„Ich habe nun endgültig erfahren, daß Ihr ein Betrüger und ein Charlatan seid, der irgendwo Überbleibsel einer verborgenen Kenntnis gestohlen hat und dies benutzt, um sich für einen Geweihten und für einen Meister auszugeben."
Bei diesem unerwarteten Angriff hatte sich Heinrich

unwillkürlich erhoben; er fuhr fort mich anzusehen, machte einige Schritte auf mich zu, als wollte er von mir eine Erklärung fordern. Ich wartete, regte mich nicht, senkte den Blick nicht — doch bevor er bis zu mir gekommen war, hatte er seine Erregung bemeistert und sagte weich:

„Wenn Ihr das glaubt, so haben wir nichts mehr miteinander zu sprechen! Lebt wohl! . . ."

Ich aber, mich selber den Abhang hinuntertreibend, rief:

„Ihr versetzt Euch aber, wenn Ihr glaubt, daß Ihr für diesen Betrug so billigen Kaufs davonkommt! Es gibt Heiligtümer, mit denen man nicht Scherz treiben darf, und es gibt Worte, die man nicht leichtfertig aussprechen darf! Ich fordre Euch zur Rechenschaft, Graf Heinrich von Otterheim!"

Mit zornigem Gesicht antwortete Heinrich:

„Wer seid Ihr, daß Ihr zu mir kommt und plötzlich mit solcher Stimme zu mir redet? Ich brauche Euch nicht anzuhören!"

Ich entgegnete feierlich:

„Wer ich bin? Ich bin die Stimme Eures Gewissens und die Stimme der Rache!"

Während ich so sprach, zeigte ich mir selber auf Heinrichs Augen und erinnerte mich, daß Renata sie geliebt hatte, — auf seine Hände und sprach zu mir: sie hat sie geküßt, — auf seinen ganzen Körper, und bemühte mich es mir vorzustellen, wie sie ihn andächtig mit Liebkosungen überschüttet hatte. Gleichsam mit großen Bälgen bemühte ich mich, das Feuer der Eifer-

sucht in meinem Herzen zu entfachen und, wie ein Heerführer seinen Soldaten, so kommandierte ich meinen Worten: „vorwärts!“.
Indessen sprach Heinrich, der mich offenbar für irrsinnig hielt: „Wir wollen später darüber sprechen!“ und wollte zum Zimmer hinaus. Ich aber, in der Furcht, diese Begegnung, die sich vielleicht nicht mehr wiederholen würde, nicht genügend ausgenutzt zu haben, vertrat ihm den Weg und schrie, nun wirklich in großer Erregung:
„Ihr, die Ihr von Tugend sprecht, ich klage Euch der Unredlichkeit an! Ich beschuldige Euch, daß Ihr Euch nicht als Ritter einer Dame gegenüber benommen habt. Durch Betrug habt Ihr Euch zu niedrigen Zwecken und vielleicht mit verbrecherischer Absicht ein Mädchen auf Euer Schloß gelockt. Dann habt Ihr sie verachtet und verstoßen. Wie sie aber Euch hier, auf der Straße, um Erbarmen flehte, da habt Ihr sie beleidigt, wie ein Mann eine Frau nicht beleidigen darf. Ich werfe Euch den Handschuh zu, so hebt Ihn denn auf, wenn Ihr ein Ritter seid!“
Der Eindruck meiner unbedachten Worte, die, alles wohlerwogen, ich zu sprechen nicht das Recht hatte, übertraf alle meine Erwartungen, denn Heinrich sprang vor mir zurück wie ein verwundeter Hirsch; dann aber griff er in äußerster Erregung nach irgend einem Buch, das auf dem Pulte lag, und blätterte mit zitternden Fingern und willenlos darin; endlich wandte er sich mir zu und fragte mit erstickter Stimme:

„Ich kenne Euch nicht, wer seid Ihr. Ich darf eine Forderung nur von einem Gleichberechtigten annehmen . . .“

Diese Worte ließen mich den Rest meiner Selbstbeherrschung verlieren, — denn, habe ich auch keinerlei Ursache mich meiner Abstammung von einem ehrlichen Arzte aus einer kleinen Stadt zu schämen, so hörte ich doch aus Heinrichs Antwort eine unverdiente Beleidigung heraus, die mich als einen Mann von nicht adeligem Geschlechte schon mehr als einmal gebrandmarkt hatte. In jenem Augenblick fand ich keine würdigere Entgegnung, als den Kopf emporzuwerfen und mit kaltem Stolze zu antworten:

„Ich bin genau so ein Ritter wie Ihr, und es wird Euch nicht zur Schmach gereichen, mir im ehrlichen Zweikampf gegenüber zu stehen. Schickt morgen, gegen Mittag, Eure Freunde zum Dom, daß sie sich mit den meinen besprechen. Sonst bliebe mir nur übrig, Euch wie einen Feigling, wie einen Ehrlosen niederzustoßen.“

Schon als ich diese Worte aussprach, begriff ich, wie schmachvoll es war in jenem Augenblick zu lügen, und Scham und Zorn wallten in mir auf; darum fügte ich nichts mehr hinzu und lief beinah aus Heinrichs Zimmer hinaus, schritt schnell die prunkvolle Treppe hinab und befahl mit einer zornigen Bewegung, daß man mir die Tür öffnete. Mein Gesicht tauchte in den kühlen Wind des hellen Wintertages, und meine Augen in das klare Blau des Himmels wie in eine Zisterne voller Quellwasser, und lange stand ich so, und wußte

nicht, ob das Geschehene Wirklichkeit war. Dann schritt ich durch die Gasse und fuhr unwillkürlich mit den Händen über die Mauern, als wäre ich ein Blinder, der sich seinen Weg tastend sucht. Plötzlich erschien vor mir Renatens erschrecktes, bleiches Antlitz; ihre Pupillen waren weit und starr. Sie wollte mich etwas fragen, ich aber schob sie so kräftig zur Seite, daß sie beinah stürzte und gegen einen vorspringenden Erker schlug; ich lief weiter und vermochte kein Wort zu sprechen.

DAS ACHTE KAPITEL

Über meinen Zweikampf mit dem Grafen Heinrich.

Nachdem ich etliche Straßen durcheilt hatte und von der Bewegung und der Kälte erfrischt war, kam mir aufs neue die Fähigkeit klar zu denken und Schlüsse zu ziehn; da sprach ich zu mir selber:

„Dein Zweikampf mit dem Grafen Heinrich ist beschlossen. Jetzt zurückzuweichen ist unmöglich und unwürdig. Man muß nur zusehen, wie man die Sache am besten zu Ende führt."

Ich persönlich war nie ein Gegner des Zweikampfes, der in unsern Tagen eine so verderbliche Verbreitung in Frankreich gefunden hat, und obwohl sich die glänzenden Worte Johann Reuchlins „das köstlichste, was wir besitzen, ist die Ehre" — wohl kannte, so war es mir doch niemals möglich zu glauben, daß die Ehre sich auf die Schärfe des Schwertes stürzt, statt im Edelmute der Worte und Handlungen begründet zu sein. Allein in einer Zeit, da selbst gekrönte Häupter davor nicht zurückschrecken einander zum Zweikampfe zu fordern, hielt ich es nicht für angebracht, diesen Kämpfen auszuweichen und hatte schon so manchen während meiner Landsknechtjahre ausgefochten. Nun aber war die Sachlage insofern verwickelter, als erstens ich es war, der gefordert hatte, dazu noch ohne hinreichenden Grund, und zweitens, als ich mir zum Ziele gesetzt hatte meinen Gegner tödlich zu treffen, und von all diesem war mir so schwer und trübe zu

Mut, als stünde es mir bevor, das Amt eines Henkers auszuüben.

In jenen Augenblicken zweifelte ich keineswegs, daß der Vorteil und das Übergewicht im Kampfe auf meiner Seite liegen würden, denn — wiewohl ich meinen Arm schon lange nicht mehr geübt hatte, so war ich doch einer der besten Fechter auf lange Degen gewesen, während Graf Heinrich, der ausschließlich seinen Bücherstudien und philosophischen Grübeleien obgelegen hatte, sicher nicht die Zeit gefunden hatte, (so wollte mir damals scheinen), um sich in den Künsten Ponzo's und Torreso's hervorzutun. Ein anderes bedrückte mich, ich hatte nämlich in der ganzen Stadt, außer dem alten Glock, keinen Bekannten, und wußte nicht, wem ich es, entsprechend den Gepflogenheiten beim Zweikampfe, übertragen sollte, die Verhandlungen mit meinem Gegner, betreffend die Bedingungen des Kampfes, zu führen. Nach langem Schwanken entschloß ich mich bei einem alten Kameraden aus meiner Studentenzeit, Matthäus Wißmann mit Namen, anzuklopfen; dessen Sippe lebte, wie mir bekannt war, schon seit etlichen Generationen in Köln, und darum konnte ich ihn eher als jeden andern, nach den vielen Jahren die dazwischen lagen, am nämlichen Orte wie sonst, bei den häuslichen Penaten anzutreffen hoffen.

Meine Erwartungen wurden nicht getäuscht, denn es erwies sich tatsächlich, daß die Wißmanns immer noch am selben Flecke lebten; es wurde mir nicht leicht ihr tiefliegendes, altehrwürdiges Häuschen mit seinen drei vorspringenden Stockwerken, inmitten der neuen, ho-

hen, mannigfach verzierten Bauwerke, die in unsrer unternehmungslustigen Zeit rings herum erstanden waren, wieder zu finden. Zu meinem Glück, war Matthäus zu Hause; kaum aber erkannte ich in dem mürrisch gemessenen Dickwanst, — mit den verschlafenen Augen, mit einem komischen Bärtchen, das das Kinn freiließ, — zu dem mich der Diener führte, den Jüngling, von ehemals der zwar ungelenk, aber nicht abstoßend, und mein (übrigens abgewiesener) Nebenbuhler bei meinem Scharwenzeln um das liebe Weibchen des Bäckermeisters gewesen war. Natürlich erkannte auch er nicht den wilden, bartlosen Studenten jener glücklichen Zeiten, in dem von der Sonne des Äquators gebräunten, von den Stürmen des Ozeans gehärteten Manne; als ich ihm aber meinen Namen nannte und ihn an unsre vergangene Freundschaft erinnerte, da freute er sich aufrichtig; sein Gesicht verzog sich zu einem breiten, gutmütigen Lächeln und durch die Fettschicht blickte mir etwas wie Jugend entgegen, wie Sonnenschein durch trübes Fensterglas.

Freundschaftlich umarmte er mich, küßte mich mit seinen fettigen Lippen und sagte:

„Ob ich mich an Ruprecht erinnere! Bruder, bei jedem Gelage denke ich dein! Ich schwöre beim heiligen Blute Christi, von allen unsern damaligen Freunde, fehltest du mir allein. Nun, komm herein in meine Höhle, setz dich und rühr die Zunge! Ich will zwei Schoppen guten Weines holen lassen."

Zu seiner Betrübnis verzichtete ich auf den Wein, wußte aber lange nicht wie ich ihm mein Anliegen

vorbringen sollte. Wie gerne ich es auch umgangen hätte, schließlich mußte ich ihm doch meine Abenteuer mitteilen: die Jahre im Losheim, den Dienst als Landsknecht, das unstäte Leben in Italien, die Reise nach Neu-Hispanien und alle Streifzüge dort. Dann aber stand auch Matthäus nicht an mir zu berichten, wie gut er vorwärts käme, und wie er die Jugendtorheiten über der schweren Arbeit als Universitätsgelehrter schier vergessen hätte. Mehr denn fünf Jahre hatte er gebraucht, um nach Absolvierung der „artistischen" Vorkenntnisse und nach Verteidigung etlicher „Sophismen" in öffentlichen Disputen, den Grad eines Baccalaureus zu erlangen; ebensoviele Jahre gingen dahin, ehe es ihm gelang die Bücher des Aristoteles siegreich zu überwinden, sich in der Declamation hervorzutun und Licentiat zu werden; endlich hoffte er in diesem Jahr sich die Inceptien und den Titel eines Magisters zu erfechten, dann aber waren ihm die Wege zu jeder beliebigen höheren Fakultät erschlossen. Matthäus sprach so selbstzufrieden davon, daß er zusammen mit den Rektoren und Doktoren im Senate säße, er zitterte so aufrichtig vor den ihm bevorstehenden großen „Promotionen" und erachtete sich so naiv als Gelehrten, daß es mir wirklich an Mut gebrach mich über ihn lustig zu machen, und ich es nicht für notwendig hielt den alten Streit der „Poeten" und „Sophisten" zu erneuern.

Endlich gelang es mir den Bericht des in seinem Ruhme schwelgenden Professors zu unterbrechen, und — notdürftig den wahren Sachverhalt verkleidend —

brachte ich mein Anliegen vor. Matthäus schüttelte sich, als hätte er eine bittre Medizin geschluckt, faßte das Ganze dann von irgend einer lustigen Seite und triumphierte nun wieder.

„Dies ist nicht mein Handwerk, Bruder! — sagte er. — Zwar verhält es sich so, daß auch die Studenten heute nach dem Degen greifen, ich aber halte mich an die alte Ordnung: ein Gelehrter ist wie ein Mönch, wie die Brille dem Esel ansteht — so ihm die Waffen. Doch gleichviel, was tut man nicht für einen alten Freund! Dazu kam ich dies vornehme Pack, das über uns die Nase rümpft, weiß Gott nicht leiden! Im Schweiße unsres Angesichts schlagen wir uns bis zum Doktor durch, ihnen aber verleiht ein Fürst oder der Kaiser die Würde. Wohl gehört auch dein Graf zu diesen Bullen-Doktoren. Wenn du es auf dich nimmst ihn zu spießen, so will auch ich ein Übriges tun!..." Ich nannte ihm den zur Unterredung vereinbarten Ort, erklärte ihm, wo ich selber lebte, verabschiedete mich dann und Matthäus geleitete mich bis zur Ausgangstür. Als wir durch den Speisesaal gingen, der mit schweren Möbeln alt-deutscher Arbeit bestellt war, kam plötzlich aus dem Nebenzimmer ein junges Mädchen in einem rosa Kleide gelaufen; sie trug eine hellgrüne Schürze und einen goldnen Gürtel; als sie uns so unerwartet gegenüber stand, kam sie ganz in Verwirrung, blieb stehn und wußte nicht, was sie nun tun sollte. Ihre schlanke, zarte Gestalt, das ovale Kindergesicht mit den feingebogenen, langen Wimpern über den blauen Augen, ihre flachsblonden, goldigen Zöpfe

die unter einem weißen Häubchen zusammengesteckt waren, — kurz die ganze Erscheinung wirkte auf mich, der ich an traurige, gequälte Gesichter und an von Leidenschaft und Verzweiflung entstellte Züge gewöhnt war, wie auf die verdammten Seelen ein Engel, der am Tor ihrer Hölle vorüberschwebt. Auch ich blieb fassungslos stehen und wußte nicht, ob ich weitergehen, oder mich verbeugen, oder sie anreden sollte; Matthäus aber lachte aus vollem Halse und blickte auf unsre Verwirrung.

„Schwester, — sagte er, — dies ist Ruprecht, ein braver Geselle, an dem wir uns beide so manches Mal erinnert haben. Und hier Ruprecht, ist meine Schwester Agnes, die du als ganz kleines Kind, vor dreizehn Jahren, gesehen hast. Was guckt ihr dem einander an wie Katz und Hund? Schließt Freundschaft! Vielleicht verheirate ich euch noch miteinander. Oder hast du schon ein Weib, Bruder, — he, antworte!"

Ich weiß es nicht zu sagen, warum, doch ich antwortete:

„Ich bin nicht verheiratet, lieber Matthäus, doch ist es nicht recht, daß du mich und die Jungfrau mit solchen Worten in Verlegenheit bringst. Verzeiht, Jungfer Agnes, ich bin sehr erfreut Euch wiederzusehn, doch habe ich große Eile in einer wichtigen Angelegenheit."

Ich verneigte mich tief und verließ eilig das Haus.

Ich weiß es nicht, ob nun unter dem Eindruck dieser Begegnung oder unabhängig davon, jedenfalls spürte ich, als ich daran dachte heimzukehren, ein abstoßendes

Gefühl, wie es natürlich zwei Magneten, vorausgesetzt sie hätten eine Seele, spüren würden, wenn man die gleichen Pole einander näherte. Es schien mir unausstehlich mit Renata zu sein, ihre Augen zu sehen, ihre Stimme zu hören, mit ihr über Heinrich zu sprechen. Ziemlich lange irrte ich durch die Straßen der Stadt, blieb wohl an dieser oder jener Ecke stehen, lief dann, weiß Gott warum, über die Plätze, schließlich aber zwangen mich Kälte und Müdigkeit Unterkunft zu suchen, und ich ging in die erste beste Schenke, setzte mich in einen einsamen Winkel und ließ mir Käse und Brot reichen. Die Schenke war voller Bauern und lustiger Mädchen, denn es war gerade ein Markttag, und rings um mich her ertönte Schreien, Zanken, Schimpfen, Schelten und Fluchen, das gelegentlich mit einem saftigen Hieb bekräftigt wurde; mir aber behagte es in der stickigen Luft und im wüsten Lärm der betrunkenen Leute. Die groben, tierischen Gesichter, die barbarische, regellose Rede, das unschickliche Gebahren, — das alles stimmte sonderbar zu der Betrübnis meiner Seele, so wie sich manchmal das Schreien von Ertrinkenden mit dem Gebrüll des Sturmes zum Chore fügt.

Dann setzte sich ein schlecht rasierter Bursche neben mich; er trug ein buntes, feiertägliches Gewand, sah aus — als wäre er einem Holzschnitt des Sebaldus Becham entschlüpft, — und hielt mir eine lange Rede über die jammervolle Lage der Bauern, eine nicht neue, obwohl gerechtfertigte Wahrheit. Er klagte über die drückende Last der Zölle, Frohnen, Pachten, Strafen

und anderer Erpressungen, über die Wucherer, über das Verbot ein Handwerk im Dorfe zu betreiben, gedachte des Bauernaufstandes vor zehn Jahren, — und sprach das alles unter Drohungen, die gewissermaßen an mich gerichtet waren, als wäre ich an allem Unheil schuld. Ich versuchte wohl zu entgegnen, daß ich selber meiner Abstammung nach eher ein Bauer wäre, und daß ich alles, was ich besäße, mir mit meinen eignen Händen erarbeitet hätte, aber natürlich waren meine Worte ganz nutzlos, und ich mußte ergeben zuhören, — war es mir doch ganz gleich, was immer ich zu hören bekam, — wie mein zufälliger Tischnachbar den Rittern und Bürgern mit Feuer, Mistgabeln und Galgen drohte...

Da ich meinen Nachbar freigehalten hatte, so war er allmählich eingenickt, und wieder war ich allein im allgemeinen Getöse der Stimmen. Wie ich mich umsah, bot sich meinen Augen ein widerliches Bild: hie und da wälzten sich Leiber völlig betrunkner Leute, in einer Ecke waren sich zwei in die Haare geraten, und schlugen aufeinander ein, überall standen Pfützen von verschüttetem Bier und von menschlichem Auswurf, die andren aber zechten weiter mitten in diesem Wust, oder scherzten schamlos mit den gleichfalls betrunkenen, gleichfalls vertierten Weibern, oder spielten mit schmutzigen Karten um Geld. Ich selber war erstaunt, warum ich in diesem dunklen, übelriechenden Winkel saß, bezahlte eilig meine Zeche und ging wieder hinaus in den kühlen Wintertag. Es dämmerte schon; willenlos schlich ich nach Hause.

Als ich an unsre Tür klopfte, war meine Seele leer, wie ein erschöpfter Brunnen, doch kaum über der Schwelle, wurde sie sogleich von der strengen Stille erfüllt, und trieb mich unwiderstehlich in die mir bekannten Kreise der Gedanken und Gefühle. Ich fühlte es fast körperlich, wie von meinem Gesichte die Falten hinabglitten, die es den ganzen Tag über verzerrt hatten, und wie meine Lippen sich zu dem stillen Lächeln fügten, mit dem ich stets Renatens Augen begegnete. Mein Herz klopfte ungestüm, wie das erste Mal; ich öffnete die Tür zu Renatens Zimmer, und wie ich sie in der gewohnten Stellung am Fenster stehen sah, das Gesicht gegen die kalten Butzenscheiben gelehnt, flog ich ihr entgegen und kniete nieder vor ihr.

Renata erwähnte mit keinem Worte, daß ich sie so roh heute Morgen zur Seite gestoßen hatte, sie machte mir keinen Vorwurf, daß ich so lange ausgeblieben war, sie wollte nicht wissen, was ich mit Heinrich gesprochen hatte, sie fragte nur, als wüßte sie alles andre schon:

„Ruprecht, wann ist euer Zweikampf?"

In jenem Augenblick wunderte ich mich nicht über diese Frage und antwortete schlicht:

„Ich weiß nicht. Es wird sich morgen entscheiden..."

Renata sagte kein Wort mehr, sie senkte die Augen und ich blieb vor ihr knieen, unbeweglich, den Kopf gegen den Fenstersims gelehnt, die Augen auf ihr Antlitz gerichtet, auf die geliebten, lieben, wenn auch unregelmäßigen Züge, mich mit jedem Augenblick immer wieder und wieder ihrem Banne dahingebend, in die

Tiefe, in die Tiefe eines bodenlosen Abgrundes mich versenkend. Ich blickte auf dieses Weib, das ich gestern noch als glücklicher Liebhaber unzählige Mal geküßt hatte, dessen Hand meine andächtigen Lippen heute nicht zu berühren wagten, und ich fühlte von ihrem ganzen Wesen eine magische Kraft ausstrahlen, die alle meine Wünsche in ihre Schranken wies. Wie Spreu von der Tenne zerstreuten sich als graue Wolke meine aufrührerischen Gedanken, und die gelegentlichen Versuchungen des Tages — sie flogen davon; doch deutlich fiel auf die Tenne meiner Seele das gereifte Korn meiner Liebe und meiner Leidenschaft. Ich wollte weder an Heinrich, noch an mich denken; ich war glücklich Renatens Hand leise streicheln zu dürfen; ich war glücklich, daß etwas längst Geschwundenes wiederkehrte, und daß die Augenblicke so lautlos dahineilten.

In dieser Stille, die ich mit keinem unbedachten Worte zu brechen wagte, hätte ich wohl bis zum Morgen beharren mögen, und ich hätte geglaubt vor den Toren Edens zu weilen; plötzlich hob Renata den Kopf, strich mit den Fingern durch mein Haar und sagte zärtlich, als wäre es die Fortsetzung eines Gespräches: „Lieber Ruprecht, du darfst ihn aber nicht töten!"

Der Bann war geschwunden; ich zuckte zusammen und fragte:

„Soll ich den Grafen Heinrich nicht töten?"

Renata bestätigte ihre Worte:

„Ja, ja. Man darf ihn nicht töten. Er ist der Lichte, er ist der Herrliche, ich liebe ihn! Ich bin schuldig vor

ihm, — nicht er vor mir. Ich war wie eine Klinge, die alle seine Hoffnungen durchschnitt. Man muß vor ihm niederfallen, man muß ihn küssen, man muß ihn anbeten. Hörst du wohl, Ruprecht? Und wenn Du ihm nur ein Haar krümmst, — er hat goldenes Haar, — wenn Du nur einen Tropfen seines Blutes vergießt, so wirst Du nie wieder etwas von mir hören."
Ich erhob mich von den Knieen, kreuzte die Arme über der Brust und fragte:
„Warum hast Du Dir das alles nicht früher überlegt, Renata? Warum zwangst Du mich eine lächerliche Rolle in dieser Komödie des Zweikampfes auf mich zu nehmen? Darf man so leichtsinnig sein in Dingen, wo es sich um Leben und Tod handelt?"
Vor Erregung ging mir der Atem aus; Renata aber antwortete mir scharf:
„Wenn es Dir einfallen sollte mich zu schelten, so will ich nichts weiter hören. Aber ich verbiete es Dir, hörst Du wohl, ich verbiete es Dir meinem Heinrich ein Leid anzutun. Er ist mein, und ich will nur sein Bestes. Ich überantworte ihn Dir nicht, wie ich ihn keinem Menschen auf der Welt überantworte..."
Ich machte einen letzen Versuch und fragte:
„Hast Du es denn ganz vergessen, wie er dich beleidigt hat?"
Renata rief:
„Wie schön war es! Wie herrlich war es! Er hat mir geflucht! Er wollte mich schlagen! O — würde er mich mit Füßen treten! Er ist mein Lieber, mein Lieber! Ich liebe ihn!"

Da sprach ich mit schwerer Stimme:
„Ich werde alles so tun, wie Du es willst, Renata. Wir haben nichts mehr miteinander zu sprechen. Leb wohl!"
Ich ging in mein Zimmer, warf mich aufs Bett und mir wollte scheinen, ich wäre ein gehetztes Wild, das man in eine Umzäumung von Stacheldraht getrieben hat, die zu durchbrechen mir die Kraft fehlte, — nun war ich gestürzt und wartete, daß mir die Jäger den Garaus machten. Ich wünschte nicht mehr zu sein, oder vom Leben zu erwachen, und zum ersten Mal begriff ich die Versuchung Hand an sich selber zu legen. Als ich mir mein Schicksal überdachte, kam ich zum Schluß kein Wort mehr mit Renata zu sprechen, morgen beim Zweikampf mich zu stellen, den Degen sinken zu lassen und es als Glück zu empfinden den feindlichen Stahl in meiner Brust zu fühlen. Ich stellte es mir vor, wie mein Körper — blutüberströmt — auf dem schneebedeckten Rasen lag und mich überkam Rührung über mich selber und leises Mitleid, wie ein Kind, dem man von den Martern der Heiligen vorliest.
Am Morgen jedoch, unter den ernüchternden Strahlen der Sonne, beruhigte ich mich einigermaßen und überlegte noch einmal meine Lage; ich hatte doch den Wunsch mich gründlich und rücksichtslos mit Renata auszusprechen, denn ihre Entschlüsse waren schwankend wie Wolkengebilde und konnten sich leicht über Nacht geändert haben; es erwies sich aber, daß Renata noch vor mir aufgestanden war und bereits ausgegangen

war. Da ging ich zu Matthäus, um ihm den Vorschlag zu machen leichtere Bedingungen zu erwirken, denn aus einem angeborenen Gefühle heraus war ich doch um mein Leben bekümmert, obwohl es mir gleichzeitig ganz wertlos erschien; aber auch Matthäus traf ich nicht zu Hause. So kehrte ich denn, gewissermaßen willenlos, heim und überließ alles den drei Parzen, wie ein Mann, der — so wie so zum Tode verurteilt — nur die Wahl hat gehängt oder geköpft zu werden. Am Nachmittag kam Matthäus, und die Erscheinung dieses gesunden, gutmütigen Dickwanstes in den Gemächern der Trauer und Verzweiflung war sonderbar genug; sonderbar winkte auch sein breites, sorgloses Lachen innerhalb dieser Wände, die sonst von Seufzern und Schluchzen wiederhallten. Matthäus begrüßte mich mit diesen Worten:

„He, Bruder, es war überflüssig, daß du dich gestern als Nonne aufspieltest. Ich hab's doch herausgebracht, daß du nicht allein hier bist. Aber fürchte nichts, wenn's meine Freunde angeht, — so bin ich stumm wie ein Fisch, denn wer von uns wäre ohne Sünde. Es ist bloß nicht gut vor Freunden ein Geheimnis daraus zu machen! Ich werde dir deine Schöne nicht abspenstig machen, — gehöre nicht zu jener Sippe."

Als ich Matthäus unterbrach und ihn nach den Bedingungen fragte, sagte er:

„Alles ging glatt, wie ein Schiff in Butter. Ich werde doch meinen Freund nicht verraten, der Wolf soll ihn nicht fressen! Kam da ein Geck von deinem Grafen, setzte sich, wie ein Frauenzimmer, gelockte

Haare. Na, ich hab' ihm brav heimgeleuchtet. Wird es ein nächstes Mal unterlassen mit seinem Rittertum vor braven Bürgern zu prahlen. Der Zweikampf soll heute um drei Uhr stattfinden, — was soll man noch zögern? — im Walde bei Lindenthal. Niemand wird Euch dort stören; brich dem Jüngling getrost alle Knochen entzwei!"

Ohne ein Zeichen von Erregung oder Unzufriedenheit nahm ich mein Urteil entgegen; sehr sachlich vereinbarte ich mit Matthäus die Einzelheiten des Zweikampfes und bat ihn mich abzuholen, wenn es Zeit wäre. Nachdem ich Matthäus hinausbegleitet hatte, befahl ich Luise das Mittagsmal zu richten, denn ich wollte nicht, daß körperliche Schwachheit irgendwie den Ausgang des Kampfes beeinflußen sollte, dann nahm ich meinen langen Degen zur Hand und übte den Arm, um ihm die notwendige Gelenkigkeit wieder zu geben. Bei dieser Beschäftigung traf mich Renata an; ganz in ihren Mantel gehüllt, wie ein Gespenst, erschien sie plötzlich in der Tür und heftete auf mich einen fragenden, vorwurfsvollen Blick.

„Ruprecht, — sagte sie, — du hast mir gestern geschworen!"

Ich antwortete:

„Ich werde meinen Schwur halten, Renata. Wie aber, wenn Graf Heinrich nun mich tötet?"

Renata warf den Kopf zurück und sagte hart:

„Was wäre dabei?"

Ich verbeugte mich feierlich, wie zwei Gegner vor Beginn des Kampfes sich voreinander verbeugen, stieß

den Degen in die Scheide und verließ, wie gestern, das Zimmer: denn ich wollte mich nicht von Renata lossagen, wollte andrerseits nicht ihrem Einfluß unterliegen.
Den Rest der Zeit brachte ich damit zu, meiner Mutter, — der ich sieben Jahre lang, seit dem Tage meiner Flucht aus dem Elternhause keine Nachricht über mich gegeben hatte, — einen Brief zu schreiben, den ich allerdings nicht absandte... Ich vergaß auch nicht meine letzwilligen Verfügungen zu treffen, die an Renata gerichtet waren und sie beauftragten von meinem Gelde so viel zu nehmen als ihr gut schien, den Rest aber nach Losheim an meine Verwandten zu schicken. Wunderlicherweise schienen mir meine Verwandten, mein Vater, meine Mutter, die Brüder und die Schwestern, an die ich fast nie gedacht hatte, ganz ungewöhnlich nah zu sein; ich erinnerte mich deutlich an ihre Gesichter, an ihre Stimmen, und hatte das unwiderstehliche Bedürfnis sie zu umarmen und ihnen zu sagen, daß ich sie nicht vergessen hätte. Es muß wohl so sein, daß der drohende Tod auch das härteste Herz weich macht, wie starke Hitze das Metall.
Um halb drei kam Matthäus mich abholen; er war immer noch bei Laune, und trieb mich freundschaftlich zur Eile, obwohl alle meine Vorbereitungen nur darin bestanden ein warmes Wams anzuziehn und den Degen ins Gehänge zu tun. Kurz bevor wir aufbrachen, teilte ich Matthäus mit, daß ich noch für einen Augenblick zu tun hätte; er blinzelte listig mit den Äuglein und wies auf Renatens Tür; tatsächlich war es mir

unmöglich an ihr vorüberzugehen. Zum dritten Mal machte ich den Versuch ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, ihr, wenn auch gewaltsam, nur ein gutes Wort, das mir galt, zu entreißen, und als ich sie hinter dem Pulte knieend antraf, als betete sie, sagte ich:

„Renata, ich gehe nun; ich wollte von dir Abschied nehmen. Vielleicht sehen wir uns nicht wieder in diesem Leben ..."

Renata wandte mir ihr bleiches Gesicht zu, und ich durchforschte es mit meinen Augen, um in seinen Zügen wenn auch nur die geringste Hoffnung für mich zu entdecken, vielleicht verborgen in einer Biegung der Lippen, in einem Fältchen am Auge, — aber der Ausdruck dieses Gesichtes war wie die Verkündigung meines Todesurteils, und die Worte, die ich zum zweiten Male hören mußte, waren unerbittlich und grausam, wie ein Stein der willenlos zu Boden stürzt:

„Ruprecht, denke daran, du hast geschworen!"

Renatens Hartherzigkeit gab mir übrigens eher neue Kräfte, als daß sie mich erschüttert hätte, was sicher geschehen wäre, wenn sie freundlich zu mir gewesen wäre, denn ich fühlte nun, daß ich nichts Teures zu verlieren, und folgerichtig nichts zu befürchten hatte. Mein Gesicht war fast fröhlich, als ich zu Matthäus wieder zurückkehrte, und als wir draußen zu Pferde stiegen (da wir einen verhältnismäßig weiten Weg vorhatten, hatte er die Tiere besorgt) mußte ich laut lachen über die sonderbare Figur, die der reitende Professor machte. Den ganzen Weg über unterhielt

mich Matthäus mit Scherzen und Witzen, womit er offenbar meinen Mut zu heben beabsichtigte, und mit Bewußtsein zwang ich mich sie mir recht nah zu Herzen zu nehmen, um nicht an Dinge zu denken, denen nachzudenken schrecklich war. Beiläufig hätte man uns für zwei Kaufleute halten können, die ein gutes Geschäftchen in der Stadt abgewickelt, es rechtschaffen mit Wein begossen haben und nun mit Geschenken für ihre Frauen beladen heimreisen.

Nach einem ziemlich langen und in Folge der hartgefrorenen Straßen recht beschwerlichen Ritt, unterschieden wir endlich in der verschwimmenden Ferne des früh abnehmenden Wintertages einen abschüssigen Hügel und zwei Reiter, die am Saume eines Gehölzes hielten.

„So, wir kommen zu spät! — sagte Matthäus, — der Herr Ritter ist ungeduldig; als erster ist er da, wenn er nur nicht als letzter fortgetragen wird!"

Als wir nah herangekommen waren, verneigten wir uns schweigend vor unsern Gegnern, und wieder sah ich den Grafen Heinrich, der sich in einen dunklen Mantel gehüllt hatte, und seinen Freund, einen schlanken, mädchenhaften Jüngling, mit zartem, länglichen Gesicht, der ein Federbarett auf dem Kopfe trug, und an ein Gemälde Hans Holbeins erinnerte. Wir saßen ab; während Graf Heinrich und ich einander gegenüber stehen blieben, traten unsre Freunde zur Seite um die letzten Bedingungen auszumachen. Unbeweglich stand Heinrich vor mir; er hatte sein Gesicht halb verdeckt und stützte sich auf den Knauf seines Degens;

er stand da wie von Erz gegossen, und ich konnte nicht erraten, ob er unruhig, oder zornig war, oder ob er sein Schicksal fürchtete, so wie ich.
Endlich kehrten unsre Freunde zu uns zurück; Matthäus erklärte mir, — dabei zuckte er die Schultern und suchte mir auf jede Weise deutlich zu machen für wie überflüssig er es hielte, — daß der Freund des Grafen, Luzian Stein, den Vorschlag machen wolle, wir sollten uns versöhnen. Wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich bekennen, — auf die Gefahr hin für einen Feigling zu gelten, — daß mein Herz bei dieser Nachricht freudig schlug und mir schien, daß dieser Geck im sammetnen Gewand ein Abgesandter des Himmels war.
Dies aber war die Rede, die Luzian Stein an mich richtete:
„Die Verhandlungen von gestern, — sagte er, — haben klargelegt, achtbarer Herr, daß Ihr nicht adeligen Geblütes seid, daher könnte mein Freund, der Graf Heinrich, ohne seine Ehre zu verletzen, sich über die Beleidigungen, mit denen Ihr ihn überschüttetet, hinwegsetzen, und er brauchte Eure Forderung nicht anzunehmen. Da er in Euch aber einen gesitteten und gebildeten Mann erkannte, so nimmt er von diesem Verzichte Abstand und ist bereit mit der Waffe in der Hand die Nichtigkeit Eurer Behauptungen zu beweisen. Bevor Ihr indes zum Kampfe schreitet, hält er es für nötig Euch den Vorschlag zu machen, Euch zu bedenken und die Angelegenheit friedlich beizulegen. Denn der Mensch, ein nach dem Ebenbilde Gottes erschaffenes Wesen, soll nicht das Leben seines Mit-

menschen bedrohen, es sei denn im alleräußersten Falle. Wenn Ihr, achtbarer Herr, bereit seid zuzugeben, daß Ihr von irgend jemand in die Irre geführt wurdet, wenn Ihr Eure gestrigen Worte bereut und Euch entschuldigen wollt, — so wird mein Freund Euch gerne die Hand zur Versöhnung reichen."

Trotz dieser hochmütigen Rede, hätte ich mich vielleicht nicht gescheut mich bis zu einer Entschuldigung zu erniedrigen, denn immerhin war dies der beste Ausweg, der mir offen stand, — allein der erste Teil der Rede machte mir das ganze unmöglich. Luzians Anspielung, daß ich mich gestern fälschlicherweise für einen Ritter ausgegeben hatte, trieb mir das Blut ins Gesicht, und ich war nahe daran den Redenden ins Gesicht zu schlagen, stand es mir doch frei ihn zu töten, und konnte ich ihm doch unbedenklich die Kraft meines unritterlichen Armes zu fühlen geben. Noch heiß vor Erregung, die mich wie auf hohen Meereswellen den festen Punkt am Ufer nicht deutlich erkennen ließ, antwortete ich:

„Ich nehme keines meiner Worte zurück. Ich wiederhole es, — Graf Heinrich von Otterheim ist ein Betrüger, ein Heuchler, ein unehrenhafter Mann. So möge denn Gott zwischen uns richten!"

Bei meiner Antwort atmete Matthäus erleichtert auf, wie ein schnaufender Stier, Luzian aber wandte sich ab und trat zu Heinrich.

Wir warfen die Mäntel ab und zogen die Degen; unsre Freunde zogen indes auf der bereiften Erde einen Kreis, aus dem wir nicht heraustreten durften.

Ich blickte in Heinrichs Antlitz; es war männlich und gespannt, als käme nun aus seinen englischen Zügen das menschliche Gesicht zum Vorschein, und ich stellte mir vor, daß er in jenen Stunden, da er als Niam Renatens Liebkosungen erwiderte, so hätte aussehen müssen. Wir machten nun die übliche Verbeugung, und ich bemerkte, wie biegsam seine Knabengestalt war, wie sorglos alle seine Bewegungen waren, schön wie bei einer antiken Statue, und ich erinnerte mich der entzückten Worte mit denen mir Renata von ihm gesprochen hatte. Kaum aber hatten sich unsre Klingen gekreuzt, kaum klirrte Stahl an Stahl, als das Herz des Kriegers in mir erwachte und lebendig wurde: im Nu hatte ich alles vergessen, ich dachte nur an den Kampf und mein ganzes Leben konzentrierte sich in den geringen Abstand zwischen mir und meinem Gegner, in die kurzen Augenblicke, die unser Zweikampf währen konnte. Alle flüchtigen, augenblicklichen Einzelheiten des Kampfes, — die Gewalt der Streiche, die Geschwindigkeit der Deckung, die biegsame Härte des feindlichen Stahles, — dies alles wurde plötzlich zu einem Ereignis, das so viel Sinnvolles in sich schloß, als wären es Erlebnisse eines ganzen Jahres. Ich wußte, daß ich meinen Eid, den ich Renata geschworen hatte, nicht brechen würde, denn sie hatte mich mit fast übernatürlichen Kräften in Fesseln geschlagen, ich hoffte aber es zu Stande zu bringen dem Grafen Heinrich, ohne ihn zu berühren, die Klinge aus der Hand zu schlagen, und so das Ende des Zweikampfes in einer für mich ehrenvollen Weise zu er-

zwingen. Allein sehr bald konnte ich mich davon überzeugen, wie grundlos ich an der Fechtkunst meines Gegners gezweifelt hatte, denn meine Klinge traf, auf einen festen, geschickten, flinken Degen. Mit der Leichtigkeit eines Meisters begegnete Heinrich allen meinen Finten; sehr bald ging er zum Angriff über und zwang mich zu der größten Aufmerksamkeit, um seine gefährlichen Ausfälle zu parieren. Als wäre ich dadurch behindert, daß ich keinen Stoß nach ihm führen wollte, parierte ich nur mit Mühe die Schläge meines Gegners, und die Spitze seiner Klinge war jeden Augenblick gegen mich gerichtet, bald von vorn, von unten, von der Seite. Mit der Hoffnung auf ein glückliches Ende des Kampfes, verlor ich auch meine Selbstbeherrschung: die Finger waren erstarrt von der Winterkälte, der Degen gehorchte meinen Arm nicht mehr; ich glaubte vor mir einen Kreis schwirrender, flammender Degen zu sehen und mitten darin das gleichsam feurige Antlitz Heinrich-Madiels. Schon wollte mir scheinen, daß die Augen Heinrichs aus großer Höhe auf mich herabstrahlen, daß unser Kampf in freien überirdischen Gefilden vor sich geht, daß nicht ich es bin, der sich vor den Stichen des Gegners zu schützen sucht, sondern der Erzengel Michael bedrängt aus seiner Sternenhöhe den dunklen Geist Luzifer, er treibt ihn in die Finsternis der Unterwelt...

Und plötzlich, bei einer falschen Parade, schleuderte Graf Heinrich meinen Degen kraftvoll zur Seite, und ich sah die feindliche Klinge dicht über meiner Brust funkeln. Gleich darauf fühlte ich einen stumpfen Schlag

und Stoß, wie das immer bei einer Verwundung mit kalten Waffen zu sein pflegt; der Degen entfiel meiner Hand, eine rote Wolke breitete sich vor meine Augen, — und ich stürzte zu Boden.

DAS NEUNTE KAPITEL

Unsere Lebensführung im Dezember, und wie wir das Heilige Christfest begingen.

Wie ich später erfuhr, eilten mir, der ich bewußtlos auf der kalten Erde hingestreckt lag, nicht nur Matthäus, sondern auch mein Gegner und dessen Freund zu Hilfe. Graf Heinrich war in heller Verzweiflung; er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er die Forderung angenommen hatte und sagte, er würde keine Ruhe im Leben finden, wenn ich stürbe. Alle drei legten mir einen Verband an, fertigten dann eine Art Tragbahre und beschlossen mich so in die Stadt zu tragen, denn sie fürchteten, das Schaukeln auf den Pferden bei den schlechten Wegen könnte mir weh tun. Ich aber wußte fast nichts von allem, was um mich her vorging und war ganz versenkt in eine dumpfe, fast selige Gefühllosigkeit, die nur zuweilen von quälenden, stechenden Schmerzen unterbrochen wurde; dann öffnete ich wohl die Augen, dachte aber — ich weiß nicht warum — da ich den blauen Himmel über mir sah, daß ich in einem Kahn läge, beruhigte mich dabei, und wieder versank ich mit Herz und Sinn in die Träumereien.

Ich weiß nichts mehr davon, wie man mich nachhause brachte, wie mir Renata begegnete, doch erzählte mir später Matthäus, daß sie unter den gegebenen Umständen tapfer und umsichtig blieb. Die nächstfolgenden Tage blieb ich bewußtlos, wie das gewöhnlich bei starkem Blutverlust und Wundfieber zu sein pflegt;

ich wüßte nicht einmal etwas von meinen Fieberphantasieen zu erzählen, denn Worte, die doch für Dinge der Vernunft erschaffen wurden, können Wahngebilde nicht zum Ausdruck bringen. Ich weiß nur, daß merkwürdigerweise Erinnerungen an Renata in meinen Phantasien überhaupt keine Rolle spielten: wie mit einem Schwamm Kreidestriche von der Tafel gelöscht werden, so waren meinem Gedächtnis die qualvollen Ereignisse der letzten Zeit völlig entschwunden, und ich glaubte wieder dasselbe zu sein, wie in den Jahren meines Aufenthaltes im Neuen Hispanien. Wenn ich in den kurzen Augenblicken einer Erleuchtung, Renatens besorgtes Antlitz vor mir sah, so glaubte ich, es wäre Angelika, jenes getaufte Indianermädchen mit dem ich etliche Zeit in Tschempoalla zusammengelebt hatte, und von dem ich mich zu meinem Bedauern wegen ihres unehrenhaften Verhaltens trennen mußte. Darum stieß ich auch in meinen Phantasieen Renatens Hände stets unwillig zur Seite und antwortete zornig auf ihre besorgten Fragen: „Warum bist du hier? Geh fort! Ich will nicht, daß du bei mir bleibst!" — Und Renata ertrug dieses rohe Verhalten des Kranken ohne zu murren.

Der Zweikampf mit Heinrich hatte am Mittwoch stattgefunden, und erst am Sonnabend zur Stunde der Vesper, kam ich zum erstenmal so weit zum Bewußtsein, daß ich das Zimmer erkannte, das mir den Horizont verschloß, und die Tage, durch die mich mein Leben führte, und endlich auch Renata in ihrem rosa Mieder mit den weißen und dunklen Aufschlägen, in jenem

selben Kleide, in dem ich sie am ersten Tage unsrer Bekanntschaft gesehen hatte. Aufmerksam betrachtete sie mein Gesicht, erriet dann plötzlich an meinen Augen, daß ich bei Bewußtsein war und stürzte sich auf mich in übergroßer Freude und Hoffnung, und rief:
„Ruprecht! Ruprecht! Du hast mich erkannt!"
Mein Bewußtsein war noch sehr getrübt, gleichsam eine neblige Ferne in der Masten wie Türme aussehen, doch erfaßte ich, daß ich mich mit Graf Heinrich geschlagen hatte und fühlte deutlich, als ich tief aufatmen wollte, einen heftigen Schmerz in der Brust. Es kam mir in den Sinn, daß ich an der Wunde sterben würde, und daß das Aufleuchten des Bewußtseins ein letztes Flackern vor dem herannahenden Tode wäre. Und — wie sonderbar ist doch des Menschen Seele, daß der Verbrecher auf dem Richtplatz noch mit dem Henker zu scherzen vermag — ich bemühte mich zu Renata solche Worte zu sprechen, die mir bei dieser Gelegenheit am schönsten zu sein schienen, obgleich sie mir gar nicht von Herzen kamen:
„Siehst du, Renata, ich sterbe nun, damit dein Heinrich leben kann..."
Weinend fiel Renata auf die Kniee nieder vor meinem Bette, preßte meine Hand an ihre Lippen und sprach nicht, sondern schrie vielmehr wie durch eine Wand:
„Ruprecht, ich liebe dich! Weißt du denn nicht, daß ich dich liebe! Schon lange liebe! Nur dich! Ich will nicht, daß du stirbst ohne das zu wissen!"
Dieses Geständnis Renatens war der letzte Lichtstrahl, der in mein Bewußtsein drang, dann wurde es wieder

Nacht um mich, und wieder tanzten rote Teufel, gleichsam ein flackernder Wiederschein eines unsichtbaren Feuers, um mich her; sie verwickelten sich in ihre langen Schwänze und fuchtelten mit ihren breiten Ärmeln. Ich hörte aber, wie sie während ihres wunderlichen Tanzes Renatens Worte aufnahmen, und sie sangen, und schrieen, und heulten über mir: „Ich liebe dich, Ruprecht! Schon lange liebe ich dich! Nur dich!" und durch das Labyrinth meiner Phantasieen, über steile Stiegen und jäh abfallende Senkungen trug ich diese kostbaren Worte, deren Last mir Schultern und Brust zusammenpreßte: „Ich liebe dich, Ruprecht!" Zum zweiten Male erwachte ich am Sonntag zur Zeit des Vesperläutens und diesmal fühlte ich, trotz meiner Schwachheit und trotz der schmerzenden Wunde, daß irgendeine Grenze überschritten war, daß in mir Leben und ich im Leben war. Renata war in der Nähe, und ich machte ihr mit den Augen ein Zeichen, daß ich sie erkannte, mich ihrer Worte von gestern erinnerte, daß ich ihr dankbar, daß ich glücklich bin, und sie verstand mich, kniete nieder auf dem Boden, und senkte ihren Kopf über mich, wie man in der Kirche den Kopf senkt um zu beten. Das Bewußtsein, gleichsam vom Tode erstanden zu sein, Renatens zärtliche Wimpern auf meiner Hand zu fühlen, das stille, dämmernde Licht, das nur leise durch die Fenster klingende Glockenläuten machten diesen Augenblick unsagbar und überirdisch, als hätte sich absichtlich in ihm das für einen Menschen herrlichste und teuerste zusammengefunden.

Mit diesem Tage begann meine Genesung. Ans Bett gebunden, kaum im Stande mich zu rühren, sah ich voller Staunen, wie geschickt und sorgfältig Renata das ganze Hauswesen verwaltete, wie sie immer um mich herum war, Luise veranlaßte ihren Befehle nachzukommen und den Besuchern nicht gestattete mir zur Last zu fallen. Viel häufiger wohl, als zu erwarten stand, klopften Besucher an unsre Tür, denn Matthäus pflegte regelmäßig an jedem Tage zu kommen, — er war ein wenig beschämt über meinen Mißerfolg, hatte sich aber seine gesunde Laune und seinen gutmütigen Humor natürlich nicht rauben lassen, ferner erschien Luzian Stein fast ebenso häufig und zog hartnäckig Erkundigungen ein über den Verlauf meiner Krankheit, um dem Grafen Heinrich Bericht zu erstatten. Endlich erschien, ebenfalls täglich der Arzt, den Matthäus gerufen hatte; er trug einen schwarzen Mantel und einen runden Hut, war ein Pedant und ein Tölpel, dem ich mein Leben jedenfalls am wenigsten zu verdanken habe.

Da ich in der Medizin einigermaßen bewandert war und im neuen Hispanien so manche Wunde gesehen hatte, ordnete ich sogleich an, wie ich nur wieder im Stande war vernünftig zu denken, daß alle widerlich zusammengesetzten Fettsalben dieses Äskulapjüngers zum Hause hinausgeworfen wurden und gestatte hinfort nur, zu Renatens größter Besorgnis und zu des schwarzen Doktors Ärger, daß man meine Wunde mit warmem Wasser behandelte. Da ich nämlich begriff, daß es sich um Leben oder Tod handelte, bot ich

meine ganze Willenskraft auf, um meinen Entschluß in einen für Drohungen oder Bitten gleich undurchdringlichen Panzer zu kleiden, und später deutete ich Tag für Tag mit dem Stolze des Arztes und des Patienten auf die Merkmale der fortschreitenden Genesung.

Wenn wir aber mit Renata allein blieben, so vergaßen wird die Krankheit, denn sie wollte mir immer wiederholen, daß sie mich liebt, und es war so süß dieses Geständnis zu hören, davon mein Herz so stark schlug, daß mich die Wunde schmerzte. Zum hundertsten, zum tausendsten Male fragte ich Renata: „So liebst du mich wirklich? Warum hast du es mir nicht früher gesagt?" Und sie antwortete zum hundertsten und zum tausendsten Male:

„Schon längst liebte ich dich, Ruprecht. Wie konntest du das nicht bemerken? So oft flüsterte ich dir leise zu: ich liebe dich. Du verstandst nicht und fragtest, was ich sagte, und ich antwortete: ach, nichts. Ich hatte meine Freude an dir, an deinem strengen, harten Gesicht, an deinen zusammengezogenen Brauen, dem entschlossenen Gang, doch wenn du meinen verliebten Blick bemerktest, so begann ich zu dir von Heinrich zu sprechen. Wie oft bin ich nicht in der Nacht, wenn du allein schliefst, auf den Zehenspitzen in dein Zimmer geschlichen und habe deine Hände, deine Brust, deine Füße geküßt, zitternd, du könntest erwachen! Wenn du nicht zu Hause warst, bin ich oft in dein Zimmer gegangen, habe deine Sachen geküßt, die Kissen auf denen du geschlafen hattest. Und durfte ich es dir

denn sagen, daß ich dich liebte, nach allem was ich dir über meine Liebe zu Heinrich erzählt hatte? Ich glaubte, du würdest mich verachten, du würdest meine Liebe für nichts achten, wenn ich sie wie einen Ball von einen zum andern werfe. Aber bin ich denn schuld, daß Du mich besiegt hast mit deiner zarten Rücksicht, deiner Ergebenheit, besiegt durch die Gewalt deiner unbeugsamen, starken Liebe, die wie ein Wasserfall im Gebirge ist?"

Ich fragte Renata:

„Allein du schicktest mich fast in den gewissen Tod. Du hast es mir verboten, Heinrich zu berühren und verlangtest, ich sollte meine Brust seiner Klinge bieten! Um Haaresbreite hätte er mir seinen Degen ins Herz gerannt."

Renata antwortete:

„Dies sollte die letzte Prüfung sein, das Gottesgericht. Erinnerst du dich, ich betete, als du zum Zweikampf gingst. Ich fragte Gott, ob Er wolle, daß ich dich liebe. War es Gottes Wille, so konnte Er dein Leben behüten, auch vor der Klinge des Feindes. Und dann wollte ich zum letzten Mal deine Liebe auf die Probe stellen, — würde sie es wagen, Aug in Auge dem Tode entgegenzusehn. Wärest du gefallen, — wisse, ich wäre noch am selben Tage ins Kloster gegangen, denn hinfort hätte ich nur in deiner Nähe leben können!"

Ich weiß nicht, was von Renatens Worten wahr war; ich muß zugeben, daß sie alles vielleicht nicht so erzählte, wie es sich wirklich verhielt, sondern wie ihr die Vergangenheit in der Gegenwart erschien;

allein damals kam es mir gar nicht in den Sinn, ihre Worte zu werten, denn kaum hatte ich genügend Kraft, sie in mich zu saugen, — wie eine halbverdorrte Blume die Feuchtigkeit des Regens. Ich war einem Bettler zu vergleichen, der Jahr um Jahr geduldig am Kirchentor um dürftige Almosen bittet und plötzlich zeigt man ihm alle Schätze des Krösus von Lydien und erlaubt ihm, Gold, Saphire, Diamanten haufenweis zu nehmen. Ich, der ich mit starrem Gesicht Renatens herbste Entgegnungen anhören konnte, war nicht stark genug, ihre Zärtlichkeit zu ertragen und oft kam es vor, daß nicht ihre, sondern meine Wangen von Tränen feucht wurden.

Unser Zusammensein wurde zu einer süßen Qual dadurch, daß meine Wunde es uns tagelang unmöglich machte, uns unsrer Leidenschaft in vollem Maße hinzugeben. In der ersten Zeit reichten meine Kräfte kaum hin, den Kopf zu heben, um meine Lippen mit Renatens Lippen, wie mit einer feurigen Kohle, zu vereinen, und von solchen Versuchen entkräftet, sank ich atemlos in die Kissen zurück. Später, als ich schon aufrecht im Bett sitzen konnte, wußte Renata mit zärtlicher Beharrlichkeit meine unsinnige Leidenschaftlichkeit zurückzuweisen, denn ich wollte sie umarmen, fest an mich pressen, sie küssen, liebkosen und mit ihr alle Erschütterungen des Liebesglückes durchkosten. Und wirklich, bei dem ersten Versuche, mich der brausenden Lust anzuvertrauen, versagten die Kräfte, Blut sickerte durch den Verband, vor den Augen drehten sich einförmige Kreise, in den Ohren sauste es, meine

Hände sanken schlaff herab, und Renata verzieh mir lächelnd, legte mich nieder wie ein Kind und flüsterte: „Genug! Lieber, Lieber! Das ganze Leben liegt noch vor uns! Das ganze Leben liegt noch vor uns!"

Zu Ende der ersten Dezemberwoche war ich endlich so weit hergestellt, daß ich notdürftig durch die Zimmer schleichen konnte; ich saß wohl auch im großen Sessel und blätterte mit meinen abgemagerten Händen in den Büchern über Magie, die wir ganz bei Seite gelegt hatten. Mit der fortschreitenden Genesung glitt auch unsre Lebensführung in ihr früheres Bett, denn nach und nach blieben die Besucher aus, — Luzian Stein, der keinen Grund mehr hatte, sich nach etwas zu erkundigen, der schwarze Arzt, dem ich selber die Tür gewiesen hatte, endlich auch der treue Matthäus, der sich mit Renata nicht recht vertragen konnte. Wieder begann sich um uns die leere Stille zu breiten, aber wie verschieden schien sie mir von jener zu sein, in die wir uns früher versenkt hatten! Man konnte glauben, ein neuer Himmel, neue Sterne wären über mir, und alle Gegenstände ringsum hätten sich wie durch Zauber verwandelt, so unähnlich war alles der Vergangenheit, was ich innerhalb der nämlichen Wände durchlebte, die mich früher wie ein nicht abzuschüttelnder Alp beengten.

Und heute, wenn ich an diesen Dezember zurückdenke, den wir mit Renata wie zwei Jungvermählte verlebten, möchte ich meinem Schöpfer auf den Knien danken — wenn alles das mit seinem Willen geschah — für die Augenblicke, die ich durchkosten durfte. Da-

mals aber beschäftigte und erregte mich nur der eine Gedanke: daß mein Leben seinen Höhepunkt erreicht hatte, dem ein neuer Sturz in die Tiefe folgen mußte, daß ich wie Phaëton als Lenker des Sonnenwagens dem Zenit entgegenraste, die Rosse des Vaters nicht zu bändigen vermochte und schmachvoll den steilen Abhang hinab zur Erde stürzen mußte. In fieberhafter Hast war ich bemüht, mit meinem ganzen Wesen in mich die Seligkeit dieser Höhe zu saugen, und in Verzückung sagte ich zu Renata, das beste für mich wäre jetzt zu sterben, um glücklich und als Sieger diese Welt zu verlassen, in der meiner, zweifellos und nicht zum ersten Mal, die tragischen Masken der Qual und der Niederlage warteten.

Renata aber antwortete auf solche Reden:

„Wie wenig vermagst du dich in das Glück zu finden! Glaub mir, Lieber, wir sind erst am Tor, wir sind nicht einmal in den Vorhof gelangt! Ich führte dich durch die unterirdischen Gänge der Qualen, nun aber geleite ich dich in den Palast der Seligkeit. Bleibe nur an meiner Seite und behalte mich lieb, — so werden wir beide immer höher und höher steigen! Ich habe dich so eingeschüchtert, ich will aber daß du das alles vergißt, will für jeden Augenblick des Schmerzes mit Tagen lautersten Glückes zahlen, denn Du hast mich mit deiner Liebe für mein verzweifeltes zerstörtes Leben entlohnt."

Wenn Renata so sprach, so sah sie aus, als hätte sie ihr Leben lang nur vom Glück gelebt, wie die Paradiesvögel von der Luft.

Und ähnlich wie Renata keine Grenzen in den Äußerungen ihrer Verzweiflung kannte, so waren ihr auch alle Grenzen fremd, wenn sie ihre Liebe zum Ausdruck bringen wollte. Ich war durchaus kein Neuling mehr im Befahren des Ozeans der Wollust auf jener Galeere, die unter der Flagge der Göttin Venus segelt, hier aber sah ich zum ersten Mal die unersättliche Gier nach Lust, der alle Liebkosungen zu gering erschienen, alle Umarmungen zu wenig eng waren, deren Maß alle Freuden der Liebe nicht zu erfüllen vermochten. Als wollte Renata die Härte, mit der sie meiner Liebe früher begegnet war, wieder gut machen, suchte sie jetzt sich in der Lust zu erniedrigen, zu unterwerfen. Ich mußte mich nicht wenig sträuben, daß sie meine Füße nicht küßte, wie einst Magdalena dem Heiland, und mußte sie fast mit Gewalt davon zurückhalten, Dinge zu tun, die ich nicht einmal in der Andeutung diesen Blättern anzuvertrauen wagen würde.

An die zwei Wochen währte unser Honigmond, eine Zeit, während der ich wieder fast völlig zu Kräften kam und damit auch zu der mir eignen nüchternen Weise die Dinge zu betrachten, was ich an mir mehr als alle andern Fähigkeiten schätze. Damit schwand auch jene Gespanntheit aller Gefühle, die durch das Unbestimmte meines Verhältnisses zu Renata bedingt war, durch das ständige Suchen nach etwas Unbekanntem, durch die immerwährende Erwartung irgend eines Ereignisses, und ich hatte das Gefühl, als wäre nun in meinem Herzen der lange straff gespannte Bo-

gen erschlafft und als hätte der Pfeil gerade ins Ziel getroffen. Es versteht sich, daß ich selbst in den ersten Tagen unsrer unerwarteten Vereinigung, die Renata in einem zur Wirklichkeit gewordenen Traum zweier Sinnloser zu wandeln bemüht war, den Kopf nicht völlig verlor, und durch die ganze Raserei unsrer gegenseitigen Schwüre, Liebesgeständnisse und Liebkosungen, die sich in endloser Kette aneinander gliederten, die rauhe Wirklichkeit hindurchschimmern sah, wie den Tag durch dichtes Liangengestrüpp und keine Stunde vergaß, daß wir nur Pilgrimme auf diesem Zaubereiland waren. Als aber mein ganzes Wesen endlich gesättigt war von den ungewohnten und schier vergessenen Freuden, als der schwarze feurige Alp jener Monate der Qual verschwunden war im rosigen Nebel der Gegenwart, — da war es mir gar nicht anders möglich, als gesund und vernünftig auch unsre Zukunft zu überdenken.

Vor allem bewog mich zu dieser Erkenntnis der Umstand, daß von dem jenseits des Ozeans erworbenen Gelde nur mehr die Hälfte übrig geblieben war, und auch diese schmolz zusehends. Zweitens war ich, unabhängig von der Notwendigkeit mich nach einem Verdienst umzusehen, des monatelangen Müssigganges überdrüssig, und oft träumte ich von Mühe und Arbeit, wie von den edelsten Freuden. Endlich aber war ich nie von der Überzeugung abgewichen, zu der denkende Leute in der Reifezeit ihres Lebens stets gelangen, daß man mit Vergnügungen allein das Leben nicht zu erschöpfen vermag, wie auch das Meer nicht

mit Bechern eines frohlichen Gelages zu erschöpfen ist. Es ist wahr, um sich an die Arbeit zu machen, muß man sein Schicksal entgültig regeln, allein ich hatte es wohl behalten, wie Renata mir versprochen hatte, mein Weib zu werden, als sie noch ihre Liebe hinter der Maske abwehrender Rauheit verbarg, und ich konnte nicht daran zweifeln, daß sie ihre Zustimmung auch jetzt geben würde, nachdem sie ihr Gesicht nicht mehr zu verbergen brauchte.

Ich wartete eine passende Stunde ab und sagte zu Renata:

„Meine Teure, meinen Erzählungen mußt du entnommen haben, daß wir nicht in der Lage sind, dieses sorglose Leben immer weiter zu führen; es ist unbedingt erforderlich, daß ich mich an irgend eine Arbeit mache. Einem gebe ich bei weitem den Vorzug und schon lange habe ich daran gedacht, nämlich unter den Wilden Handel zu treiben im Neuen Hispanien. Heute nun, Renata, nachdem du mir tausend Beweise dafür gegeben hast, daß du mich liebst, wiederhole ich dir meine Bitte, die ich früher kaum auszusprechen wagte: sei mein Weib, — denn ich will, daß meine Freundin ohne Scheu allen Frauen ins Auge sehen kann. Wenn du dein „Ja" wiederholst, so wollen wir uns gleich auf den Weg machen nach Losheim, in meine Heimat, und ich bin fest überzeugt, daß meine Eltern uns ihren Segen nicht verweigern werden, — sonst aber kommen wir auch ohne ihn aus, habe ich mir doch schon längst mit eigner Kraft meinen Weg durch das Gestrüpp des Lebens gehauen. Als Nann und

Weib wollen wir alsdann in die Neue Welt segeln, um jene Jahre des Lichtes und der Seligkeit, die du prophezeit, dort zur Wirklichkeit werden zu lassen."
Zu meinem Erstaunen machte dieser Vorschlag den ich auch heute noch für natürlich und vernünftig halten muß, den denkbar ungünstigsten Eindruck auf Renata, denn plötzlich breitete sich über ihr Gesicht gleichsam der Schatten eines vorüberfliegenden Fittiches. Es sei hier bemerkt, daß dieser Schatten stets ihr Antlitz verdüsterte, wenn ich von meinen Eltern und von meiner Heimat sprach; sie selber hatte mir nie, — nicht einmal in den Augenblicken der begrenzten Nähe zweier in Leidenschaft Vereinigter, von ihrem Vater, von ihrer Mutter, von ihrer Heimat erzählt. Nun aber runzelte sie die Brauen und antwortete so:
„Lieber Ruprecht, ich versprach dir dein Weib zu werden, wenn du Heinrich töteſt. Dies ist nicht geschehn, vielleicht durch meine Schuld, jedenfalls aber bin ich des Schwures ledig. Wollen wir damit warten. über die Zukunft zu sprechen. Ist es dir wirklich nicht möglich das Glück ohne alle Nebengedanken zu greifen, es zu fassen wie einen Kelch voll Weines, und ihn bis auf den Grund zu leeren? Wenn es nötig sein wird, daß wir uns ums tägliche Leben kümmern, so werden wir uns darum kümmern, und glaube mir, du wirst an mir eine tapfre Gefährtin finden. Jetzt aber gebe ich dir meine ganze Liebe und bitte dich nur um eines: mögen deine Arme stark genug sein, um sie voll zu umfassen!"
Nach dieser unerwarteten und nicht gerechtfertigten

Entgegnung schmiegte sich Renata zärtlich an mich und bemühte sich mich in die Gärten der Liebe zu locken; damit aber konnte sie meine Bedenken natürlich nicht zerstreuen, und, es mag merkwürdig scheinen, aber dieses Gespräch war es, das den Gang der Ereignisse zerbrach, und jener Tag muß als der letzte Tag unsres Honigmondes verzeichnet werden. Den Mißerfolg meines Vorschlages konnte ich nur irgendwelchen geheimen Gründen zuschreiben, und mein leidenschaftliches Gefühl zu Renata erkaltete zusehends; auf dem Grunde meiner Seele aber häufte sich eine unbestimmbare Unzufriedenheit, Tropfen auf Tropfen gleichsam eine neue Säule in einer Höhle von Stalaktiten. Im Zusammenhang damit huschten durch unser Leben allerhand unerwartete Mißverständnisse, die albern und unser ganz unwürdig waren gleichsam Mäuse aus dem Hute eines Gauklers.

So nahten die Tage des heiligen Christfestes, die Renata, entsprechend der Launenhaftigkeit ihrer Entschlüsse, festlich und unter Menschen zu verbringen gedachte. Plötzlich trug sie Verlangen nach neuen Bekanntschaften, nach Schauspielen und Gesängen, und ich war starr vor Staunen wenn ich, mich der Aufmerksamkeit erinnernd, die sie seinerzeit den lateinischen Texten zugewandt hatte, nun sehen mußte, mit welch kindlicher Einfalt sie an den mannigfachsten Vergnügungen auf den Gassen Gefallen fand.

Vor allem taten wir natürlich bei allen Gottesdiensten mit. In der Weihnacht erfreuten wir uns in der Kirche der heiligen Cäcilie an der Darstellung der

Krippe und der Anbetung der Dreikönige, die mich so lebhaft an die Tage meiner Kindheit erinnerte; auch versäumten wir nicht, dem Gottesdienste am Tage Johannes des Evangelisten, am Tage der vierzigtausend Säuglinge und am Tage der Beschneidung des Herrn beizuwohnen; an sämtlichen kirchlichen Prozessionen beteiligten wir uns. Ferner gefiel sich Renata darin, in unsern Zimmern die Kinder zu empfangen, die mit aus Stäbchen gefertigen Krippen umherzogen, um den heiligen Christ zu feiern; sie hörte ihre Lieder an, sprach mit ihnen und gab ihnen Süssigkeiten zu essen. Ferner führte sie mich durch alle Jahrmarktsbuden, die am Ufer und auf dem Markt errichtet waren, in denen allerhand Wunderdinge zur Schau gestellt wurden, und lachte nur, wenn ich sie an ihre eignen Worte über den unausstehlichen Strassenpöpel erinnerte. Stundenlang weilten wir unter betrunkenen, rohen Bauern, beobachteten die Pandorenspieler und Dudelsackpfeifer, die Akrobaten, die Kopf standen, die Kunststückmacher die sich lebendige Schlangen aus den Nasenlöchern zogen, die Degenschlucker, die Leute die Fontänen ihrem Munde entsteigen ließen, bärtige Weiber, Ichneumons, Nashörner, Drommedare und all die Wunderdinge, durch die das fahrende Volk dem Bürger seinen sauer verdienten Groschen aus der Tasche zu ziehen weiß.

Endlich erschienen plötzlich und mir ganz unerwartet zwei Frauenzimmer in unsrem Hause, die allem Anschein nach einer bürgerlichen Familie entstammten, von Renata Katharina und Margarethe genannt

wurden und mir als unsre, ihr längst bekannten Nachbarinnen vorgestellt wurden. Die Frauenzimmer schienen mir stumpf und gleichgiltig zu sein, und ich konnte durchaus nicht begreifen, was sie bei uns zu suchen hatten, nachdem wir doch so froh darüber gewesen waren, endlich wieder unsre Einsamkeit gefunden zu haben. Nachdem ich mit den beiden Besucherinnen eine ungewöhnlich langweilige Stunde über die Vorzüge der Patres der verschiednen Gemeinden verplaudert hatte, konnte ich mich nicht enthalten, Renata später wegen dieser Freundschaft bittre Vorwürfe zu machen, und das diente zum Vorwand für unsern ersten Streit. Renata antwortete ungewöhnlich heftig, daß ich nicht von ihr verlangen könnte, daß sie mit keinem Menschen auf der Welt verkehren solle und fragte mich, ob ich die unglaubliche Absicht hätte, sie zwischen vier Wände zu sperren, als ich sie aufforderte, mich in die neue Welt zu begleiten. Ich fürchtete mich nicht, Renaten die ganze Grundlosigkeit ihrer Reden nachzuweisen, sie wollte aber nichts hören, überschüttete mich mit Vorwürfen und drohte mir, sofort das Haus zu verlassen, als wäre es ein Kerker.

Zwar — nachdem wir manch hartes Wort, gleichsam Degenstiche, gewechselt hatten, sahen wir beide schon nach wenigen Augenblicken die Torheit unsres Zankes ein und eilten das Feuer der Zwietracht im stürmischen Winde neuer Schwüre und Versicherungen zu ersticken, es auszulöschen in feuchten Küssen und Liebkosungen, — allein unter der Asche glimmten die

Kohlen fort. Zwei Tage nach dieser Begebenheit erklärte mir Renata plötzlich, daß sie die Absicht hätte, am Nachmittag unsre Nachbarin aufzusuchen, und daß man mich dort ebenfalls erwartete. Unwillig antwortete ich, daß ich diese alberne Bekanntschaft nicht pflegen wolle; als aber Renata — des ungeachtet — sich schöne Kleider antat und von Hause ging, ging ich, gewissermaßen aus Rache, zu Matthäus, den ich schon längst aufsuchen wollte, — und dies war das erste Mal nach meiner Krankheit, daß jedes von uns seiner Wege ging.

Mürrisch, doch gutmütig begrüßte mich Matthäus, während Agnes, die nach allem zu urteilen über mein Zusammenleben mit Renata unterrichtet war, mir mißtrauisch und schüchtern begegnete. Ich bemühte mich die Eisdecke, die sich über meine Freundschaft mit Agnes gebreitet hatte, zu zerschlagen, und unterhielt sie lange mit meinen Erzählungen aus dem Neuen Hispanien, die sichtlich auf alle, die zum erstenmal davon hörten, großen Eindruck machte, und berichtete aufs neue von den Maientempeln, von den Riesenkakteen, von der gefährlichen Jagd auf Bären und Panther. Wir schieden wieder als Freunde, und als ich nachhause zurückkehrte und von Renata die hinterlistigen Worte hörte, ein junger Kaufmannssohn wäre ihr im Nachbarhause mit besondrer Aufmerksamkeit entgegengekommen, beeilte ich mich auch meinerseits von Agnes zu berichten, die mich im Hause des Matthäus lebhaft gefesselt hätte. Dieser neue Zweikampf, in dessen Verlauf ein jeder bemüht war die Eifersucht

des Gegners zu treffen, endete zu meinen Gunsten, denn Renata, die anfangs so tat, als mache sie sich nichts aus meinem Geständnis, ging bald zu kläglichen Vorwürfen über, mußte dann sogar weinen, und ich konnte sie erst damit beruhigen, daß ich ihr schwor, ich verspürte zu Agnes keinerlei Neigung, während sie bekennen mußte, der Kaufmannssohn habe nur in ihrer Einbildung gelebt.

Des ungeachtet erklärte mir Renata nach einigen Tagen, daß sie irgend einer Einladung der Nachbarin folgen müsse, was ich mit einer Wiederholung meines Besuches bei Matthäus beantwortete. Da sich ähnliche Tourniere wiederholten, kam es dazu, daß ich tatsächlich in kürzester Zeit ein eifriger Besucher des Wißmannschen Hauses wurde und, während Matthäus hinter seinen gelehrten Büchern blieb, verbrachte ich lange Stunden mit Agnes. Dieses stille, bescheidne Geschöpf gefiel mir, — ein Mädchen, mit dem man über alles auf der Welt reden konnte, denn alles war ihr gleich neu und an alles glaubte sie mit der Zutraulichkeit eines Kindes. In ihrem Köpfchen waren Großmuttermärchen und Schulweisheit, mit der sie ihr Bruder verdarb, sonderbar gemischt, und das führte sie zu den komischsten und sonderbarsten Vorstellungen und Ansichten, an denen ich — wie Kinder am Spielzeug — meine Freude hatte. Ganz ernstlich fragte sie mich, ob es wahr wäre, daß auf dem Antlitz des Menschen mit lateinischen Lettern Homo Dei geschrieben stünde, wobei die beiden Augen die Buchstaben O bezeichneten, die Nase das M und so weiter; daß

Jesus Christus grade über dem Mittelpunkte der Erde gekreuzigt worden wäre, denn Jerusalem wäre das Zentrum der Welt, wie das Herz das Zentrum des Körpers; — daß es auf der Erde just so viele Pflanzenarten gebe als Sterne am Himmel, denn die Pflanzenarten entstünden durch das Einwirken der Sterne auf die vereinigten Elemente; — daß die Allerheiligste Jungfrau den Smaragd zu ihrem Stein gemacht hätte, und daß er zersplitterte, wenn in seiner Gegenwart gegen die Liebe gesündigt würde, — und vieles andre der Art.

Übrigens muß ich hier auf das bestimmteste erklären, daß in meinen Beziehungen zu Agnes nichts derart war, das auf keimende Liebe hätte schließen lassen dürfen, obgleich mir natürlich die Nähe dieses holden, jungen Mädchens süß war, und gewissermaßen die Leidenschaftlichkeit und Erfahrenheit Renatens ergänzte. Doch ebenso muß ich bekennen, daß ich tatsächlich in jenen Tagen im Grunde meines Herzens nicht jene bedingungslose Ergebenheit an Renaten spürte, wie sie mich früher ohne Schwert und Panzer ihren Händen auslieferte, auch nicht jene trunken machende Leidenschaft, die mich in den Tagen unsres Naheseins nach meiner Krankheit in ihre Rosenketten schlug. Es folgte das natürliche Sinken der Gefühlswoge, die durch Monate hindurch nur gestiegen war, die ihren Kamm während unsres Honigmondes zur letztmöglich erreichbaren Höhe gehoben hatte und kraftlos in Gischt zerstob. Meine Leidenschaft, die mich im Laufe zweier Wochen wie in eine Flut von

Glückseligkeit getaucht hatte, brandete nun gewissermaßen am Gestade meiner Seele, legte ihren Grund bloß und ließ auf dem Sande Seesterne, Muscheln, Tang zurück.
Wenn auch nicht mit Bestimmtheit, so ahnte ich doch, daß die Stunde einer neuen Flut kommen würde, und darum fuhr ich fort, Renaten die Worte von meiner Liebe zu wiederholen, ihr zu schwören, daß ich ihr wie immer treu wäre. Mehr als einmal wiederholte ich auch meine Bitte, sie möchte ihre Einwilligung zur Heirat geben und Köln mit mir verlassen; zu viel hätten wir in dieser Stadt durchlebt, und es müßte uns schwer fallen, hier ein neues Leben zu beginnen. Renatens scharfem Blick konnte indeß die Wandlung, die in mir vorgegangen war, nicht entgehen. Voller Bitterkeit fragte sie mich, ob ich darum erkaltete, weil sie mir ihre Liebe gestanden, mir ihre leidenschaftliche Hingabe bewiesen hätte. Und auf meine Bitte antwortete sie, daß sie mich zu sehr liebte, um es übers Herz zu bringen, das Antlitz, das sie gewohnt wäre in Qualen um sie, in Glück durch sie zu sehen, nun gleichgültig und gelangweilt vor sich zu haben.
In dieser Zeit der sinkenden Liebe sahen wir einander oft tagelang nicht, stürzten dann wieder einander in die Arme in Augenblicken des entflammten Begehrens und sanken dann in Abgründe von Zorn und Feindseligkeit. Wenn wir Streit hatten, verfiel Renata geradezu in Raserei, oder sie machte mir Vorwürfe, an die ich lieber gar nicht denken mag, oder sie drohte, sie würde mir den Hals durchschneiden, oder sie würde

Agnes auf der Straße auflauern und sie töten; dann wieder zerging sie fast in Tränen, warf sich auf den Boden und gab sich einer Verzweiflung hin, wie sie sie seinerzeit um den Grafen Heinrich erlitten hatte. Wenn wir uns aber versöhnten, so erstanden aufs neue alle Entzückungen glücklicher Liebenden; wir waren wie Antonius und Kleopatra in ihrem Ägypten, wie Tristan und die wunderschöne Isolde in ihrer Höhle, und der eben erst verwundene Streit schien uns ein lächerliches Mißverständnis, ein Machwerk jener Hausgeister zu sein, die Renata die „Kleinen" zu nennen pflegte.

Unzweifelhaft ermüdete mich der ständige Wechsel von Glück und Trübsal mehr als die früheren Qualen verschmähter Liebe, und meine Sehnsucht nach einem friedlichen, arbeitsamen Leben wuchs heran, wie ein allmählich aufrückender Sturm. Aber es hatte noch lange Zeit bis zu den ersten Blitzen, denn trotz allem beherrschte Renata meine Seele ganz, die immer wieder nach kurzer Trennung zu ihr zurückverlangte, nach ihren Küssen, nach ihrem Blick lechzte, wie die Wurzel unter der Erde nach Feuchtigkeit. Allein irgend etwas in Renatens Wesen verhinderte ein langsames Vorwärtsschreiten der Ereignisse, und durch eine neue, innerliche Wendung auf einen neuen Pfad von Gedanken und Gefühlen geleitet, warf sie unser ganzes Leben plötzlich in einen neuen Kurs.

DAS ZEHNTE KAPITEL

Wie mich Renata verließ.

Eines Abends, als ich wie gewöhnlich bei der lieben Agnes gewesen war, ereignete es sich, daß ich erst spät heimkehrte, so daß ich mir den Durchgang bei der Nachtwache mit kleinen Trinkgeldern erkämpfen mußte. Wie ich an unser Haus kam, unterschied ich in der Dämmerung, daß jemand wie eine Katze auf der Schwelle saß, und bald konnte ich mich davon überzeugen, daß es Luise war. Sie warf sich mir entgegen und erzählte in einfältigem Entsetzen, etwas Unerwartetes und Fürchterliches hätte die Herrin Renata heute betroffen, und sie — Luise — fürchtete, eine unreine Macht könnte die Hand im Spiele haben. Der ausführlichen Schilderung konnte ich bald entnehmen, daß Renata wieder einen Anfall von Besessenheit gehabt hatte, wie ich ihn damals miterlebte, als der Geist sich ihres Körpers bemächtigte, sie hart quälte und peinigte. Gleich fiel es mir ein, daß Renata in den letzten Tagen besonders traurig und unruhig gewesen war, was ich aber in unwürdiger, leichtsinniger Gleichgültigkeit kaum beachtet hatte.

In jenem Augenblick hatte ich das Gefühl, ins Herz gestochen worden zu sein, und der Quell meiner Liebe zu Renata sprudelte als starker, voller Strahl in meiner Seele. Ich eilte hinauf und stellte mir bereits in allen Einzelheiten vor, wie ich Renaten um Verzeihung bitten würde, wie ich ihre Hände küssen wollte, ihre süßen Worte zur Antwort hören würde. Renata

lag von dem Anfall wie immer bis zur völligen Erschöpfung entkräftet zu Bett; ihr vom Scheine einer Kerze schwach beleuchtetes Antlitz war wie eine weiße Maske von Wachs. Als sie mich erblickte, lächelte sie nicht, freute sich nicht, tat keine Bewegung, die ihre Erregung verraten hätte.

Ich kniete nieder am Bett und sagte:

„Renata, vergib mir! Ich habe mich die Zeit über unwürdig benommen. Es ist meine unverzeihliche Schuld, daß ich dich allein gelassen habe. Ich weiß selber nicht, wie und warum ich das tat. Es soll aber nie wieder vorkommen, ich schwöre es dir!"

Renata unterbrach mich und sagte leise, doch deutlich und entschieden:

„Ruprecht, ich habe jetzt zu sprechen, und du sollst hören. Heute ist mir etwas so Großes begegnet, daß ich es noch nicht mit meinem Verstande zu fassen vermag. Heute ist mein Leben in zwei Teile gebrochen, und alles was mir künftig bevorsteht, wird dem Vergangenen nicht gleich sehen."

Nach diesem feierlichen Exordium wandte mir Renata ihr bleiches, ernstes Antlitz zu und erzählte folgendes:

In der letzten Woche hätte ich sie besonders wenig beachtet; unter der Einsamkeit hätte sie sehr gelitten; sie hätte tagelang geweint und ihre Tränen vor mir verborgen. Wenn der Mensch aber bekümmert ist, so ist er wehrlos gegen die Überfälle feindlicher Dämonen, und ihr alter Feind, der sie bereits im Schlosse des Grafen Heinrich verfolgt hatte, habe Macht über

sie gewommen, wäre in sie gefahren, habe sie gefoltert und zu Boden geworfen. Wie sie aber so hingestreckt lag, kaum im Stande, etwas zu verstehen, wäre plötzlich vor ihren Augen ein heller Schein aufgeleuchtet und aus ihm wäre die Gestalt des feurigen Engels getreten, den sie seit den Tagen ihrer Kindheit nicht gesehen hätte. Sogleich hätte Renata ihren Nadiel erkannt, denn er war der nämliche geblieben, der er früher war: sein Antlitz strahlte, seine Augen waren blau wie der Himmel, sein Haar wie lauter Goldfäden, und er trug ein Gewand, als wäre es aus lauter Flammen gewebt. Unnennbares Entzücken war über Renaten gekommen, ähnlich dem der Apostel auf dem Berge Tabor zur Stunde der Verklärung des Herrn; doch blieb das Antlitz Nadiels streng und er sagte:

„Renata! An jenem Tage, da du den Lüsten des Fleisches erlagst, mich durch Betrug und Hinterlist zur Fleischeslust verleiten wolltest, — habe ich dich verlassen und immer, wenn du später glaubtest, mich zu erblicken, so war ich es doch nicht. Auch jener Graf Heinrich, in dem du dir einbildetest die Verkörperung meines Wesens zu erkennen, war dir von niemand Andrem als vom Versucher gesandt, um deine Seele endgültig vom rechten Wege zu führen und zu vernichten. In den Gefilden der Seligen, vor dem Angesicht des Allmächtigen, dort wo die Engel ihre Wohnungen haben, habe ich bittre Tränen um dich geweint, als ich dich also verdorben sah und den bösen Triumph deiner und unsrer Feinde gewahrte. Mehr denn einmal ließ ich meine Gebete zum Höch-

sten wie Weihrauch emporsteigen; ich flehte zu ihm, Er möge mir gestatten, meine Hand auf deine Schulter zu legen, dich vom Abgrund zurückzureißen, aber jedesmal hieß mich eine Stimme stille halten: „Sie muß auch diese Stufe überschreiten." Nun ist es mir endlich vergönnt dir die ganze Wahrheit zu enthüllen; so erfahre denn, daß deine Sünden schwer wiegen auf der Wage der Gerechtigkeit, daß deine Seele schon halb erstickt ist in den Flammen der Hölle. Es steht dir nunmehr nicht an, dich nach der Krone der heiligen Amalie von Lothringen zu sehnen, ringe vielmehr nach der Märtyrerkrone, die mit Blut den Wust der Sünden abwäscht. Geliebte Schwester! entsetze dich, tue Buße, bete unermüdlich zu Gott, und aufs neue wird es mir dann vergönnt sein, dich zu behüten und zu stärken!"

So lange Madiel sprach, leuchteten seine Worte wie lebhafte Bilder vor Renaten. Sie schaute in die Gärten des Paradieses, in denen die Engel dem Schöpfer lobsingen und wie Vögel umherschwirren, wobei sie im Fluge die mystischen Buchstaben D, J, L bildeten; oder sie sah die Stufen einer Leiter, die ihren irdischen Wandel darstellte, auf der sie emporklomm, umringt von Schlangen, Basilisken, Drachen und andern Ungeheuern; endlich sah sie sich selber, wie sie bis zum Gürtel in höllischem Flammen versank, sah ringsum triumphierende Teufel tanzen. Als aber Madiel seine zornige Rede beschloß, kam sie in einen Zustand letzter Verzweiflung und ihr wollte scheinen, daß ihr der Odem des Lebens entschwand. Als Ma-

diel seine Freundin in diesem fürchterlichen Zustand erblickte, änderte er plötzlich sein Verhalten; sein Angesicht wurde hold und mild, und er wurde ganz wieder der freundliche, ältere Bruder, wie er es in den Tagen ihrer Kinderspiele gewesen war; er näherte sich ihr, beugte sich über die Halbtote und küßte sie auf die Lippen, und süße, nicht weh tuende Flammen umwehten sie. Mit einem Freudenschrei wollte ihn Renata umarmen, aber ihre ausgebreiteten Arme umfaßten nur die alte Luise, die der Lärm ihres Falles und ihr jämmerliches Stöhnen herbeigelockt hatten.
Dies erzählte mir Renata; und wie immer nach ihren Geständnissen blieb ich völlig im Unklaren darüber, was den Tatsachen entsprach, was ein Wahngebilde ihrer Träume war, was sie sich, mit ihrem verhängnisvollen Hang zur Lüge bloß erdacht hatte. Damals aber war ich nur darum bemüht, die Kranke zu beruhigen, sie zu überreden an das Geschehene nicht weiter zu denken; und sie mit dem Versprechen auf freundlichere Tage, in denen ich alle Stunden und Augenblicke ihr allein widmen würde, zu trösten. Renata aber schüttelte zu allem was ich sagte nur den Kopf, oder lächelte mitleidig, wie eine Mutter über ihr Kind lächelt, das sie in ihrem Kummer mit seinen Spielsachen zu trösten versucht. Von meinen zärtlichen Worten eingewiegt fiel sie übrigens bald in einen tiefen Schlaf, wie ein erschöpfter, zerquälter Mensch, und ich schlief neben ihr ein, wie in jenen Tagen, da wir noch nicht so nahe zueinander waren.
Allein — in jener selben Nacht mußte ich mich da-

von überzeugen, daß es nicht Leichtsinn gewesen war, wenn Renata sagte, ihr Leben wäre in zwei Hälften gebrochen: mit dem frühesten Morgengrauen weckte sie mich und ihr Gesicht war sonderbar feierlich, als sie mich bat, ihr beim Aufstehen behilflich zu sein und sie zur Frühmesse zu begleiten. Ich gehorchte ihr, mich dem strengen Ton ihrer Stimme und der Stille der frühen Morgenstunde unterwerfend; Renata kleidete sich rasch an und drang in mich, sie hinzuführen, obwohl sie so schwach war, daß sie kaum bis zur Hl. Cäcilienkirche zu gehen vermochte. Dort sank sie auf dem Analogion in die Kniee und betete unermüdlich, inmitten der grellen Farben, der Vergoldung des Gotteshauses, und weinte zum Herzbrechen bis zum Schluß des Gottesdienstes, als wäre sie die verworfenste Sünderin, die um Vergebung ihrer Sünden ringt. Wie ich ihren Eifer sah, fing ich an zu begreifen, daß es sich bei Renaten nicht um eine vorübergehende Wallung handelte, daß vielmehr eine völlige Wandlung in ihr vorgegangen war, die ihr Denken, Fühlen und Wollen für lange Zeit umgestalten mußte, als wäre ihr ganzes Wesen nach einem neuen Plane umgebaut worden.

Und tatsächlich begann für Renata und für mich mit diesem Tage ein völlig neues Leben, und zuzeiten wollte mir scheinen, daß — wenn man auch alle bisherigen Erscheinungsmöglichkeiten Renatens zu vereinheitlichen vermochte, — ihr neues Wesen, das sie jetzt zur Schau trug, einer ganz andren Frau angehörte. Nicht allein, daß Renata gegen früher völlig

anders die Dinge beurteilte und ihre Lebensführung völlig umgestaltete, — ich kannte nicht einmal ihre Art zu sprechen, ihre Art zu handeln, ihre Art mit den Leuten umzugehen, wiedererkennen, ja — selbst ihre Stimme war eine andre, ihr Gang war anders, vielleicht sogar ihr Gesicht. Dann aber erinnerte ich mich dessen, was mir Renata über ihre Kindheit erzählt hatte, wie sie ganze Nächte im Gebet zugebracht hatte, nackt in die Winterkälte hinausgegangen war, wie sie sich gegeißelt und ihre Brust mit Dornen zerfleischt hatte; und ich erinnerte mich der Worte, die sie damals auf der Bark, als wir nach Köln fuhren, mir zugerufen hatte: „Wir alle, alle müßten uns vor uns selber entsetzen, und, wie der Hirsch vor dem Jäger, den Klosterzellen zueilen!" — und ich verstand, daß das alles schon längst zu Renata gehört hatte, daß es nur verborgen gewesen war, wie der Leib von den Kleidern umhüllt wird.

Um diese letzte Zeit meines Zusammenseins mit Renaten — wenn auch nur in den allgemeinsten Andeutungen — zu schildern, muß ich vor allem erwähnen, daß sie sich der Buße ebenso leidenschaftlich hingab, wie früher dem Kummer, dann der Lust. Gleich an einem der ersten Tage nach der ihr gewordenen Erscheinung wollte sie zur Beichte gehen; ich warnte sie, so viel ich konnte, vor diesem gefährlichen Schritt, — sie aber führte ihre Absicht tatsächlich aus und ging in unsre Sprengelkirche. Ich weiß nicht, ob Renata unserem Pater alle ihre Sünden aufrichtig gebeichtet hat, deren kleinerer Teil, — einmal der Öffentlichkeit

preisgegeben — genügt hätte, sie auf den Scheiterhaufen zu bringen, jedenfalls kam sie verweint und getröstet nach Hause und berichtete mir von der Buße, die ihr auferlegt worden war. Von jenem Tage an verging kein Morgen, an dem sie nicht zur Messe ging, bei jedem Geläute der Kirchenglocken betete sie; allabendlich betete sie bis zur Erschöpfung vor ihrem Betpult; sie hielt alle den Gläubigen vorgeschriebenen Fasten ein, am Mittwoch, am Freitag und am Samstag, und zuweilen sprang sie mitten in der Nacht auf, rang die Hände, schluchzte und erflehte Vergebung der Sünden. Da ihr die auferlegten Strafen nicht genügten, dürstete sie danach, ihre gottwohlgefälligen Handlungen zu vermehren, um ihre Reue recht deutlich zu beweisen, vielleicht aber auch, um sich schneller Vergebung zu erwirken. Mehr als einmal mußte ich sie daon zurückhalten, wenn sie mit dem Kopf wie eine Rasende gegen die Steinfließen schlug, mehr als einmal mußte ich sie vom Boden heben, wenn sie vor Ermüdung beim Beten ohnmächtig wurde, und einmal entwand ich ihren Händen sogar einen Dolch, mit dem sie sich ein blutiges Kreuz in die Brust geritzt hatte. In solchen Augenblicken war Renatens Gesicht stets glücklich und kindlich, und hold wußte sie zu bitten:

„Ruprecht, laß mich, mir ist so wohl, so wohl!"

In den ersten Tagen ihrer Reue war Renata gleichmäßig zärtlich zu mir, wie es die Schwestern zu den Brüdern in den Brigittenklöstern sind; sie gab mir keine harten Antworten, sie fügte sich mir in kleinen

Dingen, bestand dagegen in allen wichtigen Angelegenheiten fest auf ihrem Willen. Natürlich hatte sich Renata von allen Versuchungen der Fleischeslust freigemacht, sie gestattete nicht einmal, daß ich sie berührte, und redete von der irdischen Liebe wie ein beliebiger Scholastiker. Beharrlich suchte sie mich zu überreden, mich an ihren Bußübungen zu beteiligen; sie bat mich darum auf den Knien, mit Tränen in den Augen wie eine gute Schwester, sie suchte es mit Drohungen von mir zu erzwingen, wie ein Prediger, — doch konnten diese Rufe in meiner Seele, in die Jakob Wimpfeling seinen Samen gesät hatte, keinen Widerhall finden. Mein Leben lang bewahrte ich mir in der Tiefe meines Herzens einen lebendigen Glauben an den Schöpfer, den Allerhalter der Welt, an Seine Gnade, an den Opfertod Christi des Erlösers, — allein nie konnte ich mich damit einverstanden erklären, daß die wahrhafte Religion äußerer Erscheinungsformen bedürfe. Wenn Gott der Herr die Menschen über die Erde herrschen ließ, auf der man seine Schuldigkeit nur in Kampf und Arbeit verrichten kann, auf der nur leidenschaftliche Gefühle wahrhafte Freude gewähren, — so kann er in seiner Gerechtigkeit nicht fordern, daß wir uns von Arbeit, Kampf und Lust lossagen. Außerdem zeigt das Beispiel der Mönche, dieser wahrhaften Wölfe in Schafskleidern, dieser schon längst von den Pfeilen der Satire durchlöcherten großen Zielscheibe des Spottes, — zur Genüge, wie wenig ein müssiges Schmarotzerleben zur Heiligkeit anleitet, wenn es auch auf den

Stufen des Altares und unter täglichen Messen vor sich geht.
Übrigens belebte die Herzlichkeit und Innigkeit, mit der Renata ihre Sünden bereute, so sehr meine Gefühle zu ihr, daß ich eine ganze Woche lang, vielleicht sogar zehn Tage, mir den Anschein gab, als empfände ich ebenso wie sie, denn ich wollte immer um sie herum sein und jeden Augenblick ihre Gegenwart spüren. Zusammen mit ihr besuchte ich die Kirchen; wieder lehnte ich an der Säule und beobachtete sie, wie sie über ihrem Gebetbuch gebeugt saß; wieder hörte ich das gleichmäßige Singen der Orgel und bildete mir hoffnungslos ein, die mexikanischen Wälder rauschten um uns. Ich widersprach Renaten auch dann nicht, wenn sie mich zu gemeinsamem Beten aufforderte, wenn sie mich zärtlich an ihrer Seite niederknien hieß und mich liebevoll bat, ich möchte die Worte der Psalmen und Gesänge ihr nachsprechen. Ich ordnete mich ihrem Willen auch dann unter, wenn sie über alles, was sie im Leben getan hatte, Reue empfand, wenn sie niederkniete vor mir, stundenlang schluchzte, sich selber und ihre Handlungen verfluchte, mir von ihrer schmachvollen Vergangenheit erzählte; dabei wollte mir scheinen, daß es ihr eine besondre Lust war, sich der schwärzesten Vergehen, die sie nie begangen hatte, anzuklagen, und die schamlosesten Dinge sich zur Last zu legen. In ihren Erzählungen schilderte sie ihr Zusammenleben mit dem Grafen Heinrich als Ausgeburt alles Lasterhaften, denn sie versicherte jetzt, daß die geheime Gesellschaft, deren Großmeister Graf Heinrich zu wer-

den trachtete, eine Gesellschaft niedrigster Magier gewesen wäre, die die schwarze Messe zelebrierten und Hexentränke brauten. Nach Renatens Worten wären ihr damals die Wege zum Hexensabbath und die Geheimnisse der Magie gewiesen worden, und sie hätte sich nur verstellt, als sie vorgab, sie zusammen mit mir erlernen zu wollen. Aber auch über unser Zusammenleben erzählte Renata — ebenso erregt — Dinge, an die ich nimmermehr zu glauben vermochte, und die die Ereignisse, die ich selber erlebt hatte, wie in einem Vexierspiegel entstellten. So glaubte Renata mir versichern zu müssen, daß sie vor ihrer Begegnung mit mir keinen anderen Wunsch gekannt hätte, als ins Kloster zu gehen. Dann aber hätte ihr eine Stimme, es war natürlich die Stimme des bösen Feindes, zugeflüstert, die Dämonen würden ihr Heinrich ausliefern, wenn sie zum Gegendienst dabei behilflich sein würde, eine andre Seele in ihre Netze zu verstricken. Unser ganzes Leben hatte hiernach nur darin bestanden, daß Renata unter ständiger Anwendung von Lüge und Heuchelei, bemüht gewesen war, mich zu Todsünden zu verführen, und bei diesem Vorhaben schreckte sie vor keinem betrügerischen Mittel zurück. Wenn ich Renaten hätte glauben wollen, so hätte ich zugeben müssen, daß sie selber die Rolle der klopfenden Geister auf sich genommen hatte, um mich zur Dämonomantik zu verleiten, daß meine Erlebnisse auf dem Sabbath mir von ihr zugeflüstert worden waren, daß Hans Weier recht gehabt hatte, wenn er behauptete, Renata selber hätte die Ampel bei unsrem magischen Experiment zerschlagen, und ähnliches mehr.

Unter andrem forderte Renata mit Entschiedenheit, daß die Abhandlungen über Magie, die immer noch auf dem Tisch in ihrem Zimmer lagen vernichtet oder fortgeworfen werden sollten, und was ich nicht einwenden mochte gegen diese unverdiente Strafe, die sie den Werken Agrippas von Nettesheim, Roger Bakons, Anselm von Parmesan's und anderer zugedacht hatte, — sie blieb unerbittlich. Einen Arm voll Bücher trug ich fort und versteckte sie in einem entfernten Winkel meines Zimmers, denn ich erachtete es für Kirchenraub, sich dem Papste gleichzusetzen, der die Werke des Titus Livius verbrennen ließ, und Hand an die Bücher zu legen, die doch das wertvollste Gut der Menschheit sind. An Stelle der verschwundenen Bände sah man aber bald auf Renatens Tisch neue, ebenso sorgfältig gebundene Bücher mit ebenso glänzenden Schließen, und vielleicht unterschieden sie sich auch dem Inhalt nach nicht mehr voneinander, als ein Apfel von einer Birne, handelten sie doch aufs eingehendste von Dämonen und Geistern. Da aber die Mehrzahl der neuen Werke, nach denen die verdurstete Seele Renatens Verlangen trug, ebenfalls lateinisch geschrieben waren, so mußte ich wieder Dolmetsch sein, und so wiederholten sich für mich auch die Stunden gemeinsamer Beschäftigung mit Renaten, als wir nun Seite an Seite, über die Folianten gebeugt, den Worten der Autoren nachspürten.

Die Bücher mußte natürlich wieder ich anschaffen, und so kam es, daß ich meine Besuche bei Jakob Glock wieder aufnahm und wieder in seinen reichen

Schächten schürfte; doch verbot es mir Renata auf das strengste, die Werke Martin Luthers und aller seiner Anhänger und Nachahmer anzuschaffen; ich hinwiederum hätte um keinen Preis Werke der „Dunkelmänner" auf unsrem Tisch geduldet, als zum Beispiel Werke irgend eines Pfefferkorn oder Hoochs-raten, so daß ich mich bei meiner Auswahl, nach Ausschluß der zeitgenössischen Literatur der beiden feindlichen Heereslager, auf die Theologen älterer Schule beschränken mußte, nämlich auf Traktate älterer und neuerer Scholastiker. Das erste, was uns übrigens in die Hände fiel, war das würdige und interessante Buch des Thomas a Kempis „von der Nachfolge Christi"; dem folgten aber sogleich „eine handliche Auslegung des Glaubens", „Enchiridion", auf denen vermerkt stand: eyn Handbüchlein eynem yetzlichen Christen fast nützlich bey sich zu haben", ferner die nach den Titeln zu schließen verlockenden, berühmten, ihren Ruhm jedoch nicht verdienenden Traktate, wie zum Beispiel: „Die Himmelsstraße" des Lanzkrannus oder „Vom Beten" des Leander von Sevilla, dann weiter — die Leben der Heiligen, als zum Beispiel das des Bernhard von Clairvaux, Norberts von Magdeburg, des Franziskus von Assisi, der Elisabeth von Thüringen, Katharinens von Siena und anderer, endlich aber die Werke zweier Sonnen auf diesem Gebiete, — zwei Folianten, deren einer schmäler, der andre aber außergewöhnlich umfangreich war, um derentwillen ich mit meinen Talern nicht geknausert hatte, in denen wir trotzdem nicht weit vorrückten: das „Itinerarium

mentis“ des seraphischen Doktors Johannes Bonaventura, das stellweise außerordentlich anziehend ist, und die „Summa Theologiae“ des universalen Doktors Thomas von Aquino, ein Buch voll von gänzlich toter, zu keinem Leben mehr zu erweckender Wissenschaft. Als wären es Rettungsanker, so blätterte Renata bald in dem einen, bald in dem andern Werk; sie trieb mich zur Eile beim Übersetzen hier einer Stelle über das Leben, dort der Auseinandersetzungen über einen theologischen Streit; sie geriet in Entzücken über die erzählten Wunder, zitterte vor den angedrohten Höllenqualen, und mit einer ihr durchaus nicht eigentümlichen Naivität glaubte sie an die albernen Erfindungen der scholastischen Doktoren.

All des Unsinns und der Ungeheuerlichkeiten, — die uns bei unsrem fleißigen Studium zu Gesichte kamen und die einer gründlicheren Betrachtung wohl wert wären, — will ich hier nicht Erwähnung tun, doch möchte ich hier einige Beispiele von jenen Erzählungen geben, die Renata besonders erschütterten und sie zu Tränen rührten. So laß Renata mit wahrem Grauen die Schilderung des Thomas von Aquino von der Hölle, die um vieles genauer sind, als jene des Dichters Dante Alighieri, die eine genaue Herzählung enthalten, wo die verschiedenen Sünder sich aufhalten und welchen Qualen sie unterworfen werden: die Verräter, die noch vor dem Erscheinen Christi starben, die Kinder, die vor der Taufe starben, die Diebe, die Mörder, die Ehebrecher, die Gotteslästerer. Mit entsprechender Rührung hörte Renata die Herzählung

der Schläge, die unser Heiland der Überlieferung nach erdulden mußte; es erwies sich, daß er 1667 Geißelhiebe, 800 Faustschläge, 110 Streiche ins Gesicht erhalten habe; gleichzeitig wurde berichtet, daß er auf dem Ölberge 62200 Tränen und 97307 Tropfen blutigen Schweißes vergoß, daß der Dornenkranz 303 Wunden in die heilige Stirn drückte, daß Er 900mal geseufzt hatte und so weiter. Auch die Erzählung, wie die Gottesmutter der Katharina von Siena erschien, rührte Renaten: sie hatte sie zum Sohne selber geführt und dieser übergab der Heiligen zum Zeichen des Verlöbnisses einen Ring mit Brillanten und vier Perlen; König David schlug dazu die Harfe; oder wie Christus Selber der Jutta von Thüringen erschienen war, ihr gestattete, die Lippen an das Mal in seiner Seite zu legen und von seinem heiligen Blute zu saugen. Mit dem gleichen Ernst horchte Renata auf die Berichte wie diesem, daß dem Grabe des heiligen Adalbert von Böhmen, als es vom Prager Bischof geöffnet wurde, ein Wohlgeruch von so seltsamer Kraft entströmte, daß alle Anwesenden drei Tage lang weder Hunger noch Durst litten, oder als wäre die Heiligkeit der Lebensführung in einem weiblichen Cisterzienserkloster in Frankreich so außerordentlich gewesen, daß unter Gottes Segen eine jede der Nonnen, ohne von einem Manne erkannt worden zu sein, je ein Mädchen geboren habe, das — damit kein Fremdes ins Kloster käme und es doch nicht ausstürbe — ihre Nachfolgerin werden sollte. Nun weiß ich nicht, ob der Glaube dem Verstande stets feind

ist, und ob es wahr ist, daß die Beschäftigung mit der Theologie das Gehirn erweiche, — wenn ich aber mich dessen erinnere, wie aufmerksam und vertrauensselig Renata diese Geschichten hinnahm, sie — die doch sonst zuzeiten logisch zu denken vermochte, so kann ich nur die Worte des heiligen Bernhard von Clairvaux wiederholen: „jegliche Sünde entstammt der Sünde des Unglaubens."

Was mich anlangt, so vergnügten mich die scholastischen Erfindungen — als etwas neues — nur in den ersten Tagen; da aber die theologischen Abhandlungen eine sehr schlimme Eigentümlichkeit haben: sie gleichen nämlich einander vollkommen, — so wurden mir bald die Stunden, in denen ich Renaten vorlesen mußte, zu einer unangenehmen Pflicht. Genau so erstarb auch mein Gefühl zu Renata, das sich so plötzlich unter dem Banne ihrer Gesichter ihr zugewandt hatte, als wäre es eine Kugel, der jemand einen plötzlichen Stoß gab, die aber trotzdem auf dem steinigen Wege nicht weit fortrollen kann. Und sehr bald schien mir die klösterliche Lebensführung, die Renata bei uns eingeführt hatte, mit Gebeten, Seufzern, Fasten und Kniebeugen, — nur eine unangebrachte Maskerade zu sein. Ich suchte es zu vermeiden, Renaten auf ihren Kirchgängen zu begleiten, unter verschiedenen Vorwänden ging ich aus, wenn die Stunde des Zusammenlesens gekommen war, die frommen Gespräche brach ich kurz ab, und wenn ich in der Nacht aus Renatens Zimmer erstickes Schluchzen hörte, so eilte ich nicht zu ihr. Dann aber kam ein Tag, an dem ich

den Wunsch nicht niederkämpfen konnte und mochte: zu Agnes zurückzukehren, wie in die frische Luft über blühenden Feldern, nach den roten und blauen Strahlen, wie sie sich in den bunten Kirchen, durch die gemalten Fenster einfallend, kreuzen.

Dieser Tag — und das konnte ich in der Tat nicht vorausſehen — war, wenn auch nicht bestimmend, so doch prophetisch für unser ganzes Schicksal. Renata war vom frühen Morgen an im Dom; bis Mittag wartete ich auf sie, dann aber, mir selber beinahe unerwartet, ging ich auf die Straße, ging, einigermaßen verlegen, zu dem mir wohlbekannten Wißmannschen Hause und klopfte schuldbewußt an die Tür. Mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfing mich Agnes und sagte:

„Ihr wart so lange nicht bei uns, Herr Ruprecht, — ich dachte schon etwas Schlimmes wäre Euch wieder zugestoßen. Mein Bruder hat mir verboten, Euch auszuhorchen; er sagt, Ihr könntet Gründe haben, die einer sittsamen Jungfrau zu wissen nicht geziemt, — ist das wahr?"

Ich sagte:

„Euer Bruder trieb seinen Scherz mit Euch. Es sind einfach unglückliche Tage über mein Leben hereingebrochen, und ich wollte Euch mit meinem traurigen Gesicht nicht betrüben. Heute wurde mir aber so schwer ums Herz, daß ich gekommen bin, nur um still zu schweigen und Eure Stimme zu hören."

Tatsächlich schwieg ich fast die ganze Zeit über, sie aber zwitscherte wie eine Schwalbe unter dem Dach,

nachdem sie sich wieder in mich gefunden hatte, und erzählte mir die kleinen Erlebnisse der jüngsten Tage: der Nachbarin Hündchen wäre gestorben, letzthin am Sonntag wäre zum Vespergottesdienst etwas Komisches passiert, von einem Festmahl der Professoren, das ihr Bruder kürzlich ausgerichtet hätte, von einer ungewöhnlichen Seide, die in drei Farben spielte und ihr aus Frankreich geschickt worden wäre und von vielen andren Dingen, worüber ich lächeln mußte. Agnes Rede plätscherte wie ein Bächlein im Walde; es fiel ihr leicht zu sprechen, denn alle Eindrücke, die ihr das Leben vermittelte, und alle Worte, die sie sprach, glitten durch sie, ohne an sie zu rühren; und es fiel mir leicht, ihr zuzuhören, denn man brauchte nicht zu denken, nicht aufzumerken, und ich konnte die Zügel meiner Seele, die ich so oft hatte straff anziehen müssen, aus den Händen gleiten lassen. Wie immer, ging ich auch diesmal erfrischt von Agnes fort, als hätte mich eine leichte Brise vom Meere her angeweht; ich war beruhigt, als hätte ich lange auf ein wogendes Kornfeld mit blauen Kornblumen darin geblickt.

Zu Hause traf ich Renata hinter den Büchern; sorgsam studierte sie in irgend einer Predigt Bertholds von Regensburg, die in einer schwierigen, veralteten Sprache abgefaßt war. Renatens strenges, gespanntes Antlitz, ihr ruhiger, kalter Blick, ihre bescheidne, gehaltene Stimme, — alles dies war der kindlichen Sorglosigkeit von Agnes so entgegengesetzt, daß ich das Gefühl hatte, jemand griffe mit eisernen Zangen

nach meinem Herzen. Und plötzlich überkam mich das unbezwingliche Verlangen nach der Renata von früher, nach der Renata, wie sie es erst kürzlich gewesen war, nach ihren brennenden Augen, nach ihren leidenschaftlichen Gebärden, nach ihren hingebenden Liebkosungen, nach ihren zärtlichen Worten, — und dieser Wunsch wurde so lebhaft in mir, daß ich bereit war, alles zu opfern, wenn ich ihn nur hätte befriedigen können. In jenem Augenblick hätte ich ohne zu zaudern mein ganzes künftiges Leben für diesen einen Augenblick der Lust dahingegeben, dies um so mehr, als ich an die Möglichkeit seiner Verwirklichung nicht glauben konnte.

Ich warf mich vor Renata nieder, ich kniete nieder vor ihr, wie in den Tagen einer schönen, längst vergangenen Zeit, ich küßte ihre Hände und ich sprach davon, wie maßlos ich sie liebte, wie mich diese Tage ihrer strengen Unnahbarkeit zu Tode marterten. Ich sagte, aus der Finsternis der Hölle wäre ich in das regenbogenfarbige Eden getreten, wie Adam aber hätte ich mich der Seligkeit nicht wert zu erweisen gewußt, — und jetzt stehe ich an den Toren des Paradieses, und ein Engel mit flammendem Schwerte verbietet mir die Rückkehr; auf der Stelle wäre ich bereit zu sterben, wenn es mir nur einmal noch vergönnt wäre, den Duft der Lilien Edens einzuatmen. Ich wußte wohl in jenem Augenblick, daß ich Unwahres sprach, daß ich vergangene Worte nur wiederholte, doch war diese Lüge der teure Preis, um den ich einen Liebesblick, eine liebkosende Berührung Re-

natens erkaufen wollte. Ich scheute auch vor andern, noch unwürdigeren Mitteln der Verführung nicht zurück; ich bemühte mich Renatens Bewußtsein zu trüben, bemühte mich wieder die Sinnlichkeit in ihr zu erregen, denn um jeden Preis wollte ich ihre Leidenschaft spüren.

Ich weiß es nicht ob die Kunst meiner Rede Oberhand über sie gewann, ob in mir so viel Feuer war, daß es sich auf Renatens Wesen übertragen mußte, daß es sie entflammen mußte, ob endlich die Gewalten der Leidenschaft, die man gewaltsam unter Steinen der Überlegung verschüttet hatte, sich ihr selber entrangen, — jedenfalls konnte an jenem Abend die Göttin der Liebe triumphieren und ihr beflügelter Sohn konnte wieder seine nächtliche Fackel auslöschen. Mit solchem Feuer warfen wir uns einander in die Arme, mit so holder Beharrlichkeit suchten wir Küsse und Umarmungen, als wäre dies unsre erste Vereinigung, und vom Glücke trunken, wollte mir scheinen, wir wären nicht in dem wohlbekannten Zimmer, sondern irgendwo in der Wüste, zwischen wilden Felsen, in einer Grotte und die Blitze des Himmels und die Nymphen des Waldes begrüßten unsern Bund, wie einstens den Aeneas und die Dido:

fulsere ignes et conscius aether
Connubiis, summoque ululârunt vertice Nymphae.

Und Renata verlor die strengen Züge einer Nonne, sie wiederholte mir zärtliche Worte, die mir holder waren, als alle Töne von Flöten und Violen:

„Ruprecht! Ruprecht! Ich will sonst nichts mehr, be-

halt mich nur lieb; keine Seligkeit will ich, kein Paradies; ich will, daß du bei mir bist, daß du mein bist, und ich — dein. Ich liebe dich, Ruprecht!"
Dann aber, als die aufwallende Leidenschaft geschwunden war, als — gleichsam aus nichts — wieder die Wände unsres Zimmers erstanden und die ganze Einrichtung, als wir die auf dem Tisch verstreut umherliegenden Bücher sahen und den Band Predigten Bertholds von Regensburg, der auf den Boden gefallen war, und uns beide, wie wir ermattet auf dem verwühlten Bette lagen, — da überkam Renaten die Verzweiflung. Sie sprang auf, stürzte zum Betpult, stürzte in die Knie, murmelte ein Gebet, erhob sich dann rasch wieder, blaß und zornig, und überschüttete mich mit Vorwürfen.
„Ruprecht! Ruprecht! Was hast du getan? Ich weiß es, du willst nur dies eine! Ich weiß, du willst nichts andres von mir, du suchst nichts andres in mir. Warum brauchst du m i c h denn? Geh in ein Freudenhaus, — für billiges Geld findest du da Frauen. Trage dich jedem beliebigen Mädchen an, so wirst du eine Frau haben, die dir gehorsam jede Nacht zu Willen sein wird. Es gefällt dir aber mich in Versuchung zu führen eben darum, weil ich meinen Leib und meine Seele Gott hingegeben habe."
Hierauf entgegnete ich:
„Renata erbarme dich und sei gerecht! Erinnere dich, daß ich monatelang an deiner Seite gelebt habe und nach deinen Liebkosungen nicht trachtete, denn ich wähnte dich mit einem andern versprochen und klagte

nie über deine Kälte. Wie kannst du aber verlangen, daß ich sie ruhig hinnehme, wenn ich doch weiß, daß du mich liebst, wenn ich das Nahesein deiner Liebe spüre? Ich glaube nicht, daß die Umarmung zweier Liebenden Gott dem Herrn nicht wohlgefällig ist, und erst wenige Augenblicke sind es her, als du sagtest, du wärest bereit, die Seligkeit des künftigen Lebens dafür hinzugeben."

Statt jeder Antwort begann Renata zu schluchzen, wie sie immer schluchzte ohne aufzuhören, ohne sich trösten zu lassen; und vergebens bemühte ich mich sie zu trösten und zu beruhigen, vergebens erflehte ich ihre Verzeihung; ich klagte mich selber an, ich versprach, nie würde sich etwas ähnliches wie heute wiederholen. Renata hörte nicht auf mich; wie über etwas unwiederbringlich Verlorenes weinte sie, wie nur ein Mädchen weinen kann, daß sich von einem unehrenhaften Verführer hat überlisten lassen, wie vielleicht die Urmutter Eva geweint haben mag, als sie die Heuchelei der Schlange begriff. Ich aber, als ich diese Tränen und diesen Kummer sah, schwor es mir hoch und heilig, daß ich nie wieder der Versuchung erliegen würde, daß ich besser daran täte, Renaten zu verlassen, als in ihren Augen als Mensch zu erscheinen, der nach rohen Fleischesgelüsten Verlangen trägt, denn nicht danach trachtete ich, sondern ich war verdurstet nach zärtlichen Worten, nach dem liebenden Blick ihrer Augen.

Allein, ungeachtet der Versprechungen, die ich Renaten und mir selber gab, war dieser Tag ein Muster-

beispiel für viele folgende, die, wenn auch aus andrem Ton geknetet, doch dieselben Formen aufwiesen, und so peinlich genau, daß Agnes jedesmal darin vorkam. Gewöhnlich pflegte sich alles so abzuspielen, daß ich im Lauf des Tages zu Agnes ging, auf ihre stillen Reden horchte, auf ihre flachsblonden Zöpfe schaute, und beruhigt im Herzen, wie ein stillgewordenes Meer, zu Renaten zurückkehrte, und es mir unterwegs in Erinnerung brachte, daß ich mir heute ganz in der Gewalt haben würde. Zu Hause begannen wir 'gewöhnlich eine erbauliche Betrachtung zu lesen, dann — um die Langeweile zu verscheuchen — bemühte ich mich, in die Erörterungen einzudringen, die Renaten so wissenswert erschienen, — allgemach aber verführte mich die Nähe ihres Körpers, als wäre er ein Liebestrichter, und fast ohne es selbst zu bemerken, berührte ich bald ihr Haar mit meinen Lippen, oder ich preßte meinen Arm dichter an den ihren. Wenn ich mich heute dieser Augenblicke erinnere, so muß ich glauben, daß nicht immer ich den ersten Anlaß gegeben habe, daß vielmehr auch Renata von den gleichen Gefühlen bewegt wurde; auch sie ließ sich gegen ihren Willen zur Leidenschaft verleiten, oder ich muß glauben, daß feindliche, unsichtbare Wesen diesen Drang bewirkten. Jedenfalls endete unser gemeinsames Lesen nach unsrem ersten Sündenfall ausnahmslos auf die nämliche Art: erst rasende Liebkosungen und gegenseitige Schwüre, dann Verzweiflung Renatens, sie weint, sie macht sich die herbsten Vorwürfe, und ich bereue zu spät. Die Zahl dieser

Beispiele, die einander glichen, wie Blätter an einem Baum, vermehrte sich mit jedem Tage für unsre Erinnerung um eins.
So drängte unser Leben, gleichsam immer enger werdende Kreise eines Wasserwirbels ziehend, endlich in einen ganz schmalen Kreis alles das, was es früher in breiter Fülle umfaßt hielt. Die zwei ersten Monate unsres Zusammenlebens waren wir einander fremd geblieben; dann, nach meinem Zweikampf mit dem Grafen Heinrich, kamen wir einander nah, wie nur zwei Menschen einander nah sein können. In der nun folgenden Periode, die bis zu jenem Tage andauerte, an dem Renata ihr Gesicht gehabt hatte, wechselte Nähe und Ferne im Verlaufe etlicher Tage, und wir brachten es bald dahin, daß wir in ein und derselben Woche die wütendsten Feinde und die hingebendsten Liebenden waren. Jetzt aber wiederholte sich der ganze Zyklus in der kurzen Spanne von vierundzwanzig Stunden. Wir brachten es fertig, vom Morgen bis zum Abend die ganze Stufenfolge zu durchlaufen, beginnend mit geschwisterlicher Nähe, durch freundschaftliches Zutrauen hindurch, bis zu flammender, sich selbst vergessender Liebe und dann bis zum Haß, der spitz war wie ein feingeschliffener Dolch. Tagtäglich wurden unsre Seelen — wie Klingen — bald weißglühend im Schmelzofen der Leidenschaft, dann versenkten sie sich wieder in eisige Kälte, — und es war leicht vorauszusehen, daß sie diese Übergänge nicht vertragen und endlich zerbrechen mußten.

Aufs tiefste empfand ich die Qual meines Zusammenlebens mit Renaten; wieder dachte ich heimlich daran, sie zu verlassen und in fremde Lande zu entfliehen, und zugleich war mir der Gedanke, sie und ihre Liebkosungen zu verlieren so schrecklich, daß ich einfach Furcht davor hatte, wieder einsam und verlassen in der Welt zu sein. Auch Renata kam immer öfter dazu, wenn wir Streit miteinander hatten, mir zu sagen, daß sie nicht länger mit mir zusammenleben wolle; der Teufel wäre in mich gefahren, um sie zu versuchen, und besser wäre es, sie stürbe vor Sehnsucht nach mir, als daß sie im Zusammenleben mit mir Todsünden beginge; nur ein Zufluchtsort wäre ihr geblieben — das Kloster. Damals legte ich diesen Worten keine besondre Bedeutung bei, aber auch mir erschien unser gemeinsames Leben wie ein Zimmer, aus dem es keinen Ausgang gab, dessen Türen wir selber vermauert hatten, und nun winden wir uns hoffnungslos darin und zerschlagen uns an den steinernen Mauern.

Die Katastrophe aber, die diese Mauern zu Staub schlug, die mich plötzlich in neue Abgründe stürzte, auf einen andern steinigen Boden warf, nahte dennoch so unbemerkt, als wäre es das Schicksal selber in einer Larve, das auf Zehenspitzen herangeschlichen war und uns beide hinterrücks packte.

An jenen Tag erinnere ich mich vielleicht deutlicher als an alle andern, und darum weiß ich genau, daß es der 14. Februar, ein Sonntag, der Tag des heiligen Valentin war. Die Güte von Agnes hatte mich

an diesem Tage besonders getröstet; auch Matthäus hatte an unserer Unterhaltung teilgenommen und zu dritt scherzten wir über die Sitten und Gebräuche, mit denen dieser Tag ausgezeichnet wird. Als ich heimkehrte, war ich freundlich und zu liebevoller Nachsicht gestimmt, und ich sprach zu mir selber: „Die Seele Renatens ist durch alles, was sie erleben mußte, verwundet. Man muß ihr stille Ruhe gewähren, wie einem Kranken die Arznei: Wer mag es wissen, nach etlichen Monaten eines ungetrübten, friedlichen Lebens, wird auch ihre Liebe und ihre Reue in ein gleichmäßiges Strombett hinübergleiten; — und dadurch wird uns jenes glückliche, arbeitsame Leben von Mann und Weib gewährleistet, das zu erhoffen ich schon aufgegeben habe."

Mit solchen gediegenen Vorsätzen trat ich in Renatens Zimmer und traf sie wie gewöhnlich über den Büchern, diesmal über einem lateinischen Folianten, dessen Sinn zu ergründen sie sich vergeblich bemühte. Der ihr dunkle Inhalt des Buches interessierte sie so sehr, daß sie mein Kommen überhörte, erschreckt zusammenfuhr und mich mit ihren klaren Augen erst dann anblickte, als ich sie leise auf die Schulter küßte.

Als hätte sie die harten Vorwürfe und Klagen von gestern völlig vergessen, sprach sie liebevoll zu mir: „Ruprecht, wie lange mußte ich heute auf dich warten! Hilf mir, — ich sehe dieses Buch ist sehr bedeutungsvoll, doch vermag ich es nur schlecht zu verstehen; ich finde hier Offenbarungen, die uns von vielem Bösen abhalten werden, wenn wir sie uns zu eigen machen."

Ich setzte mich neben Renata und sah, daß es sich um ein Buch handelte, das ich erst kürzlich bei Glock gefunden hatte, denn es war schon längst ausverkauft: ein wunderschöner Foliant, noch im vorigen Jahrhundert in der Stadt Lübeck gedruckt, betitelt: „Sanctae Brigittae Revelationes ex recensione cardinalis de Turrecremata." Das Buch war an jener Stelle geöffnet, wo die Wanderung der heiligen Brigitte von Schweden durchs Fegefeuer geschildert wird und die Qualen, die sie dort beobachtet hatte. Mit Widerwillen lasen wir von einer sündigen Seele, deren Haupt in so schwere Ketten geschlagen war, daß ihr die Augen aus den Höhlen quollen und bis zu den Knieen herab an ihren Wurzeln hingen, das Gehirn war geplatzt und quoll durch Nase und Ohren; weiter wurde von den Qualen einer andern Seele berichtet, deren Zunge man durch die geblähten Nüstern herausgerissen hatte und sie hing ihr bis an die Zähne herab; dann folgte die Beschreibung einiger Arten der unglaublichsten Foltern: Hautabziehen bei lebendigem Leibe, die listigsten Geißelungen, Brandmarkung mit Feuer, siedendem Öl, mit Nägeln und Sägen.

Ich kam nicht dazu in diesem Buche die Beschreibung der Qualen in der Hölle selber zu lesen; an der Beschreibung des Fegefeuers fesselte mich jedenfalls vor allem die Kraft der ungebundenen Phantasie, die übrigens unter der schlechten Kommentierung des Kardinals, der in der lateinischen Stilistik nicht ganz fest war, wesentlich litt. Dafür machten auf Renata die Offenbarungen der heiligen Brigitte einen er-

schütternden Eindruck; sie stieß das fürchterliche Buch von sich; zitternd am ganzen Leibe preßte sie sich an mich und hatte offenbar von den Qualen nach dem Tode eine so anschauliche Vorstellung, als wäre es ein Schauspiel, das sich ihren Blicken bot. In wirklichem Entsetzen, wie ein Kind etwa, das im dunklen Zimmer allein geblieben ist, rief sie endlich:
„Fürchterlich! Fürchterlich! Und das droht uns allen — dir und mir! Komm, wollen wir beten, Ruprecht, daß Gott uns so lange am Leben erhalte, bis wir alle unsere Sünden gebüßt haben!"
In diesem Augenblick erinnerte Renata, so naiv und bescheiden wie sie war, an ein kleines Dorfmädchen, dem ein durchreisender Mönch großen Schrecken eingejagt hat, um so desto sicheren Absatz für seine Indelgentien zu finden; und so war sie mir unsagbar teuer und lieb. Gerne folgte ich ihr zum kleinen Altar, der in ihrem Zimmer stand; wir knieten nieder und wiederholten die heiligen Worte: Placare Christe servulis ... Dieses gemeinsame Gebet, als wir so nebeneinander knieten wie zwei Statuen in der Kirche, und als unsre Stimmen ineinander klangen wie der Duft zweier Seite an Seite wachsender Blumen, — entschied unser Schicksal, denn wieder konnten wir unsrer Begierde nicht Herr werden, die plötzlich vom Grunde unsrer Seele auftauchte, wie eine Schlange auf den Pfiff des Beschwörers aus ihrem Korbe.
An diesem letzten Geschehnis mag ich Renaten die Schuld nicht beimessen, und wiederum kann ich alle Schuld nicht auf mich nehmen; möge uns denn Jener

richten, dem das Richten und Entscheiden gebührt, dessen Wage ein rechtes Gewicht wiegt und der ohne Ansehen der Person sein Urteil fällt. Wer aber von uns beiden die Schuld an diesem letzten Falle auch tragen mag — jedenfalls hatte die Betrübnis, die Renaten nach dem Verrauchen der Leidenschaft befiel, nicht ihresgleichen. Mit so zitterndem Entsetzen wich Renata von mir, als hätte ich sie heimlich, im Schlaf, sie vergewaltigend besessen, wie Tarquinius Lukrezius, und gleich die ersten Worte, die sie sprach, peitschten wie mit Geißeln mein Herz heftiger, als alle nachfolgenden Flüche. Diese beiden Worte, die so ganz voll waren von maßloser Trauer, lauteten:
„Ruprecht! Wieder!"
Ich faßte Renatens Hände, ich wollte sie küssen, und ich sagte hastig:
„Renata! Ich schwöre bei Gott, bei der Seligkeit meiner Seele, — ich weiß selber nicht wie das gekommen ist! Es kommt nur daher, daß ich dich zu sehr liebe, daher, daß ich zu allen Qualen Brigittens bereit bin, wenn ich nur deine Lippen küssen darf!"
Renata aber befreite ihre Hand; sie lief in die Mitte des Zimmers, wie um entfernter von mir zu sein und schrie außer sich:
„Du lügst! Du heuchelst! Wieder lügst du! Niederträchtiger! Gemeiner! Du bist der Satan! Der Teufel ist in dir! Herr Jesus Christus, bewahre mich vor diesem Menschen!
Ich wollte Renata umfassen, ich streckte die Arme nach ihr, ich wiederholte ganz unnütze Entschuldigungen

und fruchtlose Schwüre: sie aber wich von mir und schrie:
„Fort von mir! Ich hasse dich! Du bist mir unerträglich! Im Wahnsinn habe ich gesagt, daß ich dich liebe, im Wahnsinn und in der Verzweiflung, denn mir blieb nichts anderes übrig! Ich habe aber vor Widerwillen gezittert, wenn du mich umarmtest! Ich hasse dich, Verfluchter!„
Endlich sagte ich:
„Renata, warum gibst du mir allein die Schuld und dir nicht? Bist du nicht gleich schuldig, daß du meinen Lüsten erlagst, wie auch ich, als ich den deinen nachgab? Richtiger, ist Gott nicht schuldig die Menschen schwach erschaffen zu haben und ohne Kraft das Böse zu überwinden?"
Nun blieb Renata stehen, wie erschüttert von meinen Gotteslästerungen; wild blickte sie um sich, und als sie ein Messer auf dem Tisch erblickte, packte sie es, als wäre es eine Waffe der Befreiung:
„Hier, hier liest du! — rief sie mit heiserer Stimme. — Das ist das Mittel das uns Christus selber überantwortet hat, wenn wir vom Fleische versucht werden!"
So sprechend stieß sich Renata die Klinge in die Schulter; Blut bezeichnete die Stelle der Verwundung, und im Augenblick floß Blut aus dem Ärmel ihres Gewandes. Sogleich kam mir der Gedanke, dies wäre ein letztes Aufwallen, und ein Zusammenbruch aller Kräfte müßte ihm folgen; ich wollte Renata auffangen, weil ich glaubte sie würde fallen. Gegen alle Erwartung aber gab ihr die Wunde nur neue

Wildheit! mit verdoppelter Verachtung stieß sie mich von sich, warf sich zur Seite und schrie:
„Geh! Geh! ich will nicht, daß du mich anfaßt!"
Dann aber, ganz von Sinnen vielleicht aber vom bösem Geiste besessen, schleuderte sie das Messer, das sie noch in Händen hielt, so plötzlich auf mich, daß ich dem gefährlichen Wurf kaum auszuweichen vermochte. Sofort griff sie nach den schweren Büchern auf dem Tisch und warf damit nach mir, als wären es Kugeln aus der Balliste, und dann folgten alle kleineren Gegenstände, die im Zimmer zu finden waren. Ich schützte mich, so gut ich konnte gegen diesen Hagel; ich wollte sprechen, Renaten zur Vernunft bringen; aber jedes neue Wort von mir steigerte nur ihre Raserei, jede meiner Bewegungen erregte sie immer heftiger und heftiger. Ich sah ihr Antlitz, das so bleich war wie noch nie und entstellt von Zuckungen bis zur Unkenntlichkeit, ich sah ihre Augen, deren Pupillen ums doppelte sich erweitert hatten, — und ihre ganze Gestalt, ihr Körper, der vor Zittern flog, bewiesen mir, daß sie nicht Herr ihrer selbst war, daß irgend ein andrer Gewalt über ihren Körper und über ihren Willen hatte. Und diesem Augenblick, da ich Renaten wiederholt rufen hörte: „geh! geh!", — da ich sah in welche Raserei sie meine Gegenwart versetzte, da faßte ich einen vielleicht unvernünftigen Entschluß, und doch vermag ich auch heute nicht mir Vorwürfe deswegen zu machen: ich beschloß tatsächlich das Haus zu verlassen, denn ich dachte, Renata würde sich ohne mich schneller fassen und be-

ruhigen. Außerdem konnte ich nicht länger an mich halten unter diesen ständigen Beleidigungen, und obwohl ich es mit dem Verstande begriff, daß Renata nicht zur Verantwortung zu ziehen war, so mußte ich mich doch gewaltsam zusammennehmen, um ihr nicht auch meine Anklagen gegen sie zuzurufen.
So zog ich es denn vor mich umzudrehen und schnell das Zimmer zu verlassen; hinter mir her schallte Renatens lautes Gelächter, als freute sie sich des lange ersehnten Sieges. Ich sagte Luisen an, sie solle hinaufgehen, um die Befehle der Herrin entgegenzunehmen, — warf mir den Mantel um und schritt in die Frühlingsluft, in die Dämmerung des anbrechenden Abends; — so merkwürdig erschien mir die enge Straße, die hohen Häuser, dazu über allem der weiße Mond, nach dem Irrenhause in dem ich eben noch Geschrei, Zähneknirschen und Gelächter vernommen hatte. Ich schritt vorwärts, dachte an nichts, atmete nur aus voller Brust, sog mit meinen Augen die dunkle Bläue des Himmels in mich, und plötzlich gewahrte ich zu meinem Staunen, daß mich meine Füße vor die Tür des Wißmannschen Hauses getragen hatten. Natürlich trat ich nicht zum zweiten Mal ein, ging vielmehr auf die andre Seite der Gasse, blickte durchs Fenster, und mir wollte scheinen, als hätte ich Agnes zarte und liebe Silhuette erkannt. Schon dadurch allein, vielleicht aber auch durch den Spaziergang beruhigt, wandte ich meine Schritte und ging langsam heim.
Luisen traf ich in größter Verwirrung, Renatens

Zimmer war leer, auf dem Boden lagen ihre Sachen verstreut, einige Kleidungsstücke, Fetzen, Schnüre, — und alles deutete darauf hin, daß jemand sich eilig zum Aufbruch gerüstet hatte. Natürlich erriet ich sofort, was geschehen war, und großes Entsetzen erfaßte mich, wie einen unerfahrenen Magier, der heimlich einen Dämon beschworen hat zu erscheinen und den die furchtbare Erscheinung zu Boden wirft. Erregt fragte ich Luisen, sie konnte mir aber nicht viel sagen:

„Die Herrin Renata, — so murmelte sie, — sagte mir, Ihr hättet Euch von ihr verabschiedet, und sie würde für etliche Tage verreisen. Sie befahl mir, ihr beim Zusammenschnüren ihrer Sachen behilflich zu sein, verbot mir aber ihr zu folgen. Ich pflege Herrschaften nie etwas zu entgegnen und tue alles, was sie mir befehlen. Mich wunderte nur, daß der ganze Arm der Herrin in Blut war; nun, ich habe ihr die Wunde mit reiner Leinwand verbunden."

Es wäre nutzlos gewesen, mit der kindischen Alten zu rechten oder sie zu schelten, und ohne auf ihr Gefasel zu antworten, lief ich unbedeckten Hauptes auf die Straße hinaus. Mir schien, Renata könne noch nicht weit fort sein, ich hoffte sie einzuholen; ich wollte sie bitten, wollte flehen sie solle zurückkehren. Ich stieß gegen die wenigen Leute, die am Abend über die Straßen gingen, ich rannte an Mauern, und sinnlos durcheilte ich die Gassen, — und mein Herz klopfte, wie der Hammer eines Schmiedes, — bis ich das Klirren der Straßenketten hörte, und hie und da

in der Dunkelheit die Handlaternen blinken sah. Da erst begriff ich die Sinnlosigkeit meines Vorhabens und kehrte erschüttert und fassungslos heim.
Obwohl mich der Gedanke tröstete, daß Renata natürlich nicht Zeit gehabt hatte, noch vor Torschluß die Stadt zu verlassen, so war dennoch diese erste Nacht, die ich ohne sie zubrachte, wahrhaft fürchterlich. Erst warf ich mich auf mein Bett und wartete gequält, daß an der Tür geklopft werden, daß Renata heimkehren würde, obwohl dies jeder Wahrscheinlichkeit widersprach, — jedes Geräusch begrüßte ich wie eine Hoffnung, wie ein Vorzeichen. Dann sprang ich auf, kniete nieder und betete so heiß und leidenschaftlich, wie Renata es tat; ich beschwor den Höchsten, sie mir zurückzugeben, sie mir um jeden Preis, koste es was es wolle, zurückzugeben. Ich tat hundert Gelöbnisse, schwor sie zu erfüllen, wenn nur Renata zurückkäme: ich gelobte tausend Messen lesen zu lassen, ich gelobte zehntausendmal mich mit dem Haupte bis zur Erde zu verneigen, ich gelobte zu Fuß zum Grabe des Herrn zu pilgern, ich war bereit, für das eine alle Freuden des Lebens hinzugeben, die meiner noch warten sollten, — und ich begriff die ganze Sinnlosigkeit meiner Gelübde, rang die Hände, und gelobte doch immer wieder aufs neue. Dann stürzte ich in Renatens, nun öde daliegendes Zimmer; alles darin zeugte von ihr; ich warf mich auf ihr Bett, lag auf dem nämlichen Linnen, daran sich noch gestern ihr Leib geschmiegt hatte, ich küßte ihre Kissen und grub meine Zähne hinein, und bildete mir ein, Renaten in meinen Armen

zu halten; ich sprach zärtliche, heiße Worte zu ihr, Worte, die ich in den Tagen unsres Zusammenseins ihr zu sagen versäumt hatte; ich schlug mit dem Kopf gegen die Wand, um durch das Gefühl das Schmerzes mein Bewußtsein wieder zu erlangen. Ich begreife nicht, daß ich meinen Verstand in jener Nacht nicht verloren habe.

Kaum dämmerte der Morgen, so war ich schon auf den Füßen, suchte nach Renaten in der ganzen Stadt, forschte nach ihr an den Toren und Landungsplätzen, von wo die Schiffe abgehen. Doch nirgends fand ich Renaten; zu Hause traf ich sie nicht; an jenem Tage kehrte sie nicht heim, und am folgenden nicht und an einer ganzen Reihe von Tagen nicht, — in ihr Zimmer kehrte sie nie wieder zurück.

DAS ELFTE KAPITEL

Wie ich ohne Renaten lebte und von meiner Begegnung mit Doktor Faust.

Ich könnte es nicht in den Einzelheiten beschreiben, wie ich die ersten Tage nach Renatens Fortgang zubrachte, denn diese Tage sind in meinem Gedächtnis zu einem trüben Fleck zusammengeflossen, wie bei dichtem Nebel der Hafen, die angrenzenden Häuser, die an den Landungsplätzen hin und her eilenden Menschen ineinanderfließen. Nie früher, auch dann nicht, wenn ich mir eine Trennung von Renaten vorzustellen versucht hatte, hättt ich zugegeben, daß mich die Sehnsucht nach ihr so gewaltig packen würde, gleichsam wie der Bergadler ein junges Lamm, und daß ich so ganz hilflos und wehrlos dem Anprall sinnlosester, unerfüllbarster Wünsche erliegen würde. In jenen Tagen war meine Seele ganz und restlos erfüllt von dem Bewußtsein, daß Renata allein das Glück meines Lebens war, und daß es ohne sie für mich keinen Sinn hatte den Tag zu sehn, die Nacht zu erwarten. Die Monate, die ich mit Renaten verlebt hatte, schienen mir eine Zeit paradiesischer Glückseligkeit zu sein, und der Gedanke, dies so leichtsinnig aufgegeben zu haben, brachte mich dergestalt in Raserei, daß ich über mich selber alle Flüche hätte schütten, mich selber ins Gesicht hätte schlagen mögen, wie den niedrigsten Lumpen.

Natürlich tat ich alles, was irgend in meinen Kräften lag, um Renaten zu finden. Auf das genaueste

erforschte ich bei allen Torwächtern, — und ich sparte der Trinkgelder nicht, — ob sie nicht eine Renaten ähnliche Frau gesehen hätten, die durchs Tor gegangen oder gefahren wäre. In allen Gasthäusern, Klöstern, kurz an allen Orten, wo sie Unterkunft hätte finden können, zog ich Erkundigungen ein, und ich muß bekennen, daß ich in meiner Verblendung sogar in den Freudenhäusern nach ihr forschte. Ich schämte mich nicht meine Schmach der Öffentlichkeit preiszugeben und ging selbst zu unsern Nachbarinnen Katharina und Margarethe, mit denen Renata eine Zeit lang so sonderbar befreundet gewesen war, um ihnen mein Leid zu klagen und um ihren Beistand zu bitten. Alle meine Erkundigungen wurden aber nur mit einem Achselzucken beantwortet, und manchmal, wenn ich mit überflüssiger Erregung und mit zu leidenschaftlicher Beharrlichkeit meine Frage stellte, antwortete man mit grausamem Spott oder einfach mit Schimpfworten.

Gleichzeitig klammerte ich mich an die sinnlose Hoffnung, ich würde Renaten irgendwo an einem Kreuzwege treffen, darum durcheilte ich unermüdlich die Gassen und Plätze der Stadt, stand stundenlang an den Landungsplätzen und auf den Märkten, durchsuchte alle Kirchen, in denen Renata zu beten pflegte und starrte krampfhaft zu den Heiligenbildern, vor denen man die Kniee beugte, und glaubte dort vielleicht die mir zu wohl bekannte Gestalt zu sehen. Wohl tausendmal stellte ich es mir vor, wie ich plötzlich Renaten irgendwo in einem schmalen Gange treffen

würde; am Mantel wollte ich sie halten, wenn sie eilig davonlaufen würde; niederknieen wollte ich vor ihr im Straßenkot und ihr sagen: „Renata, ich bin dein, wieder dein, für immer, und ganz! Nimm mich zu dir wie deinen Sklaven, wie eine Sache, wie Gott der Herr eine Seele zu sich nimmt! Tu mit mir, was du willst: knete mich, wie ein Töpfer den Ton knetet, gebiete mir, — ich will glücklich sein, wenn ich für dich sterben darf!" Um mich kurz zu fassen, ich durchlebte jetzt genau dasselbe, was Renata durchlebt hatte, als sie wie irrsinnig in den Gassen Kölns nach ihrem Heinrich suchte, und ich glaube, meine Gefühle unterschieden sich in nichts von ihrem flammenden Wahnsinn jener Tage.

Die Abendstunden, die ich zu Hause verbrachte, waren für mich unermeßliche Gefilde der Verzweiflung und, die Zeit bis zum Morgen war für mich eine erbarmungslose Folter, der ich mich selber unterzog. Desungeachtet hätte ich es für niedrig gehalten, zu beruhigenden Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, und nicht einmal ein Glas Wein mochte ich trinken, zog ich es doch vor ohne Visier, Brust an Brust mit dem Unglück zu ringen, wie ein ehrlicher Ritter im Zweikampf, statt mir eine zeitliche Beruhigung um den Preis Renaten zu vergessen zu erkaufen. Wieder, wie in jener ersten Nacht, da mich Renata verlassen hatte, lief ich aus einem Zimmer in das andere, schloß die Türen hinter mir, um die Gegenstände, die Renata berührt hatte, nicht sehen zu müssen, nicht vor Augen zu haben, denn sie zu erblicken war mir eine unser-

trägliche Qual; dann warf ich mich wieder auf ihr Bett, in dem sie geschlummert hatte, küßte die Kissen, an die sie ihre Wangen gedrückt hatte und bemühte mich mir all die lieben Worte ins Gedächtnis zu rufen, die sie gesprochen hatte. Vor Müdigkeit fielen mir endlich die Augen zu, dann fühlte ich im Traum ihre Umarmung; sie preßte sich mit ihrem kleinen, zerbrechlichen Körper an meine Brust, oder sie schritt mir entgegen aus einem Spiegelsaal, majestätisch wie eine Königin, und reichte mir eine Krone, oder bleich, krank, ermattet nahte sie mir, streckte die Hände nach mir aus, bat mich um Hilfe ... Ich erwachte, als stürzte ich vom hohen Turme des Glückes in die Kälte und in das Grauen meiner Verworfenheit ...

Solche Gedanken bewegten mich drei oder vier Tage lang, dann aber überkam mich eine solche Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, daß ich nicht mehr die Kraft in mir spürte, meine Nachforschungen fortzusetzen. Den geschlagenen Tag blieb ich in meinen Zimmern, allein mit meinem Kummer, gleichsam ein Verbrecher, den man zusammen mit einem wilden Affen in den Kerker geworfen hat, und dieser Affe stürzt sich unentwegt auf ihn und drosselt ihn mit seinen stählernen Fäusten. Manchmal rief ich Luisen und fragte sie zum hundertsten und tausendsten Male nach den näheren Umständen, unter denen Renata fortgegangen war; besonders hartnäckig wiederholte ich die Frage: „So hat sie wirklich gesagt, daß sie nur für etliche Tage verreist?" — und ich quälte die arme Alte so lange, bis sie kopfschüttelnd, ohne mein Geheiß abzu-

warten, davonging. Dann gab ich mich ganz den Erinnerungen an Renaten hin; ich durchdachte im Geiste alle Tage und Stunden, die wir zusammen verlebt hatten, ähnlich etwa wie ein Geizhals die ersparten Münzen aus einer Hand in die andre gleiten läßt, und zuweilen lachte ich laut auf vor Freude, wie ein Idiot, wenn mir ein vergessenes Wort, ein vergessener Blick Renatens wieder einfiel. Dann hatte ich mir wieder eine Reihe von Merkmalen zurechtgelegt, eins alberner als das andre, — damit wollte ich mich nicht täuschen, sie dienten mir vielmehr zur Beruhigung. So blickte ich etwa durchs Fenster und sprach zu mir: „Wenn jetzt rechts auf der Straße ein Mann kommen wird, so wird Renata zu mir zurückkehren." Oder: „Wenn ich, ohne mich zu verzählen, bis zu einer Million zähle, so ist sie noch in Köln." Oder: „Wenn ich namentlich alle meine ehemaligen Studiengenossen herzählen kann, so werde ich ihr morgen begegnen." In diesem Zustande der Kraft- und Willenlosigkeit gingen wieder Tage hin, und immer sonderbarer mutete mich der Gedanke an, ich könnte wieder unter Menschen kommen, und Renatens Antlitz schien mir nicht die Erinnerung an einen lebendigen Menschen, sondern ein heiliges Symbol zu sein.

Einmal hatte ich mir ein neues Spiel ersonnen; ich saß im Sessel mit geschlossenen Augen und bildete mir ein, Renata wäre hier im Zimmer; nun tritt sie vom Fenster an den Tisch, jetzt vom Bett zum Altar, jetzt kommt sie zu mir und berührt mein Haar. Ich ließ mich so weit hinreißen, daß ich tatsächlich glaubte,

Schritte und das Rauschen ihres Kleides zu hören, daß ich wähnte, die Berührung ihrer zarten Finger zu spüren, — und dieser Selbstbetrug quälte mich und war mir doch süß. So konnte ich stundenlang hinträumen und oft traten mir die Tränen in die Augen; plötzlich aber stand mein Herz still und schlug gleich wieder wild; meine Hände erstarrten: ich hatte wirklich das Rauschen eines Kleides gehört und deutlich die Schritte einer Frau vernommen.

Ich öffnete die Augen: Agnes stand vor mir.

Langsam, gleichsam unbewußten Ganges nahte sie mir, kniete nieder vor mir, wie ich es wohl früher vor Renaten getan hatte, faßte meine Hand und flüsterte:

„Herr Ruprecht, warum habt Ihr mir nicht längst alles erzählt?"

Ihre Stimme klang so sanft, so behutsam rührte sie an die Wunde in meinem Herzen, daß ich mich meines Kummers nicht zu schämen brauchte, und daß die Gegenwart eines Fremden in diesem Zimmer mir nicht schrecklich war. Ich drückte ihr die Hand und gab ihr, ebenso leise wie sie gesprochen hatte, zur Antwort:

„Bleibt bei mir Agnes; ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid."

Und da ich in jenen Stunden an nichts anderes denken konnte, so erzählte ich ihr gleich von Renaten, von unsrer Liebe, von meiner Verzweiflung. Nun fand die Sehnsucht, die mich schon längst gequält hatte, — laut meine Gefühle zu äußern und mit rücksichtsloser Härte

in deutlichen Wendungen meine Lage auseinanderzusetzen, — endlich ihre Erfüllung; gleichsam gegen meinen Willen lösten sich die Worte von meinen Lippen, ohne daß ich ihnen Einhalt zu gebieten vermochte, manchmal ohne jeden Zusammenhang, wie etwa die Worte eines Irrsinnigen. Ich sah, wie Agnes blaß wurde unter meinen Geständnissen; ihre hellen, stets sorglosen Augen wurden von Tränen getrübt; aber ich hatte nicht mehr die Kraft an mich zu halten, denn der Anblick eines fremden Kummers tröstet mich in meinem eignen. Wenn aber Agnes etwas sagen wollte, wenn sie mich trösten wollte, so unterbrach ich gewaltsam ihre Rede, um desto leidenschaftlicher in der meinen fortzufahren, als trüge mich ein Dämon auf seinen Fittichen einem Abgrund entgegen.

Dieser Ausbruch von Wahnsinn dauerte wohl eine Stunde lang; endlich konnte Agnes die Folter nicht länger ertragen; sie schluchzte auf, stürzte zu Boden und wiederholte: „Und an mich, an mich habt Ihr gar nie gedacht!“ Jetzt erst kam ich einigermaßen zur Besinnung; ich hob Agnes auf, setzte sie in den Sessel, bekannte, daß ich ihr für ihre Güte unendlich dankbar wäre, und tatsächlich empfand ich in diesem Augenblick die zärtlichen Gefühle eines Bruders zu ihr. Als sich Agnes beruhigt hatte, trocknete sie die rotgeweinten Augen, brachte ihr Haar in Ordnung und wollte nach Hause eilen, damit ihre Abwesenheit nicht bemerkt würde; auf den Knieen flehte ich sie an, morgen, wenn auch nur für einen Augenblick, wiederzukommen. Und als sie fortgegangen war, fühlte

ich mich seltsam beruhigt, wie ein Verwundeter, der lange auf dem Schlachtfeld liegen mußte, ohne daß man ihm zu Hilfe gekommen wäre, und jetzt endlich nimmt sich seiner ein sorgsamer Arzt an, er wäscht seine tiefen Wunden — das bereitet ihm große Schmerzen — und verbindet sie mit reinem Linnen. Agnes kam am darauffolgenden Tage, dann am dritten, am vierten, schließlich erschien sie täglich in meinen Zimmern, und wußte die Aufmerksamkeit ihres Bruders zu täuschen und den Argusblicken der Nachbarinnen und Basen zu entgehen. Natürlich erriet ich sofort, warum sie kam; auch mußte mir ihr Zittern unter meiner Berührung, die Demut ihres Blickes, die Schüchternheit ihrer Worte zur Genüge verraten, daß sie mir mit der ganzen Zartheit ihrer ersten Liebe entgegenkam. Dies hinderte mich indes nicht daran, sie mit meinen Bekenntnissen zu quälen, denn ich bedurfte ihrer nur als Zuhörerin, der ich offen mein ganzes Herz enthüllen konnte und vor der ich laut den süßen Namen Renata aussprechen durfte. So wiederholten sich für mich in umgekehrtem Bilde jene Stunden, da ich selber Renatens Erzählungen über Heinrich gelauscht hatte, und diesmal war nicht ich das Opfer, sondern der Henker. Und wenn ich auf die kleine Agnes blickte, die täglich kam, um sich quälen zu lassen, so dachte ich, wir wären unser vier: Graf Heinrich, Renata, ich und Agnes, — miteinander verbunden wie die Zahnräder im Werke einer Uhr, und ein jedes von uns greift mit seinen Zähnen ohne es zu wollen in das andere hinüber.

Ich muß gestehn, daß Agnes mit bewunderungswürdiger Kraft diese Prüfungen über sich ergehen ließ; und augenscheinlich verleiht die Liebe allen, auch dem Schwächsten, die Kräfte eines Titanen. Sie vergaß ihre mädchenhafte Scham und hörte geduldig meinen Berichten von den Tagen unseres Glückes zu, — Berichten, in denen auch die verborgensten Einzelheiten mitzuteilen mir gefiel. Ihre kindliche Eifersucht kämpfte sie nieder und folgte mir in Renatens Zimmer, gestattete auch, daß ich ihr Renatens Lieblingsplätze zeigte, — den Sessel, in dem sie so oft gelehnt hatte, den Altar, vor dem sie gebetet hatte, das Bett, an dessen Fußende ich geschlafen hatte und nicht wagen durfte meine Augen höher zu heben. Ich zwang Agnes dazu, mit mir die Frage zu erörtern, was ich nun unternehmen solle, und mit schüchterner, stockender Stimme suchte sie mich zu überzeugen, daß es sinnlos wäre, durch alle Städte der deutschen Lande zu reisen und Renaten zu suchen, zumal mir nicht einmal bekannt wäre, wo ihre Heimat wäre, wo ihre Verwandten lebten.

Es geschah übrigens nicht selten, daß ich die Kraft meiner Liebe an den Kräften meines Opfers nicht bemaß; dann ließ Agnes plötzlich die Hände sinken und flüsterte: „Ich kann nicht mehr!" Sie sank in sich zusammen, glitt leise schluchzend zu Boden, oder vergrub schamhaft ihr Gesicht in den Sessel. Dann regte sich inniges Mitgefühl zu diesem armen Mädchen in mir, ich umarmte sie zärtlich, daß unsere Haare einander streiften und sich unsre Lippen zum Kusse fan-

den, der für mich indes nichts anderes als einen Erweis meiner Freundschaft bedeutete. Vielleicht kam Agnes nur dieser flüchtigen Augenblicke wegen zu mir und war, in Erwartung ihrer, bereit alle Kränkungen zu ertragen.

So verging mehr denn eine Woche, und ich zögerte immer noch Köln zu verlassen, erstens weil ich tatsächlich nicht wußte, wohin ich hätte reisen sollen, dann aber zweitens, weil mich die Willenlosigkeit immer noch wie mit einem dichten Netz umspannt hielt, und mir davor graute, den letzten Ankerplatz, der mir in dieser Welt noch geblieben war, zu verlassen: Agnes' Anhänglichkeit. Meine Seele war in jenen Tagen durch alles, was ich erleben mußte, so weich geworden, daß wohl niemand in mir den rauhen Mitkämpfer der großen Konvistadoren vermutet hätte, der die jungfräulichen Wälder Neu-Hispaniens durchstreift hatte; im Gegenteil, ganz versenkt in den ständigen Wechsel meiner Gefühle, mußte ich eher an irgend einen „Kortiggano" erinnern, wie ihn der geistvolle Balthasare Kostiglione so außerordentlich fein gezeichnet hat. Und vielleicht hätte ich, in dieser Unentschlossenheit den entscheidenden Schritt zu tun, meine sonderbare Lebensführung noch tagelang beibehalten, wenn dem nicht ein Ereignis ein Ende bereitet hätte, das — um es recht zu gestehn — eher die naturgemäße Folge aus dem Vorhergehenden, als bloße Zufälligkeit war.

Einst — es war gegen Abend, an einem Samstag, am 6. März — konnte Agnes die Qualen, die ich ihr auferlegte, nicht ertragen; kraftlos lag sie auf meinem Schoß,

mir aber tat meine Härte leid, und ich küßte sie behutsam. Plötzlich flog die Tür zu unsrem Zimmer auf, und auf der Schwelle erschien Matthäus; als er sich dem unerwarteten Bilde gegenübersah, erstarrte er förmlich vor Erstaunen. Kaum hatte Agnes ihren Bruder erblickt, so sprang sie mit einem Schrei auf, flüchtete fassungslos zur Wand und preßte ihr Gesicht gegen die Mauer; ich fühlte mich schuldig und wußte ebenfalls nicht, was ich sagen sollte, und im Verlaufe wohl einer ganzen Minute stellten wir so eine stumme Szene in der Pantomime eines Straßentheaters. Endlich kamen Matthäus die Worte und zornig sprach er: „Bruder, das habe ich von dir nicht erwartet! Alles was du willst, glaubte ich von dir, aber stets habe ich dich für einen ehrlichen Jungen gehalten! Ich denke mir, — was kommt er denn nie mehr zu mir! Sonst kam er doch tagaus tagein, tagaus tagein, und nun läßt er sich zwei Wochen lang nicht blicken! Das Vöglein also hast du vom Hause gelockt! Du meinst wohl, nun kommt es ganz von selbst zu dir geflattert! O nein, Bruder! Irrtum! das soll dir teuer zu stehen kommen!"

Matthäus hatte sich in Zorn hineingeredet und ging beinah mit erhobenen Fäusten auf mich los; vergebens bemühte ich mich ihn zur Vernunft zu bringen. Als er sich dann auf Agnes besann, stürzte er auf sie zu und überschüttete sie — immer mehr außer Atem kommend — mit unwürdigen Schimpfworten, die in Gegenwart einer Frau auszusprechen ich nicht gewagt haben würde. Als Agnes diese harten Vorwürfe hörte,

schluchzte sie noch verzweifelter, zitterte am ganzen Leibe, wie ein Schmetterling, der sich die Flügel am Lichte verbrannte, und fiel halb bewußtlos zu Boden. Nun trat ich entschlossen auf, stellte mich schützend vor Agnes und sagte fest:

„Lieber Matthäus! Ich bekenne mich schuldig vor dir, wenn auch vielleicht nicht in dem Maße, wie du es vermutest. Deine Schwester hat sich in nichts vergangen, und du sollst sie nicht anrühren, bevor du nicht meine Erklärung angehört hast. Mag Jungfrau Agnes nach Hause gehen, du aber setz dich und laß mich reden."

Die Entschlossenheit meiner Sprache machte Eindruck auf Matthäus; er schwieg still, und ließ sich schwer in den Sessel fallen und brummte:

„Nun, hören wir seine Dialektik!"

Ich half Agnes beim Aufstehen, denn sie wußte kaum was sie tat, geleitete sie zur Tür hinaus und schob dann sogleich den Riegel vor. Dann wandte ich mich zu Matthäus, setzte mich ihm gegenüber und redete, so gut es gehen wollte, mit ruhiger Stimme. Stets ist es mir so ergangen, daß mir im Augenblicke des Handelns Klarheit der Gedanken und entschiedener Wille zu Gebote standen.

Ich erklärte Matthäus, so weit sich dies einem groben und einfältigen Menschen erklären ließ, welche Lebenslagen mich in die äußerste Verzweiflung getrieben hätten, und schilderte Agnes' Besuche als eine Tat der Barmherzigkeit, ähnlich den Besuchen in Krankenhäusern und Kerkern, wozu selbst die Kirche ihren

Segen spendet. Ich beharrte darauf, daß weder ich noch Agnes von Liebe gesprochen hätten, geschweige denn von niedrigen Lüsten, und daß unsre Beziehungen nie das Maß des zwischen Geschwistern Erlaubten überschritten hätten. Jenes Bild aber, das sich Matthäus bei seinem Eintritt geboten hatte, erklärte ich lediglich aus Agnes Güte; sie hätte geweint über meine Leiden und wäre erregt gewesen beim Anblick meines unstillbaren Kummers. Ich bemühte mich natürlich, so überzeugend als möglich zu sprechen, und ich schätze, selbst Marcus Tullius Cicero, der Vater aller Redner und Heuchler, hätte nach Anhören meiner scheinheiligen Rede mir wohlwollend auf die Schulter geklopft.

Dem entsprechend wie ich sprach, beruhigte sich Matthäus einigermaßen und verlangte von mir zur Antwort:

„Hör mich an, Bruder. Schwöre mir beim reinen Leibe Jesu Christi und bei der Seligkeit der Allerheiligsten Jungfrau im Paradiese, daß zwischen dir und Agnes nichts Übles vorgefallen ist."

Natürlich leistete ich diesen Schwur mit vollem Ernst; alsdann sprach Matthäus:

„Nun möchte ich dir noch folgendes sagen. Ich mag und will mich nicht in diese feinen Gefühlsunterscheidungen hineinversetzen, gib du aber jeden Gedanken an Agnes auf. Hättest du um sie gefreit, so hätte ich vielleicht nicht ‚nein' gesagt, allein diese Gefühlsduseleien und Zärtlichkeiten sind nichts für sie, — sie braucht keinen Freund, sondern einen Mann. Du tätest besser daran, dich bei ihr überhaupt nicht zu

zeigen und ihr auch nicht zu schreiben, — das kann zu nichts Gutem führen!"
Nachdem mir Matthäus diesen Entschluß mitgeteilt hatte, erhob er sich und wollte gehen, dann aber besann er sich, trat zu mir und sagte schon mit freundlichem Tonfall der Stimme:
„Noch eins muß ich dir sagen, Ruprecht: reise von hier gutwillig ab. Darum bin ich eigentlich zu dir gekommen, um es dir zu raten. Gestern hörte ich Dinge von dir erzählen, daß es mir kalt über den Rücken lief. Man beteuert, daß du dich mit deinem durchgebrannten Mädel nicht allein mit der verbotenen Wissenschaft abgegeben hättest, sondern auch mit viel schlimmeren Sachen. Natürlich glaube ich nicht sonderlich daran; du weißt aber selber, unter der Folter gesteht man alles. Man spricht schon davon, man müsse dich zur Rechenschaft ziehen. Mit einem Wort, folge meinem Rat — er kommt von Herzen: reise so schnell als möglich ab!"
Nachdem er so gesprochen, kehrte er mir den Rücken, gab mir nicht einmal die Hand und ging; ich blieb allein. Bemerkenswert ist, daß die ganze Begebenheit, die nur kurze Zeit — vielleicht zehn oder fünfzehn Minuten gedauert hatte, in der das tragische Moment mit dem Komischen Hand in Hand ging, — auf mich in der anregendsten Weise wirkte. Ich hatte das Gefühl, als hätte man mich durch einen kalten Wasserguß aus dem Schlaf geweckt, ganz durchkältet blicke ich wild um mich, aber ich war erwacht. Als ich mich allmählich beruhigt hatte, sprach ich zu mir selber:

„Ist es nicht augenscheinlich, daß dieses Ereignis dir vom Schicksal selber gesandt wurde, um dich aus jenem Sumpfe der Tatenlosigkeit zu reißen, in dem deine Seele zu ersticken drohte? Noch eine kurze Zeit — und die besten deiner Gefühle hätte dichter Moraſtboden bedeckt. Eins oder das andre muß man wählen — das Leben oder den Tod: vermagst du nicht zu leben, so stirb denn ohne zu zaudern; willst du aber nicht sterben, so lebe, doch suche nicht es der Schnecke gleichzutun! Tagelang zu weinen und in Entzückung zu geraten über jemandes Güte ist nach den Worten Piko de la Mirandolas unwürdig eines Menschen, der in den Mittelpunkt des Lebens gestellt ist, um alles Seiende zu schauen!

Diese schlichte Überlegung, zu der ich auch ohne die Predigten des Matthäus' hätte kommen müssen, ernüchterte mich, und ich begann meine Lage mit klaren Augen zu überblicken. So viel war klar, — es war die höchste Zeit für mich Köln zu verlassen, auch hielt mich nichts mehr in dieser Stadt zurück, es drohten mir nur nach Matthäus' Angaben die größten Unannehmlichkeiten. Unverzüglich bereitete ich mich zur Abreise vor, sichtete meine Sachen, die sich bei dem monatelangen Aufenthalt an einem Ort sehr gehäuft hatten und überzählte meine Barschaft, die — wie sich erwies — immerhin noch mehr denn 100 Rheinische Florins betrug, — eine Summe, mit der ich mich noch nicht für arm zu halten brauchte. Wohin ich reisen wollte, darüber war ich mir noch nicht im klaren; nur eins wußte ich genau, in das heimatliche

Losheim, zu meinen Eltern, wollte ich nicht zurückkehren: der Gedanke schien mir ganz unerträglich, als unglücklicher Abenteurer vor sie hinzutreten, ohne Geld und ohne Hoffnung; hätte doch der Vater das vollste Recht gehabt mir ins Gesicht zu sagen: „Du warst ein Taugenichts, du bist es geblieben."

Der nächstfolgende Tag war ein Sonntag; ich beschloß ihn daranzugeben, um mich von Köln zu verabschieden, denn zu vieles hatte sich in dieser Stadt ereignet, das mir lieb und teuer war, als daß ich sie wie ein Dorf hätte verlassen mögen, in dem ich zufällig über Nacht geblieben war. Unter dem Geläute der Kirchenglocken kleidete ich mich in mein bestes Gewand, und erinnerte mich traurig der Feiertage, an denen ich mit Renaten zur Messe gegangen war, und schritt einsam zur St. Cäcilienkirche, die von einer bunten Menge gefüllt war. Dort lehnte ich mich an einen Pfeiler, hörte das Rauschen der Orgel und bemühte mich meine Seele zum Gebete zu stimmen, um wenigstens so mich mit Renaten vereint zu fühlen, — die zu dieser Stunde natürlich auch betete, irgendwo in einer mir unbekannten Kirche, — wie zwei Liebende, die — vom Ozean getrennt — sich dadurch zu vereinigen trachten, daß sie auf ein und denselben Stern blicken.

Nach Beendigung der Messe schlenderte ich lange Zeit durch die Straßen und ließ vor meinen Augen die Ereignisse der letzten Monate erstehen, und es schien mir fast als gäbe es keinen Stein in der Stadt, an den sich nicht eine Erinnerung knüpfte. Dort, gleich am

Hanseatischen Landungsplatz, pflegten wir schweigend mit Renaten zu sitzen und auf die dunklen Wasser des Rheins zu blicken; hier in der St. Peterskirche hatte sie eine Bank, die sie besonders liebte; hier am Turme des Hl. Martin erwartete Renata lange und zuversichtlich ihren Grafen Heinrich; in dieser Schenke saß ich einmal stundenlang und dachte an Renaten und Agnes. Und unendlich viele Erinnerungen noch lösten sich von den Mauern, tauchten an Kreuzwegen aus der Erde empor, winkten mir aus den Fenstern der Häuser, blickten auf mich aus den Auslagen der Läden, flogen hernieder von den Spitzen der Kirchtürme. Mir wollte scheinen, wir hätten mit Renaten die ganze Stadt mit den Schatten unsrer Liebe erfüllt, und schrecklich war es mir mich von diesem Orte zu trennen, als verließe ich das gelobte Land.

So in meine kummervollen Gedanken versenkt war ich — nun schon zum wievielten Male! — am Dome angelangt; ganz planlos blieb ich in seinem Schatten stehen, unter den mächtigen Fenstern des Südbaus, als sich plötzlich zwei Männer aus der Menge lösten, — die mir offenbar schon längere Zeit gefolgt waren, — und auf mich zutraten. Erstaunt blickte ich sie an und muß gestehen, daß sie mir schon nach dem ersten flüchtigen Anschauen außerordentlich bemerkenswert erschienen. Der eine — er mochte vielleicht fünfunddreißig Jahre zählen — trug ein Gewand, wie es die Doktoren gewöhnlich zu tragen pflegen, hatte einen kurzen, krausen Bart, — und machte auf mich den Eindruck eines Königs, der sich verkleidet hatte. Sein

Gebahren war stolz, seine Bewegungen voller Selbstbewußtsein, und auf seinem Gesicht lag ein Zug von Ermüdung, wie ihn Menschen haben, die des Befehlens müde sind. Sein Gefährte trug eine Mönchskutte; er war groß und hager, doch schien sich sein äußeres Wesen allaugenblicklich zu verändern, just wie sein Mienenspiel. Erst glaubte ich, der Mönch hätte einen geistreichen Scherz in Vorbereitung, als er auf mich zuschritt, denn er schien das Lachen kaum verbeißen zu können; im nächsten Augenblick war ich fest überzeugt, er hätte Böses gegen mich im Sinn, und innerlich bereitete ich mich schon zur Verteidigung vor; als er aber dicht vor mir stand, gewahrte ich auf seinem Antlitz nur ein ehrerbietiges Lächeln.

Mit ausgesuchter Höflichkeit sprach er:

„Wohledler Herr, wir glaubten bemerkt zu haben, daß Ihr Eure Zeit damit verbringt, diese Stadt zu besichtigen; zudem scheint sie Euch wohlbekannt zu sein. Wir hingegen sind Reisende, halten uns zum ersten Mal hier auf und wären herzlich erfreut, wenn uns jemand auf die Sehenswürdigkeiten Kölns aufmerksam machen wollte. Würdet ihr vielleicht die Liebenswürdigkeit haben und Eure Bereitschaft erklären, heute unser Führer zu sein?"

Die Stimme des Mönches hatte etwas Bestrickendes, richtiger — sie übte eine magische Wirkung auf die Seele, denn ich glaubte plötzlich in dem Netz seiner Worte gefangen zu sein und, statt die Unterredung kurz abzubrechen, antwortete ich nur:

„Vergebt, wohledle Herren, — mich wundert indeß,

daß Ihr Euch mit solchen Bitten an einen Mann wendet, der Euch nicht kennt, und der vielleicht wichtigere Angelegenheiten zu erledigen hat, als zwei Angereiste durch die Stadt zu führen."

Mit verdoppelter Liebenswürdigkeit, hinter der sich vielleicht Spott verbarg, antwortete mir der Mönch: „Wir wollten Euch keineswegs beleidigen. Uns schien aber, daß Ihr nicht sonderlich fröhlich seid; wir aber sind lustige Brüder, wir leben nur dem Augenblick und denken nicht an den folgenden; vielleicht erwiesen wir Euch einen nicht geringeren Gefallen als Ihr uns, wenn Ihr bereit wäret, uns zu begleiten. Hindert Euch nur der Umstand, daß Ihr uns nicht kennt, so wäre dem leicht abzuhelfen, denn jedes Ding und jedes Wesen hat seinen Namen. Dies hier — ist mein Freund und Geleiter, — ein sehr würdiger, sehr gelehrter Herr, Doktor der Philosophie und Medizin, ein Forscher der Elemente Johannes Faust, ein Name, den Ihr vielleicht schon gehört habt. Ich aber bin nur ein bescheidener Scholar, habe viele Jahre danach gestrebt, den Dingen auf den Grund zu gehen, und nur übergroße Bescheidenheit hindert mich daran ein braver Theologe zu werden. In meiner Kindheit nannte man mich Johann Müllin, gewohnter ist mir aber der Scherzname Mephistopheles und darum bitte ich Euch mich so zu nennen."

In jenem Augenblick schienen mir die beiden Unbekannten würdige Leute zu sein, und ich dachte, es wäre vielleicht nicht unangebracht, wenn ich etliche Zeit in Gesellschaft zweier Reisenden zubrächte und

versuchen wollte, meinen drückenden Kummer in ihre gesunde Fröhlichkeit zu versenken. Ich wahrte meine Würde und antwortete, ich wäre bereit ihnen zu Willen zu sein, denn ich liebte die Stadt Köln und freute mich, Fremden ihre Reichtümer zu zeigen. So war der Pakt geschlossen; ich übernahm sogleich die Führerrolle und machte den Vorschlag, zunächst den Dom zu besichtigen, vor dem wir stünden.

Alle, die in Köln gewesen sind, kennen diesen Dom, dessen ich bereits etliche Mal in dieser Erzählung Erwähnung getan habe, und auch jene, die die Stadt nicht besucht haben, haben natürlich von dem Riesenwerke vernommen, das man vor drei Jahrhunderten begonnen hatte, und das in seinem jetzigen Zustande ein vollendetes Zeugnis von der Schwachheit der Kräfte des Menschen ablegt, gemessen an der Gewalt seiner Phantasie. Ich erzählte meinen Gefährten alles, was ich über die Entstehungsgeschichte des Domes wußte, dessen Chor erst hundert Jahre nach begonnenem Bau eingefügt wurde, in dessen Schiff wiederum erst nach fünfzig Jahren Gottesdienst abgehalten werden konnte, und dessen Türme — nur zu halber Höhe errichtet — erst vor achtzig Jahren Glocken erhielten, und immer noch steht er in Mitten der Stadt, wie die Arche Noae, für eine künftige Sintflut gebaut und streckt drohend vom Dache, wie einen Finger, einen gewaltigen Hebebaum, um die Lasten der Steine hinaufzuschaffen. Als ich diese Erläuterungen gegeben hatte, sagte Mephistopheles:

„Wie klein sind die Menschen geraten! Salomonis

Tempel war nicht kleiner als dieser hier und wurde doch in siebenundeinhalb Jahren errichtet! Man muß übrigens sagen: für den Alten arbeiteten nicht nur Sklaven, sondern auch die Naturgeister. Er brauchte ihnen blos mit seinem Ring zu drohen, und sie zitterten wie herbstliches Laub im Winde."

Erstaunt blickte ich auf den, der von dem königlichen Psalmensänger wie von einem Menschen sprach, den er von Angesicht zu Angesicht kannte; dann hielt ich das Ganze nur für einen Scherz und riet meinen Gefährten mit mir in den Dom zu kommen und die sieben Kapellen, die den Chor umgeben, zu besichtigen. Als ich sie in die Kapelle der heiligen Drei Könige führte, wo — der Sage nach — die Leiber der drei evangelischen Magier — aus der italienischen Stadt Mailand nach Köln übergeführt — ruhen, sagte Doktor Faust, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte:

„Lieben Leute! Habt ihr euch nicht im Wege geirrt als ihr hier anlangtet, statt nach Bethlehem in Palästina zu kommen! Oder hat man euch gar nach eurem Tode ins Meer geworfen und ihr kamt rheinauf nach Köln geschwommen, um hier euer Grab zu finden?"

Wir lachten über diesen Witz und Mephistopheles fuhr im selben Tone fort:

„Armer Kaspar, Melchior und Balthasar! viel Glück habt ihr nicht gehabt! Bei Lebzeiten taufte euch der Apostel Thomas, dessen Glaube an Jesum Christum schwach war, und nach eurem Tode legte man euch zur Ruhe in eine Kirche, die selber noch nicht zur Ruhe gekommen ist."

Nach Besichtigung des Domes gingen wir in die altertümliche St. Kunibertskirche, dann zur St. Ursula, dann zu St. Gereon, zu den Resten der römischen Mauer und so weiter, — alle Sehenswürdigkeiten Kölns besichtigend. Überall wußten meine Gefährten ein witziges oder geistvolles Wort einzuflechten; während Doktor Faust eher gutmütig scherzte, schien Mephistopheles dem boshaften Witze den Vorzug zu geben. Im allgemeinen kann ich wohl sagen, daß dieser zweite Gang durch die bunten Straßen und Plätze die schwarze Wolke meines Kummers, die den Horizont meiner Seele wieder überzogen hatte, zerstreute, und da wir alle von dem andauernden Gehen sehr ermüdet waren, folgte ich mit Vergnügen dem Vorschlag des Mephistopheles, ins nächstbeste Gasthaus einzukehren und einen Schoppen Wein zu trinken. Im Gasthaus setzten wir uns in eine Ecke ans Fenster, und während der Wirt und sein Diener uns eine Gans brieten und den Wein kredenzten, erkundigte ich mich genauer, wer meine Gefährten wären und wohin sie reisten. Mephistopheles antwortete mir folgendes: „Mein Freund und Geleiter, Doktor Faust, ist es müde, die Last seines Wissens zu tragen, — ist er doch ein sehr gelehrter Herr, — und er beabsichtigt sich davon zu überzeugen, ob die Welt nach den Gesetzen der Wissenschaft eingerichtet ist, oder nicht. Unterwegs nun, die verschiedensten Städte und Länder bereisend, sind wir zu der Erkenntnis gekommen, daß der Wein überall trunken macht, und daß die Männer überall den Weibern nachlaufen."

Doktor Faust ergänzte traurig:
Du solltest besser sagen, daß man in keiner Breite Glück um Geld kaufen oder sich gewaltsam Liebe erzwingen kann."
Ich fragte, welche Länder sie bereist hätten, und Mephistopheles gab mir gerne ausführlichen Bescheid:
„'Erst, — sagte er, — waren wir in Italien, sahen Mailand, Venedig, Padua, Florenz, Neapel und Rom. In Rom beneidete mein Freund die Lebenshaltung Seiner Heiligkeit und machte mir die heftigsten Vorwürfe, daß ich ihn nicht zum Papst gemacht hätte. Von dort gingen wir nach Pannonien und Griechenland. In Griechenland bedauerte mein Freund, daß er nicht zu Zeiten Hektors und Achill's gelebt hätte. Dann fuhren wir über See nach Ägypten; ich zeigte dem Doktor die Pyramiden, und er wollte um alles in der Welt Pharao sein. Von Ägypten wandten wir unsre Schritte nach Palästina; dieses Land liebe ich indeß nicht sonderlich, und wir waren sehr bald in Konstantinopel beim Sultan Soliman, dem vortrefflichsten aller Herrscher; ich hatte alle Mühe, den Doktor davor zu bewahren, den Glauben Mohameds anzunehmen. Von Konstantinopel gingen wir nach Moskovien, und Doktor Faust ließ seine Gelehrsamkeit am Hofe der Fürstin Helene leuchten; wegen der bittren Kälte mochte er dort indeß nicht lange verweilen. Jetzt aber bereisen wir die Städte der deutschen Länder; wir waren in Wien, München, Augsburg, Prag, Leipzig, Nürnberg und Straßburg. Nun

gehen wir noch nach Trier, dann aber nach Frankreich und England."

Während mir Mephistopheles dies Itinerarium herzählte, brachte man uns den Wein, und bei den Bechern wurde unsere Unterhaltung lebhafter. Ich bemühte mich zu ergründen, wie weit meine Bekannten ihren Spott mit mir betrieben, wie weit sie die Wahrheit redeten, beide waren aber in ihren Antworten außerordentlich zurückhaltend. Mephistopheles scherzte unentwegt und entglitt allen Fragen, wie eine Schlange; Doktor Faust redete nur wenig, als machte ihm nichts auf der Welt Freude, — er verneinte nichts, er bejahte auch nichts. Als ich übrigens in Erfahrung brachte, daß der Doktor sich mit Magie beschäftigt habe, erzählte ich ihm von meiner Reise zu Agrippa von Nettesheym, und er hörte mit augenscheinlicher Neugierde meinen Bericht und gab mir folgende Antwort:

„Ich habe Agrippas Werke gelesen, und er scheint mir ein sehr strebsamer, doch nicht befähigter Mann zu sein. Er hat sich mit der Magie so beschäftigt, wie mit Geschichte, oder einer beliebigen anderen Wissenschaft. Es ist dasselbe, als wenn ein Mensch durch Strebsamkeit die Vollendung Homers oder den tiefen Geist Platos erreichen will. Alle Werke Agrippas fußen nicht auf dem magischen Experiment; dieses allein ist der Schlüssel zum Tor, und das gewissenhafte Studium der Bücher nicht minder."

So weit ich es vermochte verteidigte ich die Bedeutung Agrippas, denn ich halte sein Werk „de occulta

philosophia“ in Wahrheit für einen Triumph menschlichen Geistes; Mephistopheles aber unterbrach das Gespräch mit diesen Worten:

„Schwitzt nur Ihr Herren über Formeln, und vertieft Euch ins magische Experiment, — mit Euren Netzen fangt Ihr doch nur irgend ein armseliges Geschöpf aus dem Reiche der Teufel, um deswillen Ihr Euch die Mühe hättet sparen können. Nicht Euch wird es gelingen die Mächtigen zu bannen, wenn es Adam, Salomo, Albertus dem Großen nicht gelungen ist! Doch genug des Philosophierens und Systematisierens; die gelehrten Mienen kann ich wirklich nicht länger ertragen; kommt, — sein wir lustig: das haben wir unsrem Gast versprochen!“

Im Wirtshause waren recht viele Gäste; Mephistopheles veränderte urplötzlich seine ernste Miene in die eines wahrhaften Narren, wandte sich mit irgend einem Scherz an die Anwesenden und machte den Vorschlag ein Lied zu singen. Etliche Leute traten näher, Mephistopheles schwang sich auf den Tisch und sang mit einer hellen, recht angenehmen Stimme kecke Lieder; mir ist nur der Nachgesang in Erinnerung geblieben, der bald vom ganzen Saale einstimmig wiederholt wurde:

Wein! Wein!
Von dem Rhein!

Nach Beendigung des Liedes machte Mephistopheles den Anwesenden folgenden Vorschlag:

„Verehrte Herrschaften! Auf unsrer Reise besuchen wir nun auch Eure Stadt und finden, daß sie außer-

ordentlich schön gelegen ist. In irgend einer Form wollen wir euch dafür danken! Gestattet uns, einen jeden von Euch mit einer ansehnlichen Weintraube zu bewirten."

Jedermann hielt diese Worte für Scherz, denn eben erst wurde es Frühling und an den Rebstöcken konnte noch kein grünes Blatt sein; Mephistopheles aber machte sich mit halb-ernster, halb-scherzhafter Miene an die Erfüllung seines Versprechens. Er nahm zwei Schüsseln in die Hände, hob sie hoch, streckte sie bis zum Fenster, das wegen der stickigen Luft halb geöffnet war, und murmelte komisch-geheimnisvoll irgendwelche sinnlose Worte, die an Beschwörungen erinnerten. Die Zuschauer lachten über diese Machenschaften, wie über den gelungenen Scherz eines Gauklers, Mephistopheles stellte aber nach einigen Minuten die Schüsseln auf den Tisch und es erwies sich, daß sie bis zum Rande mit weißen und blauen Tauben gefüllt waren. Begreiflicherweise zweifelte ich nicht daran, daß dieses Wunder nichts als die Schlauheit des listigen Gauklers war; allein im gegebenen Augenblick war ich ebenso erstaunt wie alle Anwesenden, und uns allen entrang sich unwillkürlich ein Laut der Verwunderung. Mephistopheles forderte alle auf von seinem Gastgeschenk zu kosten, und jene, die den Versuch wagten, konnten sich davon überzeugen, daß die Trauben ganz frisch waren. Eine Zeit lang war Mephistopheles Gegenstand allgemeinen Entzückens, und mit heiliger Scheu blickte man zu ihm auf, wie zu einem Zauberer oder Wundertäter; er aber stand mit über der Brust ge-

kreuzten Armen inmitten der sich um ihn drängenden Bürger wie ein Idol und sein Gesicht war stolz, wie das Luzifers.
Als sich aber das erste Staunen gelegt hatte, bemerkte jemand, daß ein ähnliches Werk nur mit Hilfe dunkler Kräfte zustande kommen könne, und der Diener des Wirtshauses, dem es nicht gefallen mochte, daß sich die Gäste an Speisen labten, die auf wunderbare Weise herbeigeschafft wurden, unterstützte diese Meinung. Irgend ein betrunkener Bauer ging sogar mit geballten Fäusten auf Mephistopheles los und forderte schimpfend, er solle auf der Stelle das Kreuz küssen und erklären, daß er ein rechtschaffener Christ sei. Noch ein dritter, augenscheinlich ein Student, warnte, die Trauben könnten vergiftet sein.
Mit hochmütigem Gesicht ließ Mephistopheles eine Zeit lang die Schimpfreden und Angriffe über sich ergehen, dann antwortete er plötzlich:
„Wenn Euch, Ihr Trunkenbolde, meine Trauben nicht munden, so sollt Ihr sie auch nicht essen."
Mit diesen Worten breitete er den Saum seines Mantels über die Schüsseln, und als er sie wieder aufdeckte, waren die Trauben verschwunden, und jedermann konnte glauben, nur in seiner Einbildung hätte er die Beeren gesehen und von ihnen gekostet.
Ein wüster Lärm erhob sich, denn alle gerieten mit einmal in Wut und warfen sich auf uns drei, um uns zu schlagen. Ins Gesicht brüllte man uns, — wir wären Gauner und müßten den städtischen Gewalten überliefert werden; drohend reckten sich über

unsern Köpfen die Fäuste, und die ganze Sache konnte uns teuer zu stehen kommen, zumal wir in die Ecke gedrängt waren. Schon griff ich an meinen Degen, denn ich glaubte nicht anders, als daß ich mit der Waffe in der Faust meine Würde würde verteidigen müssen, allein die Einsprache des Wirtes, der sein Haus nicht in eine Mörderhöhle verwandelt wissen wollte, beruhigte die erhitzten Gemüter. Mephistopheles warf ein großes Geldstück auf den Tisch, und in Begleitung des Dieners erreichten wir unter wenig schmeichelhaften Zurufen die Tür.

Als wir schon auf der Gasse waren, sagte der Doktor zu Mephisto mit rauher Stimme:

„Das es Dir nicht leid wird, immer wieder dieselben alten Scherze vorzubringen! In Dir ist ein kleiner Teufel verborgen, der Dich keinen Augenblick zur Ruhe kommen läßt. Dein Gesicht, scheints, wird es müde ernst zu bleiben und muß sich von Zeit zu Zeit zu einer Grimasse verzerren. Ich schäme mich, blos beim Gedanken an all' Deine bübischen Streiche."

Mephistopheles erwiderte mit übertriebener Ehrerbietung:

„Was kann ich dagegen tun, werter Doktor? Nicht allen ist es gegeben, Forscher der Elemente zu sein, wie Ihr es seid, — zudem hatten wir doch versprochen, unsern Gast zu unterhalten!"

Faust fuhr fort:

„Wie, wenn der Wirt nicht für uns eingesprungen wäre! Wir hätten dann Bekanntschaft mit den Kölnischen Fäusten gemacht."

Mephistopheles antwortete:
„Das hätte noch gefehlt! ich hätte ihnen denselben Streich gespielt, wie jenen Gockeln in Auerbachs Keller zu Leipzig, und wir beide hätten unsere Freude daran gehabt."
Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte ich Mephistopheles, wie sein Kunststück zu erklären wäre: ob es Fingerfertigkeit oder Augentäuschung sei, — er aber sagte:
„Ihr verseht Euch, es ist weder das eine, noch das andere, — es ist die Fähigkeit, die Gesetze der Natur zu benutzen. Ihr müßt wissen, daß das Jahr geteilt ist auf den beiden Hälften der Erde, — haben wir Winter, so ist im Sabäischen Indien Sommer und umgekehrt. Es erübrigt nur einen kleinen Geist zur Verfügung zu haben, der schnell fliegen kann, und er wird Euch mühelos, gleichviel in welchem Monat, jede Art von Früchten beschaffen, die irgendwo am Ende der Welt gereift sind."
Wie immer bei den Reden Mephisto's — ließ sich auch hier nicht unterscheiden, ob er im Scherz oder im Ernst sprach, doch bestand ich nicht weiter auf einer Erklärung. Unterdessen waren wir an einen Kreuzweg gelangt, wo wir uns trennen mußten; ich aber folgte einem plötzlichen Wunsche, denn die neuen Bekannten hatten meine Neugierde in hohem Maße erregt, und wandte mich an Doktor Faust mit folgenden Worten:
„Werter Doktor! heute morgen habe ich Eure Bitte bereitwillig erfüllt, — eine Bitte, die nicht ganz meinen

Gewohnheiten entspricht, — Euch als Führer durch die Stadt zu dienen. Nun am Abend will auch ich mich an Euch mit einer vielleicht unbescheidenen Bitte wenden. Ihr sagtet mir, Ihr hättet die Absicht, Eure Reise fortzusetzen und nach Trier zu fahren. Auch ich habe Veranlassung dorthin zu reisen. Würdet Ihr gestatten, daß ich mich zu Euch geselle, wobei ich natürlich alle Kosten der Reise, die mir zufallen, tragen würde? Ein wackrer Degen ist unterwegs niemals zu verachten, und auch mein Kummer wird in Anbetracht der ständigen Fröhlichkeit Eures Gefährten nicht unangebracht sein."

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als Mephistos Antlitz, das überhaupt die Fähigkeit zeigte — wie ein Chamäleon die Farbe — so den Ausdruck zu wechseln, hochmütig und verachtungsvoll wurde, als wäre er ein König, der mit einem höfischen Schmeichler redete, und er sagte zu mir:

„Verzeiht, Herr Ruprecht, weder bedürfen wir Eures Geldes noch Eures Degens. Wir reisen zu zweit und haben keinen Platz für einen dritten. Ihr tätet besser daran, Euch einer Karawane von Kaufleuten anzuschließen."

Ich fand nicht Zeit, auf diese Beleidigung zu antworten, denn Faust, der bis dahin stets die Höflichkeit selber gewesen war, konnte sich vor Zorn kaum beherrschen und schrie seinen Gefährten so wütend an, wie nur der Herr seinen Hund anschreit:

„Schweig und laß mich meine Reisegefährten nach Belieben wählen! Glaubst du vielleicht, es ist mir

angenehm, stets deine verzerrte Fratze vor mir zu haben? Mein Gott, ich werde mich glücklich schätzen, wieder eine lebendige menschliche Stimme zu vernehmen!"

Diesem Zornesausbruch des Doktors begegnete Mephistopheles mit Gelächter, als handelte es sich um einen liebenswürdigen Scherz, und er antwortete:

„Es ist Eure Sache zu befehlen, Doktor, die meine — zu gehorchen, und ich bin Euer gehorsamer Diener, bis sich nicht ein zufälliger Wechsel in unsern Beziehungen ereignet. Wenn ich dem Herrn „nein" sagte, so nur darum, weil ich fürchtete, Euch zu beunruhigen; ich selber bin natürlich über den neuen Reisegenossen, einen wackren Zecher und übereifrigen Redner, hocherfreut. Wein und Logik, — das sind einmal meine schwachen Seiten, ohne das ist das Leben kein Leben."

Dann wandte sich Mephistopheles an mich und fuhr fort: „Morgen in aller Frühe machen wir uns auf den Weg. Ihr findet uns im Gasthaus zu den ‚Drei Königen'."

Hierauf verabschiedeten wir uns höflich und gingen unserer Wege.

Es war noch recht früh, und es kam mir in den Sinn, ob ich nicht zum Wißmannschen Hause gehen solle, um, wenn auch nur heimlich, durchs Fenster zu spähen; sogleich spürte ich aber, daß mein Entschluß von gestern, abzureisen, und die Ereignisse von heute — Agnes Bild in meiner Seele mit dichten Schleiern überzogen hatten, und vergebens war ich bemüht, in meinem Herzen, die freundschaftlichen Ge-

fühle zu ihr wiederzufinden, — sie waren wie leichte Striche im Meeressande, die von der Flut großer Wogen weggewischt werden. So war ich nicht einmal neugierig, etwas über Agnes Schicksal zu erfahren, und bis heute weiß ich nicht, ob sie ihr Bruder für ihr Vergehen in irgend ein Kloster gesperrt hat, oder ob er sich damit begnügte, eine häusliche Strafe über sie zu verhängen, oder ob er, im guten Glauben an meine Märlein, ihr überhaupt verziehen hat. Später habe ich Agnes nie wieder gesehn, habe auch zu keinem über sie gesprochen, und erst, als ich diese Niederschrift begann, tauchte ihr Bild vor mir auf, das bis dahin friedlich in einem der vielen Särge in einem dunklen Winkel meines Gedächtnisses geruht hatte.

Zu Hause rechnete ich mit Luise ab, die bei dieser Gelegenheit Tränen vergoß, gab ihr die größeren Sachen, wie z. B. die Bücher, in Aufbewahrung, packte das übrige endgiltig zusammen, und warf mich dann auf mein Bett um nach diesem Tage der ungewöhnlichen Begebenheiten zu ruhen. Früh am Morgen, zur festgesetzten Stunde, war ich wieder auf den Füßen, warf mein Bündel über den Rücken und eilte zu den „Drei Königen", — einem der besten Gasthäuser der Stadt. Vor dem Tor stand ein fester Planwagen, bespannt mit vier braven Gäulen; im Flur standen Doktor Faust und Mephisto und gaben letzte Anordnungen über die Verpackung ihrer Habe. Der Doktor begrüßte mich liebenswürdig, Mephisto — schelmisch; übrigens konnte er nichts ohne zu spotten tun. Mein bescheidenes Bündel wurde hinten an den

Wagenkasten gehängt, dann setzte ich mich neben Doktor Faust in den Wagen, und Mephistopheles neben den Kutscher auf den Bock. Die Peitsche knallte, die Pferde zogen an, das Gefährt rollte auf dem Bonner Wege zum St. Severinstor, und führte mich, vielleicht für immer aus der Stadt Köln, in der ich die bemerkenswertesten Tage meines Lebens durchlebt hatte.

DAS ZWÖLFTE KAPITEL

Wie ich mit Doktor Faust reiste und die Zeit im Schlosse des Grafen von Wellen zubrachte.

Erst als wir die Mauern der Stadt weit hinter uns hatten, und als mein Blick unwillkürlich über die fernen Frühlingsgefilde streifte, kam es mir plötzlich zum Bewußtsein, wie absonderlich meine Lage wäre, und mich selber gewissermaßen aus der Vogelschau betrachtend, wie ich in einem fremden Wagen neben fremden Leuten sitze, die Gott weiß warum nach Trier fahren, — mußte ich still vor mich hinlachen. Und in der Tat, Schritt für Schritt, Stufe für Stufe hatte mich das Schicksal in eine Tiefe getrieben, die meinen früheren Absichten und Plänen so entfernt lag, daß mir die ganze Vergangenheit wie eine schneebedeckte, hinter Wolken verborgene Bergkuppe erscheinen mußte.

Da ich es mir aber von jeher zum Grundsatze gemacht habe, etwas Geschehenes nie zu bereuen, so war ich darauf bedacht, auch diese Reise mit Doktor Faust in einem mir freundlichen Lichte zu betrachten. Allgemach gelang es mir, trotz des Rasselns unsres Gefährtes, — seine Kufen hingen nämlich nicht in Riemen, wie man es wohl jetzt zur Bequemlichkeit der Reisenden einzurichten pflegt, — meinen Reisegefährten in ein lebhaftes Gespräch zu ziehn. Und sehr bald brauchte ich es nicht zu bereuen die Fahrt unternommen zu haben, denn Doktor Faust erwies sich als ein außerordentlich unterhaltender Gesell-

schafter. Wir redeten de omni re scibili, um das Schlagwort Piko de Mirandolas zu benutzen, und ich konnte mich davon überzeugen, daß alle Gebiete des Wissens, der Grammatik und der natürlichen Philosophie, der Mathematik und Physik, der Astronomie und der angewandten Astrologie, jeglicher Medizin und der Rechte, der Theologie, Magie, Ökonomie und aller übrigen Künste meinem Reisegefährten gleich vertraut waren, wie etwa ein Acker dem tüchtigen Landwirt. Im Anfang widersprach ich diesen oder jenen Bemerkungen des Doktors, dann unterbrach ich seine Rede mit kurzen Glossen, endlich aber wurde unsre Unterhaltung zu einem Monologe, und ich zog es vor, die Rolle des ehrfürchtig Zuhörenden auf mich zu nehmen. Dies dauerte solange, bis uns Mephistopheles vom Bocke aus sein immer verzerrtes Gesicht zuwandte, um meine andächtige Aufmerksamkeit durch irgend eine läppische Bemerkung zu stören.

Das geschah, als wir uns dem Flecken Brühl genähert hatten; den Pferden wurde eine Rast gegönnt, und etliche Stunden mußten wir in einem elenden Wirtshause zubringen. Dort trafen wir einige Lollharden, die mit uns ein Gespräch anknüpften und das Luthertum und ähnliche Lehren zu preisen unternahmen, indem sie darauf hinwiesen, wie die Macht des Schmalkaldischen Bundes der Protestanten, der jetzt fast mächtiger wäre im deutschen Reiche als der Kaiser selber, zunähme, wie der engelländische König sich erkühnte, sich selber an Stelle des Papstes für

das geheiligte Haupt des Leibes der Kirche zu erklären, wie die Könige von Schweden und Dänemark den geistlichen Herren erfolgreich den weltlichen Besitz streitig machten, wie hartnäckigen Widerstand endlich der neue Prophet Johann Bockelson in Münster dem katholischen Heere entgegenbrächte. Mephistopheles ließ sich zu einem Streite hinreißen, verteidigte voller Eifer das Ansehen der Heiligen Kirche und sagte unter anderm:

„Die neuen Ketzereien haben darum Erfolge, weil die Fürsten eine lebhafte Witterung haben, wie auch Hunde den Braten spüren; der Luther aber wird von einem guten Teufel an der Nase geführt. Endlich aber wird das Christentum durch all diese Konfessionen und neuen Katechismen so verflacht, daß die Hölle vom Ufer aus die Fischlein mit der Hand fangen wird."

Der geneigte Leser wird bald sehen, warum ich es für nötig hielt, diese Worte Mephistos hier zu vermerken.

Von Brühl fuhren wir auf dem Wege nach Eyskirchen, aber Doktor Faust und ich waren so ermattet, daß wir diesen Teil des Weges fast schweigend zurücklegten, obgleich Mephistopheles eifrig darauf bedacht war, uns zu erheitern, sei es durch seine Späße, sei es dadurch, daß er unsern Rosselenker, einen düstern, verbissenen Mann, von dem man nicht wußte, ob er Wegelagerer war, oder den Hefen des Volkes entstammte, veranlaßte Lieder zu singen. Gegen Abend trafen wir in Eyskirchen ein, jeder nur darauf bedacht, ein ruhiges Lager zu finden; unser aber war-

tete ein Abenteuer, als dessen Held wiederum der unermüdliche Schelm Mephisto sich zu betätigen wußte. Die Sache war diese: es waren in der Stadt so viele Fremde eingekehrt, daß man sich erst nach langem Widerstreben im Gasthofe „zum Schlüssel" bereit erklärte, uns die gemeinsame Trinkstube für die Nacht zu überlassen, erst aber wenn die Gäste auseinander gegangen wären. Wir mußten dankbar sein, daß wir soviel erreicht hatten. In der großen Stube des zweiten Stockes, die so gepfropft voll war, wie der Lagerraum eines Kauffahrteifahrers, zwängten wir uns in eine Ecke, um in Ermangelung eines unbesetzten Tisches auf einigen Brettern, die man quer über zwei leere Fässer gelegt hatte, zu Abend zu speisen. Der Wirt des Gasthauses und sein einziger Diener liefen die Kreuz und die Quer, scheinbar fassungslos, und als fühlten sie die Beine am Leibe nicht, von einem Tische zum andern, zwischen den zechenden, zum großen Teile schon betrunkenen Gästen. Lange bemühten wir uns etwas zum Essen zu bestellen; endlich packte Mephisto den Diener an der Gurgel, schnitt eine fürchterliche Fratze und schriee ihn an, er solle uns unverzüglich Wein und Hammelbraten bringen.
Nach einiger Zeit erschien der Bursche wieder, — vor Müdigkeit klebten ihm die Haare an der Stirn; er war offenbar ganz verblödet, — und schob uns ein Quart Wein und drei Gläser zu.
Wir fragten ihn sogleich, wo der Hammelbraten bliebe, er aber, durch die allseitigen Vorwürfe gereizt, antwortete grob:

„Wartet! Vornehmere Leute als Ihr müssen warten.“ Einige der Gäste lachten in trunkenem Mut über die uns gewordene Antwort; an einem weiter entfernten Tische schrie sogar jemand: „es geschieht ihnen recht, den Gecken!“ — obgleich keiner von uns durch kostbare Kleidung auffiel. Sich über die Worte des blöden Lümmels zu ärgern war natürlich unklug, — doch unwillkürlich ranzte ich den Tölpel an, wie man etwa bei einem drohenden Schlage schützend den Arm vorhebt. Allein Mephisto verwies es mir, packte den Burschen und rief mit übertrieben lauter Stimme: — „Du Taugenichts! Glaubst du — wir werden ohne Imbiß trinken! Zum wackern Becher Weines gehört ein wackrer Braten! Und wenn du mir den Hammelbraten zum Weine nicht schaffen willst, so werde ich dich selber fressen.“

Jene, die diese Rede hörten, lachten noch lauter: Mephistopheles aber leerte seinen gefüllten Becher auf einen Zug, sperrte seinen Mund ungeheuer weit auf (er wurde dem Rachen einer Schlange ganz ähnlich) und tat so, als wollte er den armen Jungen wirklich verschlucken. Und wie eigentümlich und unglaublich es auch scheinen mag, — ich bürge dafür, daß im nämlichen Augenblicke der Diener unseren Blicken entschwand, als wäre er überhaupt nicht da gewesen; Mephistopheles aber schloß die Lippen, wie nach einem besonders leckern Bissen, setzte sich wieder an den Tisch und bat um einen zweiten Becher Weines. Alle Anwesenden waren aufs höchste verwirrt; einige rissen buchstäblich den Mund weit auf, und für

einige Zeit wich der trunkene Lärm einer Stille, wie sie nur auf dem Meere vorkommt, wenn es ganz ruhig, wie ein grüner Spiegel daliegt.
Mitten in diese Stille sagte der Doktor halblaut zu seinem Gefährten:
— „Findest du wirklich Vergnügen daran, vor diesen Hohlköpfen als Wundertäter zu erscheinen?"
Mephisto antwortete ebenfalls halblaut:
— „Werter Doktor! wir alle erscheinen als irgend etwas: ich — als Wundertäter, Ihr — als Gelehrter, dem nichts teuer ist. Ein jeder Mensch ist nach Moses nur ein Ebenbild Gottes. Ich würde gerne wissen, was Euch außer solchen Erscheinungen bekannt wäre?"
Indessen kam der Wirt fassungslos und erschreckt gelaufen; er hielt die Mütze in der Hand, warf sich vor uns auf die Knie, als wären wir regierende Fürsten und flehte uns an:
„Liebwerte und gnädige Herren! Zürnet meinem Diener nicht; er ist melancholisch von Jugend an. Nach besten Kräften wollen wir Euch dienstbar sein; ich überlasse Euch mein eignes Zimmer für diese Nacht. Gebt mir nur meinen Diener wieder, denn ich habe heute zu viel zu arbeiten! Ich hätte es nicht gewagt so edle Gäste mit einer so nichtigen Bitte zu belästigen, aber seht selber: es ist nicht möglich, daß einer alle Arbeit schafft!"
Mephistopheles lachte. Sein Lachen war heiser und nicht fröhlich. Er sagte:
„Für dieses Mal, mein Freund, will ich verzeihen!

Gehe hinunter; unter der Treppe wirst du deinen Diener finden."
Der Wirt und alle Gäste, auch ich unter ihnen, eilten hinunter, und wirklich, unter der Treppe, dort wo das Brennholz geschichtet wurde, saß der arme Bursche und zitterte, wie ein neugeborenes Kalb, als schüttelte ihn ein hartes Fieber. Der Wirt zerrte ihn ans Licht, und wir alle fragten um die Wette, was eigentlich mit ihm geschehen wäre; doch konnte man kein Wort aus ihm herausbringen, denn offenbar hatte die Furcht sein Gedächtnis gelähmt. Wieder oben angelangt, hütete ich mich wohl Mephistopheles auszufragen, denn mir war seine Art mit nichtssagenden Scherzen zu antworten bekannt.
Was nun den Wirt anlangt, so hielt er Wort, und überließ uns für die Nacht sein Schlafgemach mit dem großen Ehebett. Er selbst begab sich mit seiner Frau in irgend eine Kammer. Seite an Seite mit dem Doktor verbrachte ich in diesem Bette die Stunden bis zum Morgengrauen, während Mephistopheles es vorgezogen hatte irgend wo anders zu übernachten. Vor dem Einschlafen fragte ich, mich harmlos stellend, den Doktor:
„Die Geschicklichkeit Eures Freundes spart Euch wohl manche Unannehmlichkeiten auf der Reise?"
Doktor Faust antwortete mir:
„Ich wünschte mir unterwegs, wie überhaupt im Leben das mannigfachste Ungemach, ob groß, ob klein, — dann vielleicht würde ich wissen, was Freude ist."
Die Worte sprach er ernster, als es meine Frage ge-

fordert hatte, dann aber schloß er die Augen, tat so, als ob er schliefe, und dann übermannte auch mich der Schlaf und verwirrte die Fäden meiner Gedanken, die an die Erlebnisse dieses Tages knüpften.
Früh am andern Morgen machten wir uns auf den Weg; der Wirt geleitete uns unter tiefen Bücklingen; wir fuhren in der Richtung nach Münstereifel, einem schönen Flecken mit einer altertümlichen Kirche, am Ufer der Erft. Hier rasteten wir, ohne daß diesmal etwas besondres vorgefallen wäre. Dann schwenkten wir um ein weniges nach Osten ab und fuhren zum Arsischen Gebirge durch die Ländereien des Erzbistums Trier; überall sahen wir schönen Lebensüberfluß, den das Land der weisen Regierung des entschlafenen Erzbischofs Richard von Greiffenklau zu verdanken hat. An diesem Tage war ich wieder bemüht, den Doktor zu Unterhaltungen und Monologen zu veranlassen, denn es war mir ein lebhaftes Bedürfnis, meine Aufmerksamkeit ganz gefesselt zu sehen, um mich loszuringen von den traurigen Gedanken an Renata und an das verlorene Glück, woran, ungeachtet der Reisebeschwerden, doch die Erinnerung von Zeit zu Zeit in mir laut wurde, ähnlich den isländischen Quellen, die zu bestimmten Stunden heiße Wasser emporwerfen.
Als der Tag sich neigte, und als wir Freisheim passiert hatten, überlegten wir, wo wir diese Nacht zubringen sollten; aber ein unerwartetes Ereignis änderte alle unsere Pläne, und führte mich auf nicht vorhergesehnen, gewundenen Pfaden zu der schicksal-

schweren Lösung der ganzen traurigen Geschichte, die ich auf diesen Seiten berichte. Dieses Ereignis ist ein Glied in der Kette jener Zufälligkeiten, die durch ihre sinnvolle Aneinanderreihung mich zu dem Glauben bestimmen, daß das Leben nicht ein Spielwerk blind waltender Naturkräfte ist, sondern die Schöpfung eines trefflichen Meisters, nach bestimmtem und wunderbar vollendetem Plane geordnet.

Schon seit längerer Zeit fesselte eine schöne Burg unsre Neugierde; sie erhob sich über dem steilen Ufer der Wischel, durch deren Tal wir fuhren, und beherrschte mit ihren uralten, viereckigen Türmen, den ganzen Horizont. Als wir nach einer Biegung des Flusses ihr ganz nahe gekommen waren, sahen wir einen Reiter uns eilig entgegensprengen; er schwenkte den Hut und machte uns deutliche Zeichen.

Mephistopheles ließ die Pferde halten, und der Bote, — er war wie ein Herold im Turniere gekleidet, — ritt heran, grüßte ehrerbietig und sagte:

„Mein Gebieter, Graf Adalbert von Wellen, der Herr dieser Burg, befahl mir zu erfragen, ob Ihr der hochgelahrte Doktor der Theosophie, Philosophie, Medizin und der Rechte Johannes Faust aus Wittenberg seid, der auf dem Wege nach Trier durch unsre Länder zu reisen die Absicht hatte?"

Doktor Faust erklärte, er wäre der Gesuchte, und der Bote fuhr fort:

„Mein Gebieter ersucht Euch und Eure Reisegefährten, zu uns in das Schloß zu kommen und für diese Nacht mit unserer Gastfreundschaft vorlieb zu

nehmen, oder für länger, wenn Euch dieses erwünscht ist."

Als Mephisto diese Worte hörte, rief er:

„Wertester Doktor! Merkst du nun, welchen Ruhmes wir uns in der ganzen Welt erfreuen! Was mich betrifft, so bin ich mit dem Vorschlag des Grafen einverstanden. Für mein Gefühl ist es um vieles vorzuziehen, sich in herrschaftlichen Betten zu recken und zu strecken, statt vom Ungeziefer in bäurischen Wirtshäusern gefressen zu werden, oder statt die Nacht nach florentiner Art in wirtlichen Ehebetten zuzubringen."

Diese letzte Äußerung ist damit zu erklären, daß die Florentiner im Rufe echter Sodomiten stehen.

Da nun weder der Doktor noch ich etwas gegen die liebenswürdig angetragene Gastfreundschaft einzuwenden hatten, so beeilten wir uns, dem Boten unsre Zusage zu geben und ließen die Rosse zur Burg lenken. Wir fuhren zuerst über die Zugbrücke, die über einen mit Wasser gefüllten Graben führte, in den ersten Hof; hier überließen wir Pferde und Wagen der Dienerschaft und gingen zu Fuß durch das zweite Tor in den Haupthof der Burg, der dank der Fürsorge des Besitzers in einen kleinen Garten nach italienischem Geschmack verwandelt war. An der Freitreppe, die in die inneren Gemächer der Burg führte, erwartete uns Graf Wellen, umgeben von einem kleinen Gefolge; er war jung und anmutig, trug ein kleines Bärtchen, und hatte eins jener freimütigen Gesichter, wie sie der venezianische Meister Tiziano Vecellio zu

malen liebt. Der Graf begrüßte den Doktor in einer höflichen Rede, in der er des Hermes Trismegistos und Albertus des Großen, der olympischen Götter und der biblischen Propheten gedachte, und deren überladene Schwülstigkeit mir erst in der Folge verständlich wurde. Der Doktor antwortete ihm kurz und würdig, und auf ein Zeichen des Grafen führten uns alsdann Pagen in die den Gästen zugewiesenen Gemächer; hier konnten wir unsere Kleidung nach den Strapazen der Reise in Ordnung bringen.

Schon während wir durch die Gemächer schritten, bemerkte ich, wovon ich mich später bei meinem verhältnismäßig langen Aufenthalt im Schlosse derer von Wellen zur Genüge überzeugen konnte, daß dieses Schloß zu den vornehmen Ausnahmen zählte, im Gegensatze zu den Raubritternestern, die immer häufiger zu einfachen Räuberhöhlen werden. Wie bekannt ist das Rittertum in unserer rauhen und nüchternen Zeit, wo in den Kriegen nicht so sehr tapfrer Mut als die Disziplin unter den Soldaten, die Anzahl der Kanonen, Pistolen und Musketen entscheidet, und wo im Leben nicht die Abstammung von vornehmen Ahnen, sondern die Macht des Geldes die größte Rolle spielt, sodaß die Bankiers mit Königen an Einfluß wetteifern können, — auf das Tiefste gesunken und die ehemaligen Paladine, gleichviel was Ulrich von Hutten zu ihrer Rechtfertigung sagen mag, gehören zu den rückständigsten Kreisen der Gesellschaft. Im Schlosse derer von Wellen aber waren überall Hinweise auf guten Geschmack und treffliche Erziehung

gegeben, vor allem aber zeigte sich ein verfeinerter Lebensgenuß, und ohne weiteres war es ersichtlich, daß der Gebieter der Burg Schritt zu halten bemüht war mit den Bestrebungen unseres Jahrhunderts, das der nämliche Hutten also zu preisen wußte: Herrlich ist es fürwahr in einer solchen Zeit zu leben. Reiche italienische Möbel in einigen Zimmern, Gemälde, die wohl aus der Schule des unvergleichlichen Künstlers Matthias Grünewalt stammten, gegossene Statuen, vielleicht gar von der Hand Peter Fischers und viele andre Kleinigkeiten waren neuen Mustrungen im prunkenden Gewebe einer altertümlichen, schweren, aber majestätigen Einrichtung etwa aus der Zeit der Kreuzzüge zu vergleichen. In den uns zugewiesenen Gemächern endlich, fanden wir die ausgesuchtesten Requisiten für unser Toilette: Wohlgerüche, Frottiertücher, Kämme, Bürsten und Nagelfeilen, geradezu als wären wir Dirnen oder römische Kurtisanen.

Während ich mich in duftenden Wassern wusch, dann mit Hilfe des Dieners meine Reisekleidung gegen ein vom Grafen zur Verfügung gestelltes Gewand aus blauer Seite vertauschte, fühlte ich mich, — wie beschämend ist dieser Ehrgeiz! — geschmeichelt, an solchem Orte als Ehrengast empfangen zu werden und vergaß dabei, daß ich nur als der zufällige Begleiter des Doktor Faust geladen worden war. Diese eitle Selbstzufriedenheit verließ mich auch dann nicht, als man uns in den Speisesaal hinunterführte; hier kamen wir an einen reich gedeckten Tisch, der wie der Stand

eines Händlers mit allerhand Gerichten und Weinen bestellt war, und an dem alle Schloßbewohner und der Graf und seine Gemahlin — die Gräfin Luise, eine Frau, die auf den ersten Blick älter als ihr Mann aussah, nichtsdestoweniger außerordentlich vornehm war und sich mit wahrhafter Majestät zu geben wußte — saßen. In diesem weiten Saale, der natürlich früher dem Senior als Empfangsraum für seine Vasallen gedient hatte, dessen Wände Gemälde, den trojanischen Krieg darstellend, schmückten und der von Fackeln und vielen Wachskerzen blendend erleuchtet war, fühlte ich mich für einige Augenblicke, — so kleinlich ist der Mensch! — beinahe glücklich inmitten der Schaar vornehmer Kavaliere, die von Seide und Atlas strotzten, an deren Hüten Straußenfedern nickten, und der Damen, deren ungewöhnlich zarte Haut von blitzenden Geschmeiden und Spitzen umrahmt war. Aber sehr bald folgte die gerechte Enttäuschung. Zunächst mußte ich mich davon überzeugen, daß mir persönlich keinerlei Beachtung entgegengebracht wurde, während ich, — mehr an das Lagerleben und an die stillen Unterhaltungen unter vier Augen gewöhnt, — mich der allgemeinen Lebhaftigkeit anzupassen nicht vermochte. Und zweitens konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß trotz aller Ehrenbezeugungen, die der Graf und seine Angehörigen dem Doktor zuteil werden ließen, doch aus ihrer ganzen Art, mit ihm und mit uns allen umzugehen, etwas wie versteckter Spott herausklang. In mir regte sich der Verdacht, der Graf hätte uns nur als seltsame Narren einge-

laden, mit denen man sich während der langweiligen Frühlingswochen die Zeit vertreibt, — und aus dem kleinen Verdachtsbäumchen sollte ein dicker Stamm werden.

Als man zu Tische ging, kam ich an das unterste Ende neben dem Schloßkaplan und irgend einem schweigsamen Herrn zu sitzen, die sich eher ihren Bechern als mir widmeten, — und es mir so ermöglichten, ungestört meine Beobachtungen zu machen. Ich bemerkte, daß die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf Doktor Faust, der neben der Gräfin saß, gerichtet war; unermüdlich wandte sich der Graf an ihn, bewirtete ihn, oder stellte die scheinbar ernstesten Fragen an ihn; wenn Faust zu reden begann, so machte der Graf ein Zeichen, daß alles schweigen sollte, als handle es sich für ihn um eine Enthüllung der Weisheit. Aber sowohl die allgemeine Artigkeit, als die rhetorisch vollendeten Lobeserhebungen des Grafen, vor allem aber die scheinbar gelehrten Fragen, die an den Doktor gerichtet wurden, klangen eher nach Spott und Hohn, und sogar drei- oder viermal beobachtete ich bei einigen der Anwesenden ein schlecht verhaltenes Lachen, das mir endgiltig bewies, daß die ganze Gesellschaft am Komplott beteiligt war. Als ich mich fest davon überzeugt hatte, daß meine Beobachtungen gerechtfertigt waren, schämte ich mich vor mir selber, fühlte mich wegen der Behandlung des Doktors gekränkt, und war nahe daran, mich unverzüglich zu erheben, einige scharfe Worte zu sagen und die Burg zu verlassen, wovon mich nur die Überlegung abhielt,

daß hier einzugreifen nicht meine, sondern meiner Reisegefährten Sache wäre.
Übrigens schien es als hätte Doktor Faust noch vor mir die Sache durchschaut, jedenfalls wurde er, der doch erst kürzlich zu mir — einem zufälligen Reisegefährten — so herzlich und offen geredet hatte, plötzlich wortkarg wie der Held des Maxentius Plautus. Die dringende Liebenswürdigkeit des Grafen erlosch gewissermaßen an seiner eiskalten Höflichkeit, und in der Regel umging er es, auf die hinterlistigen Fragen zu antworten, die allaugenblicklich von den Anwesenden an ihn, wie an ein Orakel, gerichtet wurden. Dagegen ließ sich Mephistopheles durch nichts verblüffen; er griff die Fragen im Fluge auf, als wären es Bälle, und antwortete wie mit spitzigen Pfeilen, die mehr als einmal, die anmaßenden Fragesteller ganz aus der Fassung brachten.
So wandte sich z. B. der jugendliche Vetter des Grafen, Ritter Robert, mit folgender Frage an Faust:
„Ich wollte Euch, hochgelahrter Doktor, nach den Mitteln fragen, vermöge derer man sich unsichtbar machen kann. Einige versichern es genügte, unter der rechten Achselhöhle ein Säckchen mit dem Herzen einer Fledermaus, eines schwarzen Huhnes und eines Frosches zu tragen. Die Mehrzahl derjenigen aber, die dieses Mittel erprobten, bezeugen, daß dieses Experiment nur schlecht gelänge. Andere wieder empfehlen ein viel komplizierteres Verfahren. Man müsse am Mittwoch vor Sonnenaufgang über einem Toten-

schädel, in dessen Augen, Ohren und Nasenlöcher man je eine schwarze Bohne gesteckt hat, das Zeichen des Dreiecks ziehen, ihn alsdann vergraben und im Verlaufe von acht Tagen dieses Grab regelmäßig begießen; am achten Tage würde ein Dämon erscheinen und fragen, was man da täte; man müßte antworten: „ich begieße meine Blume;" hierauf würde der Dämon um die Gießkanne bitten und die Hand danach ausstrecken; wenn auf seiner Hand dasselbe Zeichen zu sehen ist, wie jenes, das über dem Totenschädel gezogen wurde, so soll man ihm die Kanne geben, und der Dämon selber wird die Saat begießen; am neunten Tage wird eine Bohne keimen, und es genügt, einen Kern von diesem Gewächs in den Mund zu nehmen, um unsichtbar zu werden. Allein dieses Verfahren ist zu umständlich. Die dritten endlich beteuern, das einzige Mittel um unsichtbar zu werden, wäre der Ring des Gyges, von dem Plato und Cicero zu berichten wissen; dieser Ring ist indes unwiederbringlich verloren."

Kaum hatte der Ritter seine Rede beendet, als Mephistopheles rief:

„Allergnädigster Herr! Mir ist ein ganz einfaches Mittel bekannt, um unsichtbar zu werden."

Es versteht sich, daß sich nach diesen Worten die Blicke aller auf Mephistopheles richteten, als wäre er Aeneas, der den Karthagern von Trojas Untergang erzählte, — er aber rief in die allgemeine Stille:

„Um unsichtbar zu werden, genügt es sich hinter

einem undurchsichtigen Gegenstande zu verbergen, z. B. hinter einer Mauer."
Diese scharfsinnige Bemerkung enttäuschte alle; allein bald darauf wandte sich der Seneschall der Burg mit folgender Frage an den Doktor:
„Hochzuverehrender Doktor! Ihr seid weit in der Welt herumgekommen. Erklärt uns nun, ob es wahr ist, daß die Gebeine jener Eselin, auf der Jesus Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt, in Verona ruhen? und ob die andre Eselin, auf der einmal der Prophet Bileam geritten ist, noch lebt und an einer verborgenen Stelle in Palästina versteckt gehalten wird, um am Tage der zweiten Wiederkunft den Propheten Elias vom Himmel hinunter zu tragen?"
Wiederum unternahm es Mephisto zu antworten; er sagte:
„Die Berichte, von denen Ihr, liebenswürdiger Herr, spracht, hatten wir keine Gelegenheit nachzuprüfen. Warum sollte indes Bileams Eselin nicht unsterblich sein, wenn doch im Verlaufe von Jahrtausenden selbst die Esel unter den Menschen nicht aussterben!"
Dieser Witz wurde von der ganzen Gesellschaft belacht; aber immer neue und neue Fragen wurden von allen Seiten des Tisches an Doktor Faust gerichtet, und in dem Maße als das Gelage andauerte und als die Gesellschaft trunkener wurde, wurden auch die Fragen immer dreister und dreister, ja sie erinnerten mitunter ganz an Beleidigungen. Gleichzeitig konnte ich von meinem Beobachtungsposten aus bemerken, wie die trunkenen Kavaliere in ihrem Benehmen freier wur-

den, als es sich ziemte, wie sie heimlich die Hände und Brüste ihrer Nachbarinnen drückten, oder wie andere vom Weine erhitzt, unbemerkt die sie beengenden Knöpfe lockerten. Hier aber unterbrach der Graf, der sich den ganzen Abend über sehr vornehm gehalten hatte, die beginnende Orgie und hielt folgende Ansprache:

„Es will mir scheinen, Freunde, daß es an der Zeit ist unseren Gästen Ruhe zu gönnen. Wir haben Bachus, Comes und Minerva gefeiert; nun wollen wir Morpheus unser Opfer darbringen. Danken wir unsern Freunden für ihre weisen Reden und wünschen wir ihnen freundliche Beratung des Gottes Phantasus."

Die klare, befehlende Stimme des Seniors bewirkte, daß alle Anwesenden wieder die Herrschaft über sich gewannen, sich vom Tische erhoben und gute Nacht wünschten, wieder unter Erweisen außerordentlicher Höflichkeit. Wir drei verbeugten uns vor dem Grafen und vor der Gräfin und dankten für die Bewirtung; dann führten uns Pagen in unsre Gemächer, in denen alle Bequemlichkeiten für die Nacht hergerichtet waren: weiche Betten, Schlafröcke, Pantoffeln, Schlafmützen und sogar Nachtgeschirre. Es fehlte nur, daß der liebenswürdige Graf in seiner Zuvorkommenheit so weit gegangen wäre, jedem von uns ein Frauenzimmer leichter Lebensführung beizugesellen, wie es seiner Zeit die Bürger der Stadt Ulm für den Kaiser Sigismund und für sein Gefolge getan haben.

Was mich anlangt, so gab ich mir vor dem Ein-

schlafen in diesem Raume, in dem früher vielleicht ein Kreuzritter aus dem Heere Gottfried von Bouillons geruht haben mochte, das Wort — noch morgen in aller Frühe diese Burg zu verlassen, wenn auch ohne meine Begleiter. Dies hatte ich indes ohne Gottes Ratschluß — wie man wohl sagt — beschlossen, und alles kam anders, denn das Schicksal, das mich zum Grafen Adalbert geführt hatte, verfolgte weitere Ziele mit mir, als etwa mich nur an den Tafelfreuden vornehmer Nichtstuer teilnehmen zu lassen.

Meiner Gewohnheit entsprechend wachte ich früh am andern Morgen auf; ich wollte niemanden stören, stieg leise die Treppe hinab und trat auf den Balkon, eine Art italienischer Loggia, wie man sie häufig an unsern alten Ritterburgen findet. Ich lehnte mich an eine der Säulen, sog die frische Luft des Frühlingsmorgens in mich, ließ meine Blicke über die schönen, weiten Felder schweifen und mußte, ohne es zu wollen, mein Schicksal überdenken. Traurige Gedanken durchbrachen den Damm des Bewußtseins und drohten meine Seele zu ersticken. Ich mußte an Renaten denken, wie sie irgendwo, in einer mir unbekannten Stadt, Stunden neuer Glückseligkeit in den Armen eines andern — nicht in meinen Armen — durchkostete; oder wie sie vielleicht ganz im Gegenteil sich nach mir zurücksehnt, ihre Flucht von mir bereut, und doch keine Möglichkeit findet zurückzukehren, und so für immer von mir getrennt ist; oder dann, — sie ist krank, sie fällt in die ihr gewohnte Verzweiflung;

fremde, grobe Leute umringen sie, lachen über ihr Leiden, über ihre wunderlichen Reden, und keiner wird zu ihr treten, wie ich es tat, um ihre Qualen mit einem gütigen Troste oder durch eine zarte Liebkosung zu mildern .... Und der Kummer übermannte mich so mächtig, daß ich nicht an mich halten konnte, meinen Kopf gegen die steinerne Brüstung lehnte und meinen Tränen, die keinen Halt kannten, freien Lauf ließ.

Als ich so weinte, — glaubte ich doch allein auf dem Balkon des Schlosses zu sein, — fühlte ich, daß eine Hand meine Schulter berührte. Ich hob den Kopf und sah, daß der Graf selber vor mir stand. Obgleich er jünger war als ich, legte er doch mit einer Bewegung, die man väterlich nennen konnte, seinen Arm um meine Hüfte, führte mich durch die Galerie und fragte mich teilnehmend-freundschaftlich, worin mein Kummer bestünde, ob mich jemand seiner Leute beleidigt, ob ich Mißerfolge in meinem Leben zu beklagen hätte. Verlegen und beschämt kämpfte ich meine Erregung nieder und antwortete dem Grafen, daß ich meinen Kummer zusammen mit meinem Mantelsack trüge, und daß ich mich über nichts im Schloße beklagen könnte. Allein der Graf wollte mich nicht allein lassen, und so setzten wir unser Gespräch fort, auf dem Balkon auf und ab gehend.

Bald war ich genötigt zu erklären, daß ich nicht zu den Begleitern Doktor Fausts gehörte, sondern erst drei Tage zuvor ihn kennen gelernt hatte, und dieser Umstand nahm den Grafen außerordentlich zu meinen

Gunsten ein. Gleichzeitig ließen mich die Reden des Grafen, in denen sich fast mit einer zu lauten, fast möchte ich sagen merkurialen Lebendigkeit die gute Erziehung kund tat, seine Teilnahme an dem uns gestern zugefügten Spott vergessen, und gestatteten mir, ihm mit Vertrauen zu begegnen. Und als es sich zeigte, — ein Wort hatte das andre gegeben, — daß wir gemeinsame Lieblinge unter den Autoren und deren Werken hatten, konnte ich weder Grund noch Ursache finden es dem Grafen abzuschlagen, als er mich aufforderte, seine Bibliothek zu besichtigen.
Im Arbeitszimmer des Grafen überzeugte ich mich aufs neue von der Richtigkeit meiner ersten Beobachtung, daß der Graf zu den vorzüglichsten Leuten seines Standes gehörte, denn seine Sammlungen hätten jedem Gelehrten Ehre gemacht. Er führte mich an ganzen Reihen von Bücherständen vorbei, zeigte mir kostbare Einbände aus Pergament, Holz, rotem, grünem und schwarzem Leder, und verschiedene seltene Ausgaben, die aus den besten Druckstöcken stammten, und die von ihm als einem Liebhaber gesammelten Wegweiser durch unser Jahrhundert, wie z. B. die „Epistolae obscurorum virorum", „Laus stultitiae", „Oestrus", denen ich wie guten, alten Bekannten, die ich lange nicht gesehen hatte, begegnete. Dann zeigte er mir verschiedene wissenschaftliche Gerätschaften, deren er eine Menge hatte: Erd- und Himmelsgloben, Astrolabien, Armillen, Torqueten und noch etliche mir unbekannte Instrumente; bei dieser Gelegenheit erzählte er auch von der erstaunlich-kühnen Theorie des Nikolaus Ko-

pernikus aus Frauenburg über die Beschaffenheit des Himmels; ich hörte zum ersten Male davon sprechen, denn bis jetzt sind die Abhandlungen dieses Astronomen noch nicht erschienen. Endlich öffnete der Graf einige Truhen und entnahm ihnen handschriftliche Codices lateinischer Schriftsteller, die er von benachbarten Klöstern erworben hatte, eine Sammlung wunderbarer alter Gemmen, die er von einer Reise nach Italien mitgebracht hatte, und endlich aus einer besonderen Schatulle einen Packen Briefe des berühmetn Ulrich Zasius, mit dem er in regem Briefwechsel stand. Da war leicht zu sehen, daß der Graf seine Sammlungen mit einer gewissen kindischen Prahlerei vorführte, immerhin söhnte mich seine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ganz mit ihm aus, und in der Absicht, ihm etwas Angenehmes zu sagen, meinte ich, der Vatikan könne ihn um seine Schätze beneiden. Der Graf war von dieser Schmeichelei vollends entzückt; ich mußte mich ihm gegenüber setzen und er sprach:

„Ich kann euch nicht fürder für einen Fremden halten, denn auch Ihr zählt zu jenen neuen Leuten, wie auch ich dazu zähle, und — bei Hyperion schwöre ichs — ich müßte mich schämen euch zu hintergehen. Darum muß ich Euch zunächst ersuchen mir aufrichtig zu sagen, was Ihr von Doktor Faust haltet."

Ich antwortete, daß ich Faust für einen Menschen aus der alten Schule hielte, der aber ungewöhnlich klug und gelehrt wäre und enthielt mich nicht der Bemerkung, daß er einer größeren Aufmerksamkeit

wert wäre, als wie man sie ihm im Schloß entgegenbrächte.
Hierauf antwortete der Graf folgendes:
„Wißt Ihr auch, welche Gerüchte über ihn und über seinen Begleiter umgehen? Man sagt, dieser Mephistopheles wäre niemand anders als der Teufel selber, der sich dazu verpflichtet hat, dem Doktor vierundzwanzig Jahre zu dienen, mit dem Beding, späterhin Gewalt über seine Seele zu haben. Natürlich, an diesen Unsinn glaube ich nicht, wie ich überhaupt an Verträge mit Dämonen nicht glaube, und schätze, der Teufel dürfte ein schlechtes Geschäft machen, wenn er für wirklich geleistete Dienste eine Seele eintauschte. Mir scheint, die Sache liegt viel einfacher, und Eure Reisegefährten und meine Gäste sind einfach Gaukler, die sich nicht etwa höllischer Kräfte, sondern der Kniffe geschickter Charlatane bedienen. Sie reisen von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, künden sich als Wundertäter an und zeigen ihre Kunststücke; dafür sammeln sie Geld, wovon sie sorglos leben können."
Diese Worte verwirrten mich gänzlich, denn ich hatte bis zu diesem Augenblick Doktor Faust für einen Ehrenmann gehalten, und ich verteidigte ihn voller Eifer, so daß wir in einen recht heftigen Wortstreit gerieten. Schließlich gestand mir der Graf ummwunden, daß er den vorüberreisenden Doktor nur mit der Absicht zu sich geladen hätte, um seine Machenschaften aufzudecken und um ihn zu entlarven. Er machte mir den Vorschlag, an dem allgemeinen Komplotte teilzunehmen und ihm bei seinem Vorhaben

behilflich zu sein. So stand ich plötzlich vor einer schwierigen Wahl, wie Herkules am Scheidewege, nur mit dem Unterschiede, daß es für mich weniger klar lag, wo die Tugend, wo das Laster zu suchen wäre, denn sowohl das Bild des Grafen, das ich mir nach dieser Unterredung machte, war ein sehr anziehendes, als ich andrerseits über Faust nur das Beste zu sagen wußte. Eine Zeit lang schlug das Zünglein meiner Herzenswage recht unbestimmt hin und her, dann aber fand ich das rechte Gleichgewicht und sagte dem Grafen:

„In keinem Falle kann ich an einem Komplotte gegen einen Menschen teilnehmen, der mir nichts böses getan hat, und den für sehr erleuchtet zu halten ich Grund habe. Doch aus Ehrerbietung zu Euch, Herr Graf, werde ich Eure Pläne nicht durchkreuzen, und verspreche Euch, meinen Reisegefährten mit keinem Worte die Verabredung gegen sie zu verraten."

Als ich dem Grafen so meinen Entschluß kundgetan hatte, schien es mir nicht angebracht von meiner Abreise zu sprechen, und ich beschloß, noch einen Tag auf der Burg zu bleiben, muß aber gestehen, daß ich nur mit einiger Verlegenheit, und wie ein Schuldiger dem Doktor und Mephistopheles zu begegnen vermochte. Und mit diesem Gefühle, weder am einen, noch am andern Ufer gelandet zu sein, gewissermaßen im Felde zwischen zwei feindlichen Heerlagern, konnte ich mich noch weniger als am Vorabend, wie ein fröhlicher Kumpan benehmen, und schon von diesem Tage an galt ich in der Burg als ein düstrer, menschen-

feindlicher Geselle. Übrigens habe ich bemerkt, daß wir in derselben Gesellschaft immer die gleiche Maske tragen, in der wir zufällig das erste Mal dort erschienen und dabei ist jeder von uns genötigt, in den verschiedenen Kreisen auch die verschiedensten Gesichter zur Schau zu tragen.

Jener zweite Tag, den wir im Schlosse des Grafen zubrachten, wurde ganz ausgefüllt von einer Jagd, die zu Ehren der Gäste des Grafen veranstaltet wurde; darüber will ich nichts weiter berichten, um nicht zu oft in meiner Erzählung vom eingeschlagenen Wege abzuweichen. Ich will nur sagen, daß, ungeachtet der frühen Jahreszeit, diese Jagd als eine sehr gelungene bezeichnet werden kann, denn, außer daß sie den Teilnehmern zur größten Lustbarkeit gereichte, wurde ein Eber erlegt, ein in jenen Gegenden selten vorkommendes Tier. Wie gestern, so war Faust auch heute die Zielscheibe allerhand Spottes, dem wiederum Mephistopheles bald scharfsinnig, bald derb und grob zu begegnen wußte, indem er sich als einen Gesellen aufspielte, den die Spanier chocarrero zu nennen pflegen, wodurch er sich unzweifelhaft die Gunst der Damen zu erobern wußte.

Erst spät kehrten wir in die Burg zurück, fröhlich und so zu sagen feurig ermüdet, wie man es nach scharfer Bewegung in freier Luft zu sein pflegt, und wieder wartete unser ein üppiges Mahl, im nämlichen Saale wie gestern zubereitet. Allein diesmal wollte der Graf sein Vorhaben nicht länger aufschieben und, — kaum war der erste Hunger gestillt, —

wandte er sich selber mit folgender Rede an den Doktor: „Verehrter Doktor, es ist uns zu Ohren gekommen, daß Ihr auf dem Gebiete der Magie glänzende Erfolge erzieltet, so daß es unpassend erscheint nur einen der zeitgenössischen Magier mit Euch zu vergleichen, weder den Spanier Torralba (möge es seine Seele leicht haben im Reiche Plutos!), noch den jungen Nostradamus, über den heutzutage so viel geredet wird. Des weiteren ist uns bekannt, daß Ihr den Bitten anderer Leute Eure Kunst zu zeigen nicht widerstanden habt und z. B. dem Fürsten von Anhalt die Möglichkeit gabt, Alexander den Großen von Mazedonien und seine Frau von Angesicht zu Angesicht zu sehen, durch Eure Beschwörungen aus dem Schatten des Orkus an das Licht des Helios gezwungen. Nun schließt sich die ganze Gesellschaft meiner Bitte an und fleht zu Euch, auch uns, wenn auch nur einen Bruchteil, Eurer wundergleichen Kunst vorzuführen." Mit gespanntester Aufmerksamkeit wartete ich darauf, was Doktor Faust antworten würde, denn aus der Bitte des Grafen hatte ich deutlich die Klappen und Federn einer Falle herausgehört, und ich hätte gewünscht, daß der Doktor mit scharfen Worten die anmaßende Rede unterbrochen hätte. Zu meinem Erstaunen aber antwortete Doktor Faust, der sich doch die ganze Zeit über sehr zurückhaltend benommen hatte, mit einiger Anmaßung:

„Liebwerter Graf, aus Dank für Eure Gastfreundschaft bin ich nicht abgeneigt, Euch das wenige zu zeigen, wozu mich mein bescheidnes Wissen befähigt,

und ich schätze, der Graf von Anhalt wird mit Nichts vor Euch prahlen können."
Wie ich jetzt glaube, wollte Faust gekränkt durch das Benehmen des Grafen und seiner Angehörigen — ihnen allen beweisen, daß er tatsächlich über ihnen unbekannte Kräfte verfügte, und um dieser nicht sehr würdigen Ruhmsucht zu genügen, erniedrigte er die Magie zu einer öffentlichen Schaustellung. Damals aber, vom Verdachte des Grafen beeinflußt, glaubte ich, der Doktor hätte, jener Bitte nachgebend, sich selber als verkäuflichen Charlatan bloßgestellt, denn diese allein besitzen die Gabe, zu jeder beliebigen Zeit und an jedem beliebigen Orte Geister erscheinen zu lassen, — und so war ich nahe daran, ihn mit jenen Marktschreiern über einen Kamm zu scheeren, die durch die Dörfer ziehen und Amulette, heilende Pflaster, Zauberpillen, mausgebbare Taler und anderes mehr verkaufen. Unterdessen hatte sich Mephistopheles erhoben, trat an Faust heran und flüsterte ihm nachdrücklich etwas ins Ohr; der aber zuckte heftig die Schultern und sagte: „ich will es so," und Mephistopheles trat ungezwungen zur Seite. Da sich in diesem Augenblicke alle lärmend vom Tisch erhoben hatten und den Doktor umringten, um ihm für seinen Entschluß zu danken, benutzte ich die günstige Gelegenheit und verließ den Raum; ich ging auf die Galerie, ärgerte mich über mich selber, daß ich meinen gestrigen Entschluß nicht zur Ausführung gebracht hatte, und hatte das Gefühl als wäre mein Herz eine verstimmte Laute. Allein die Neugierde, oder richtiger

— der Wissensdrang, dessen ich mich nicht wenig schäme, ließ es mir nicht statthaft erscheinen diesen Abend getrennt von der Gesellschaft zu verbringen, und etwa nach einer halben Stunde kehrte ich in den Saal zurück, um Zeuge des von Doktor Faust ausgeführten magischen Experimentes zu sein; dieses Experiment will ich nun ebenso unparteiisch, wie alles übrige hier Aufgezeichnete beschreiben, ohne dem nur etwas hinzuzufügen, was sich meinem Gedächtnis einprägte.

Im Saale waren die Tische und Sessel in eine Ecke gerückt und alle Anwesenden saßen auf Bänken, die man in Reihen aufgestellt hatte; man flüsterte und lachte, und erwartete den Beginn des Experiments, als handelte es sich um die Vorstellung eines lustigen Schäferspiels. Für den Grafen und seine Gemahlin waren zwei Sessel weiter vorgerückt; Mephistopheles stand neben ihnen und gab irgendwelche Erklärungen, während Doktor Faust, ganz bleich im Gesicht, den Dienern die letzten Anweisungen erteilte. Ich setzte mich auf das äußerste Ende einer Bank in der zweiten Reihe und konnte von hier aus alles bequem überblicken.

Als sich die Anwesenden um einiges beruhigt hatten, sagte Doktor Faust:

„Durchlauchtigster Graf, durchlauchtigste Gräfin! Schöne Damen und edle Ritter! Sogleich werde ich von Angesicht zu Angesicht vor Euch erscheinen lassen Helena, die Gemahlin des Königs Menelaos, die Tochter Tindars und der Leda, eine Schwester des Kastor

und Pollux, jene Frau, die in Hellas die Schönste genannt wurde. Die Königin wird in der nämlichen Gestalt wie zu ihren Lebzeiten vor Euch erscheinen; sie wird durch Eure Reihen gehen und Ihr dürft sie anschauen; sie wird etwa 5 Minuten unter uns weilen, dann aber muß sie aufs neue entschwinden."
Doktor Faust sprach diese Worte sehr fest, doch schien es mir, als ob seine Stimme gezwungen klänge, und der Blick seiner Augen war zu sehr gespannt, so daß man glauben konnte, er selber vertraute nicht dem Erfolge des von ihm begonnenen Werkes. Kaum hatte er seine Rede beschlossen, als Mephistopheles streng und herrisch hinzufügte:
„Ich warne Euch davor, hochedle Damen und Herren, wenn auch nur ein Wort zu sprechen während die Erscheinung unter uns weilt; es darf keinerlei Rede an sie gerichtet werden, sie darf nicht berührt werden, und man hüte sich davor, sich von den Plätzen zu erheben, — dies alles muß uns versprochen werden."
Der Graf antwortete im Namen aller, daß man diese Bedingungen anerkennte; dann befahl Mephistopheles, die Fackeln und Kerzen, die im Saale brannten, zu löschen, mit Ausnahme einer ganz im Hintergrunde brennenden Kerze, so daß es fast ganz finster wurde. Allgemach verstummte in dieser drückenden Dunkelheit, in der erregten Erwartung jedes Geflüster und das Rauschen der Kleider, und die ganze Gesellschaft schien in die dunkle Tiefe des Schweigens gehüllt. Und dann hörte man in den verschiedenen Ecken des Zimmers dieselben klopfenden, ächzenden Geräusche, die ich so

oft zusammen mit Renata vernommen hatte, und mein Herz begegnete ihnen mit dumpfem Klopfen. Langsam schwammen leuchtende Sterne durch den Raum, sie erloschen plötzlich, und ungeachtet, daß ich in Dingen der Magie kein Neuling mehr war, zitterte ich doch am ganzen Leibe.

Endlich löste sich in einem entfernten Winkel eine weißglänzende Wolke vom Estrich; sie bebte und schwankte, sie erhob sich, wuchs, dehnte sich und nahm die Gestalt eines menschlichen Körpers an. Nach einigen Augenblicken wurde in der Wolke ein Gesicht deutlich, die Nebelsträhnen formten sich zu Falten im Gewande, und es war, als schwebte uns eine lebendige Frau entgegen, die wegen der tiefen Dunkelheit im Zimmer nur undeutlich zu erkennen war. Erst näherte sich die Erscheinung dem Grafen und blieb eine Zeit lang, leise schwankend, vor ihm stehen; dann bewegte sie sich langsam, als schwebte sie durch die Luft, nach links und näherte sich mir. Und wie sehr ich auch erschüttert war von dem Schauspiel, ich zwang mich zu der gespanntesten Aufmerksamkeit, um die Erscheinung in allen Einzelheiten zu betrachten.

Soweit ich mich daran erinnere, war Helena nicht groß von Wuchs; sie trug einen tiefpurpurnen Mantel, in der Art etwa wie sie der Künstler Andrea Mantegna zu malen liebte; ihr goldblondes Haar hing frei herab und war so lang, daß es ihr bis an die Knie reichte; ihre Augen waren schwarz wie Kohlen, und die Lippen ihres kleinen Mundes brannten; ihr Hals war weiß und biegsam wie der eines Schwanes, und

ihre ganze Erscheinung war durchaus nicht fürstlich, aber reizend bis zur Unglaublichkeit. Sehr schnell glitt sie an mir vorüber, und zwischen den Zuschauern dahinschwebend nahte sie dem Doktor. Dieser, nur soviel konnte ich in dem Halbdunkel erkennen, stürzte in größter Erregung vor und streckte die Hände nach ihr aus. Diese Bewegung setzte mich in Erstaunen, denn ich konnte daraus schließen, daß die Erscheinung Fausten selber unerwartet kam.

Kaum aber hatte ich Zeit gefunden dieses zu erfassen, als sich etwas anderes ereignete, das das ganze Experiment, — es hatte so vielversprechend begonnen, — zerstörte. Als nämlich Helena, vor Faust zurückweichend, sich dem Vetter des Grafen näherte, der links in der zweiten Reihe saß, sprang dieser plötzlich auf, umfaßte die Erscheinung mit kühnem Arm und rief mit lauter Stimme: „Licht!" Im selben Augenblick stürzte Faust mit einem Ausruf der Trauer und des Mißfallens auf ihn zu, alle Anwesenden erhoben sich lärmend von ihren Sitzen, und die Diener, schon früher beauftragt, rissen die Fackeln heraus, die sie bis dahin irgendwo verborgen gehalten hatten, und durch den Saal flutete ihr gelbliches Licht.

In der allgemeinen Verwirrung ließ sich im ersten Augenblicke nichts feststellen; alles machte den Eindruck als hätte zwischen den vornehmen Gästen ein Handgemenge stattgefunden, aber das energische Auftreten des Grafen brachte bald alle zur Besinnung. Wir sahen den Ritter Robert, der in der Hand einen Fetzen tief-purpurner Seide hielt und eigensinnig wiederholte:

„Sie riß sich aus meinen Armen, sucht sie im Saal, sie muß hier sein!"
Aber allen war es klar, daß ein lebendes Wesen der Aufmerksamkeit von so vielen Augen nicht hätte entschlüpfen können, und man mußte zugeben, daß das Gespenst der Helena von Griechenland den Armen des allzukühnen Ritters entschwunden und sich wieder in das Wölkchen verwandelt hatte, aus dem es entstanden war. Doktor Faust führte bittre Klage beim Grafen, daß die zugestandenen Bedingungen nicht eingehalten worden waren, Mephistopheles aber erstickte den entfachten Streit mit eiskalten Worten:
„Wir alle müssen uns zufrieden geben, — sagte er, — der Doktor, weil es ihm gelungen ist, ein so reizendes Gebilde zu enthüllen, daß der Ritter seine Leidenschaft nicht zu zähmen wußte, — der Ritter, daß sein Versuch, Helena von Griechenland zu besitzen ungestraft blieb. Deiphobos war bekanntlich weniger glücklich: für die nämliche Tat wurden ihm Nase und Ohren abgehauen."
Diese Rede war natürlich dreist und sie wäre Mephistopheles teuer zu stehn gekommen, wenn nicht sowohl der Ritter, als der Graf sich beschämt gefühlt hätten, und froh waren, das ganze Mißverständnis gütlich beilegen zu können. Der Graf begann eine recht verworrene Rede zu halten, in der er sich halb zu entschuldigen, halb bei Faust zu bedanken versuchte, — ich aber ging still aus dem Saal und entfernte mich in mein Zimmer, denn plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, wie schmachvoll es war, an dieser ganzen

sinnlosen Geschichte noch weiter teilzunehmen. Was die Erscheinung auch gewesen sein mag, ob tatsächlich die durch Magie bewirkte Auferstehung einer Verstorbenen, die zu unvordenklichen Zeiten gelebt hatte, oder ob nur eines jener neuen Kunststücke, wie sie Mephistopheles so meisterlich vorzuführen wußte, — mir jedenfalls wollte es scheinen, daß wir, die Zuschauer, in jedem Falle eine erniedrigende Rolle hatten spielen müssen, und ich wollte so schnell als möglich diese betrüblichen Eindrücke von mir abschütteln, wie man Regentropfen von einem Mantel abschüttelt.
Ich warf mich aufs Bett, und als nach einige Zeit Doktor Faust im Vorübergehn an meine Tür klopfte, tat ich absichtlich so, als ob ich schliefe, und antwortete nicht.

DAS DREIZEHNTE KAPITEL

Wie ich beim Grafen von Wellen in Dienste trat, wie der Erzbischof von Trier in unsre Burg Einzug hielt, und wie wir uns mit ihm in das Kloster des Heiligen Ulfilas begaben.

Die Beschwörung der Helena von Griechenland war das letzte Ereignis in meinem Zusammenleben mit Doktor Faust, denn schon am darauffolgenden Tage trennte ich mich von ihm, wozu mich, außer der Allgemeinheit meiner Beziehungen zu meinen Reisegefährten, vor allem ein Umstand bewog.

Als ich nämlich plötzlich in der Nacht aufwachte, hörte ich im benachbarten Zimmer, das meinen beiden Reisegenossen zur Verfügung gestellt worden war, undeutliche Stimmen, und — unwillkürlich hinhorchend — unterschied ich Mephistos Stimme, der folgendes sagte:

„Danke es dem Heiligen Georg und mir, daß das Experiment heute gelungen ist; es gibt aber Dinge, die man nicht gut tut zweimal zu versuchen. Bilde dir nicht ein, die ganze Welt, Gegenwart und Zukunft, wäre nur ein Spielzeug in deiner Hand."

Faust sprach mit erhobener zorniger Stimme:

„Wozu der Streit! Ich will sie noch einmal sehen, und du wirst mir dabei helfen. Und wenn es mich den Hals kosten sollte, — was läge daran!"

Mit spöttischer Stimme entgegnete Mephistopheles:

„Die Sterblichen lieben es ihr Leben aufs Spiel zu setzen, wie der Bettler seinen letzten Taler. Ein jeder

Narr bringt es fertig sich das Genick zu brechen, — Sache des einsichtigen Mannes ist es zu überlegen, ob die Angelegenheit die Mühe auch wert ist."
Faustens zornige Stimme ertönte:
„Wenn du dich weigerst mir zu helfen, so sind wir morgen schon geschiedene Leute!"
Ich hörte Mephistopheles seltsam und unangenehm lachen, dann seine Antwort:
„Du kennst keine andre Zeit als ‚morgen'. Denke doch nur daran, daß du dir zuvor diesen kölnischen Hanswurst vom Halse schaffen mußt, der so gehorsam zu allem, was du sagst, mit den Augen zwinkert. Gestern bemerkte ich, daß er wohl eine Stunde lang mit dem Grafen tuschelte und — ich schätze — wir können uns von ihm eines jeden Verrates versehen."
Diese beleidigende Äußerung Mephistos über mich kränkte mich in jenem Augenblick nicht im mindesten, denn ein anderes hatte ich von ihm nicht erwartet, — hingegen horchte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit, daß die beiden Streitenden im zornigen Eifer das Geheimnis ihrer merkwürdigen Beziehungen zueinander vor mir enthüllen würden. Plötzlich aber — und ich weiß selbst nicht warum — fiel ich in so tiefen Schlaf, als hätte Mephistopheles — es fühlend, daß ich horche — dieses plötzliche Schwinden des Bewußtseins durch irgend eine Besprechung über mich gebracht. Das was ich gehört hatte genügte mir aber, um am darauffolgenden Morgen, nachdem ich die Eindrücke der Nacht in meinem Gedächtnis geordnet hatte, an mich die Frage zu richten, ob es angebracht

wäre, noch länger mit Doktor Faust zusammen zu bleiben, da ich ihm doch augenscheinlich zur Last fiel, und nach kurzem Nachdenken kam ich zum Schluß, es wäre würdiger, wenn ich mich von meinen Reisegefährten trennte.

Da ich wußte, daß unsre Abreise etwa um ein Uhr am Nachmittag stattfinden sollte, beschloß ich, den Grafen sofort aufzusuchen und um die Erlaubnis zu bitten, wenn auch nur vierundzwanzig Stunden noch im Schlosse bleiben zu dürfen; nur mit Mühe gelang es mir eine Audienz zu erwirken.

Der Graf begrüßte mich außerordentlich ungnädig, in offenkundigem Gegensatz zu seinem zuvorkommenden Benehmen von gestern; dies fand aber sogleich seine Erklärung, denn kaum hatte ich ihm den Zweck meines Kommens auseinandergesetzt, als er im Nu ein andrer wurde, vom Sessel aufsprang, mir die Hand drückte und rief:

„So wollt Ihr Euch denn von Euren Gefährten trennen, lieber Ruprecht! Das ist freilich ein ganz ander Ding! Selbstverständlich, Ihr braucht gar nicht zu bitten, Ihr dürft im Namen Pallas Athenens Gastfreundschaft von mir fordern. Wir — die neuen Leute — bilden im gewissen Sinne eine Bruderschaft, wenn die Parzen uns auch verschiedene Schicksalsfäden gesponnen haben, und sind verpflichtet einander nach Kräften beizustehen."

Als ich aber den Grafen erstaunt fragte, warum ihn mein Entschluß so sehr erfreute, gestand er nicht ohne Zögern, daß ihn kurz vor mir Mephistopheles auf-

gesucht habe, um ihm ihre Abreise anzuzeigen; hierbei hätte er als Lohn für das gestrige magische Experiment hundert rheinische Gulden gefordert, und da der Graf glaubte, auch ich bekäme meinen Teil von diesem Gelde, so wäre er zornig geworden. Ich muß gestehen, diese Nachricht wirkte auf mich wie ein gewaltiger Keulenschlag; denn begriff ich auch, daß die Magie mit der Alchemie nichts gemeinsames hat, und daß auch die allerbesten Nekromanten Obdach und Nahrung bedürfen, so schien mir dennoch Mephistos Vorgehen ganz unritterlich zu sein. Hatte ich noch leise Zweifel gehabt, ob ich gut daran täte mich von Doktor Faust zu trennen, so wurden sie jetzt durch die Mitteilungen des Grafen völlig zerstreut, wie Nebel vor dem Winde, und in den allergewählteſten Worten drückte ich dem Grafen meine Dankbarkeit für seine Gastfreundschaft aus.

Der Graf, durch seine Güte offenbar selber gerührt, erwiderte hierauf folgendes:

„Warum habt Ihr es überhaupt so eilig, mein Schloß zu verlassen? Sind Eure Geschäfte in der Stadt Trier wirklich so gar dringend? Bleibt in meinem Schloß, und ich will Sorge tragen, daß es Euch bei mir gefällt. Zudem bedarf ich eines Mannes, der gut lateinisch schreiben kann, denn ich habe die Absicht einen Traktat über die Sterne zu schreiben."

Dieser Vorschlag kam mir sehr unerwartet und schien mir, — der ich mich schon längst an die Freiheit gewöhnt hatte, — sogar ehrenrürig zu sein, dann überdachte ich schnellen Blicks meine Lage und kam zu

dem Schluß, es läge kein Grund vor, um „nein" zu sagen. Einerseits hatte ich damals keine bestimmten Absichten betreffs meiner weiteren Lebensführung, dann aber habe ich nie vor einer Arbeit zurückgeschreckt, war ich doch in meinem Leben gewöhnlicher Landsknecht und Angestellter in kaufmännischen Häusern gewesen. Ich erklärte mich bereit, und indem ich mich so den Launen der Lebensströmung, die mich in wechselndem Flusse an Inseln und Sandbänken vorüber geführt hatte, anvertraute, wurde plötzlich aus dem Reisegefährten eines zweifelhaften Zauberers — der Schreiber eines zweifelhaften Humanisten.

Am nämlichen Tage verließen Doktor Faust und Nephistopheles tatsächlich das Schloß.

Vor ihrer Abfahrt ging ich zu Doktor Faust, um von ihm Abschied zu nehmen; wir hatten ein Gespräch, aus dem ich einige Teile hier wiedergeben will. Naturgemäß sprachen wir von dem gestrigen Experiment, und der Doktor redete in höchstem Grade panegyrisch von der Schönheit Helenas mit so entzückten Worten, daß der Räuber Alexander selber sie vor seinem Vater und vor seinen Brüdern in Ilion kaum leidenschaftlicher gepriesen haben mag. Dann sprachen wir von der Nekromantik im allgemeinen, und Doktor Faust redete von der Beschwörung des Teiresias durch Odysseus und des Propheten Samuel durch die Hexe von Endor, als von einer Parallele zu einem Experiment. Zum Schlusse unsrer Unterredung deutete ich dem Doktor listig den eigentlichen Grund meiner Trennung von ihm an, nämlich das Gerücht, danach er

sich recht unerfreuliche Handlungen habe zu Schulden kommen lassen und das seine Macht auf die unwürdigste Weise erklärt. Doktor Faust verstand offenbar die vorsichtigen Andeutungen; er schwieg und antwortete dann:

„Glaubt nie, teuerster Ruprecht, wenn jemand sagt, ein wahrhafter Magier hätte mit einem Dämon einen Bund geschlossen! Es ist möglich, daß dieser oder jener ungeschickte Anfänger das Heil seiner Seele für ein paar Handvoll gestohlener Münzen verkauft, die ihm von kleinen Teufeln angeboten werden; die Gerechtigkeit Gottes wird ihn für diese Nachenschaft, die eher Dummheit als Sünde ist, nie zur Rechenschaft ziehen. Womit aber könnten die Dämonen einen Menschen, der ihre Natur und die Grenzen ihrer Macht kennt, verführen? Es ist wahr, die Dämonen verfügen über einige Kräfte, die dem Menschen nicht gegeben sind: sie können geschwind von einem Ort zum andern eilen, sie können ihre Substanz in ganz leichten Rauch auflösen oder sie zu beliebigen Gebilden verdichten, sie können in die Luftsphären und bis in andre Sphären vordringen. Sind aber die Wünsche eines Menschen so begrenzt, daß er mit Hilfe dieser Mittel befriedigt werden könnte? Dürstet der Mensch nicht danach, die Geheimnisse des Alls zu ergründen, bis in die letzten Tiefen, und über alle Schätze zu gebieten, ohne alles Maß! Der wahrhafte Magier betrachtet die Dämonen stets als untergeordnete Kräfte, die man wohl benutzen kann, denen sich zu unterwerfen aber durchaus unklug wäre. Vergeßt nicht,

der Mensch wurde nach dem Bilde des Schöpfers selber erschaffen, darum verfügt er über Kräfte, die nicht allein den Dämonen, sondern auch den Engeln unfaßbar sind. Engel und Dämonen können nur ihr Glück erstreben, erstere — zum Ruhme Gottes, letztere — zum Ruhme des Bösen; der Mensch aber kann Kummer und Leid, und sogar den Tod suchen. Wie Gott der Allerhalter seinen Eingeborenen Sohn zum Opfer für die von ihm erschaffene Welt gebracht hat, so bringen auch wir manchmal unsre unsterbliche Seele zum Opfer, und werden so dem Schöpfer ähnlich. Erinnert Euch der Worte des Evangeliums: wer seine Seele zu bewahren meint, der wird sie verlieren, wer aber seine Seele verloren hat, der wird sie bewahren."

Diese Abschiedsrede, die er mir gleichsam mit auf den Weg gab, sprach Doktor Faust in hoher Begeisterung, und ich war aufrichtig bewegt von seinen Worten, deren manches mir wie mein eignes klang, so daß meine Seele — es vernehmend — zitterte, wie eine Saite beim Tone einer ihr gleichgestimmten zu tönen beginnt. Kaum hatte ich mir eine Antwort zurechtgelegt, als plötzlich Mephistos Stimme ertönte; unhörbar hatte er sich während unsres Gesprächs herangeschlichen; er rief:

„Ausgezeichnet, Doktor, ganz ausgezeichnet! Ihr seid dazu geboren, um von der Kanzel mit Euren Predigten fette Weiber zu Tränen zu rühren. Noch ist es Zeit; ich habe viele gute Bekannte in der päpstlichen Kurie, und es wäre mir ein leichtes, Euch zum

Prälaten einer fetten Pfründe zu machen! Vor allem habe ich es gern, wenn Ihr Texte der heiligen Schrift als Beweise zitiert: es ist die beste Art, alles, was man will, zu beweisen. Nur eine Dummheit ist einseitig, die Wahrheit kann man nach jeder Seite wenden!"

Die Anwesenheit Mephistos hemmte alle meine Bewegungen, als wäre ich mit Stricken gebunden; verwirrt wußte ich nicht, was zu sagen, er aber wandte sich an mich und fuhr fort:

„Ihr aber, Herr Ruprecht, seid wohl zur Einsicht gekommen, daß wir Eure Verdienste in Schatten stellen, und daß Ihr Euch ohne uns besser hervortun könnt. Wir wollen großmütig sein, und Euch das Feld räumen."

In einen Kampf auf Speere des Witzes mich einzulassen, fehlte mir die Lust; schweigend verbeugte ich mich vor dem Doktor und wandte mich zum Gehen, was natürlich durchaus unhöflich war und als Beleidigung ausgelegt werden konnte. Sollten diese Aufzeichnungen in die Hände des Doktor Faust oder eines seiner Freunde gelangen, so sei für diesen Fall ausdrücklich bemerkt, daß ich jede Unehrenhaftigkeit in der Handlungsweise meiner beiden Gefährten ausschließlich Mephistopheles zuschreibe. Was meine Stellung zum Doktor selber anlangt, so habe ich zu verschiedenen Zeiten verschiedenes über ihn gedacht; zuletzt muß ich doch bekennen, daß mein prüfendes Lot alle Tiefen seines Lebens und seiner Seele nicht ergründet hat, und sein Bild steht mir heute in Er-

innerung, wie etwa der Schatten Goliaths am Horizont.

Bei der Abfahrt des Doktors war ich nur mehr als Zuschauer unter den andern Bewohnern des Schlosses anwesend, und wieder erlaubte man sich bei der Abschiedsszene seinen Spaß mit den zugereisten Gästen zu treiben. Ritter Robert hielt eine scherzhafte Rede, in der er dem Doktor für seinen Besuch dankte; die Damen aber bekränzten Mephistopheles mit einem Blumengewinde, das sie aus im Zimmer gezogenen Blumen geflochten hatten, und man muß gestehn, daß der Mönch in diesem wenig passenden Schmuck sehr merkwürdig aussah. Was mich anlangt, so bemühte ich mich beim Betrachten meiner ehemaligen Gefährten, jene Züge in ihnen aufzudecken, die die Gerüchte über sie im Umlauf gebracht hatten, und ich muß gestehn — sie gaben reichlichen Anlaß zum Rätselraten. Die müde Gelassenheit des Doktors war unschwer als Teilnahmlosigkeit eines Menschen zu erkennen, der sein Schicksal im Voraus kannte; Mephistos lebhafte Bewegungen konnte die Phantasie als etwas nicht Menschliches, Teufliches deuten, und sogar den verdrießlichen, schwarzbärtigen Fuhrmann konnte man mit einigem Willen für einen einfachen Teufel halten, den die Flammen der Hölle braungebrannt hatten nnd dessen eigentliche Aufgabe es war, nicht die Zügel, sondern den Schürhaken, mit dem die Kohlen des höllischen Feuers in Glut gehalten werden, zu führen. Und als das Fuhrwerk, dessen Stöße sich erst kürzlich meinen Rippen mitgeteilt

hatten, über den gepflasterten Burghof donnerte, langsam über die Zugbrücke fuhr und dann geschwind auf dem Wege längs der Wischel verschwand, — da erwartete ich beinah, unter dem Eindruck meiner Gedanken, nun würde es sich nach einer Biegung des Weges, wie es im Volksmunde heißt, in eine Nußschale und die vier wackren Rosse in vier weiße Mäuse verwandelt haben.

Am Abend desselben Tages fuhren auch die andern Gäste des Grafen — die Ritter und Damen — auseinander und im Schlosse blieben nur die Einwohner zurück, die übrigens eine stattliche Anzahl bildeten. Auf der einen Seite gab es da die Gesellschaft, dazu gehörten: der Graf selber, die Gräfin Luise, zwei ihrer Frauen, Ritter Robert, der Seneschall, der Kaplan und ähnliche Leute, — auf der andern Seite das zahlreiche Hausgesinde, beginnend mit den Schützen und Jägern bis hinab zu den einfachen Bedienten. Natürlich gehörte ich nach wie vor zur Gesellschaft, wozu mich meine Bildung befähigte, auch wenn man absehen will von den gewichtigen Ausführungen des Poggo Braccolini über die nobilitá, und wurde zur Hoftafel geladen, wie auch zu den Abendunterhaltungen der Gräfin, muß aber bekennen, daß meine Stellung im Schloß ihre zwei Seiten hatte. Der Graf allein verhielt sich zu mir nach wie vor freundschaftlich; zuweilen ließ sich wohl der Kaplan zu einem Streit mit mir herbei, die Gräfin aber und Ritter Robert taten geflissentlich so, als bemerkten sie mich überhaupt nicht. Was mich anlangt, so suchte ich zu

keinem eine Annäherung und bewahrte mir die finstere Miene, die ich zur Schau getragen hatte, als ich ins Schloß gekommen war; an der Tafel zog ich es vor zu entweichen, dies umsomehr als der Graf es liebte mit seinem Vetter über politische, mir wenig zugängliche Fragen zu streiten, wie z. B. über die Angelegenheiten in Wittenberg, über die Rückkehr des Herzogs Ulrich, über das Bestreben und die Versuche des Kaisers, den schwäbischen Bund wieder zu errichten, über den für den nächsten Monat bevorstehenden Reichstag zu Worms aus Anlaß der Belagerung Münsters und ähnliches mehr.

Wenn ich heute der Tage gedenke, die ich auf dem Schlosse in meiner Stellung, halb als Freund, halb als Diener zubrachte, so wundere ich mich nicht, daß ich ihre Last so wenig spürte, und dies erkläre ich mir damit, daß meine Seele in einen Zustand traumhafter Erstarrung gesunken war, — wie etliche Raupenarten für den Winter in Schlaf fallen, — nach dem halben Jahre eines gequälten Lebens neben Renaten, nach der leidenschaftlich erregten Zeit meines kurzen Zusammenseins mit Agnes und nach den mannigfaltigsten Begebenheiten während der vier Tage meiner Reise mit Doktor Faust.

Nach der Abreise des Doktors wurde ich in einem andern ebenfalls bequemen, und meiner Stellung entsprechenden Zimmer untergebracht; es befand sich im westlichen Turme der Burg, und aus dem Fenster sah man in der Ferne die Konturen eines Höhenzuges; da der Graf mir gestattet hatte, seine Bibliothek zu

benutzen, so verlebte ich den größten Teil des Tages in dieser Einsamkeit, am Fenster, hielt ein Buch in der Hand, und drohten etwa zufällige Gedanken in die Ferne abzuirren, so zwang ich meine Augen auf die begonnene Seite zu blicken. So las ich nach und nach einige bedeutende, mir bis dahin unbekannte Werke, vorwiegend Reisebeschreibungen, unter andrem das herrliche Buch von Petrus Martyr Anglesius, in dem er in Dekaden die Entdeckung der neuen Welt und die ersten Eroberungen in Neu-Hispanien lebendig und fesselnd schildert. Ungeachtet der ausgiebigen Nußestunden, die mir zur Verfügung standen, gab ich mich nie Gedanken über meine Liebe hin, denn ich fürchtete mich an die Wunden meines Herzens zu rühren, die — so schien es mir damals — zu heilen begannen, und zog es vor, mich vor meinen Erinnerungen, wie vor vergifteten Pfeilen, mit dem Schilde der Gedankenlosigkeit zu decken.

Meine Obliegenheiten, denen nachzukommen ich mich gebunden hatte, waren keineswegs schwierig, denn der Graf zog es vor, über dem gelehrten Traktat zu grübeln, statt sich um seine Abfassung wirklich zu bemühen. Jeden Tag lud er mich in sein Arbeitszimmer; — ich schnitt mir eine frische Feder zurecht und rollte ein Blatt Papier auf, um seinem Diktate zu folgen; aber selten waren es mehr als ein oder zwei Zeilen, die ich schwarz auf weiß zu verzeichnen hatte, denn entweder erklärte mir der Graf voller Entzücken den Inhalt der nächstfolgenden Kapitel seines Traktats, oder er redete mit mir von durchaus abgelegenen

Dingen; diese Gespräche waren zu Zeiten überaus ermüdend, zu Zeiten wieder sehr lehrreich. Was aber jene Niederschrift anlangt, die dem vielversprechenden Titel: „Tractatus mathematicus de firmamento septentrionali“ folgte, so schweige ich lieber davon, denn in vielen Dingen hat mir der Graf unschätzbare Dienste erwiesen, und auf so manchem Gebiet zeigte er sich als gebildeter, scharfsinniger Mann.

Über den Grafen selber werde ich noch Gelegenheit haben Genaueres zu berichten, — hier möchte ich nur darauf hinweisen, daß er es liebte, sich mit seinem Unglauben zu brüsten und häufig über meine, aus dem Experiment geschöpfte, Überzeugung von der Wirklichkeit magischer Erscheinungen lachte. So fragte er mich einmal während eines Gesprächs unter anderem, was ich über das Experiment der Beschwörung der Helena von Griechenland dächte, des wir beide Zeuge gewesen waren. Ich erklärte ganz offen — ich hielte das Experiment für außerordentlich bemerkenswert und bedauerte nur lebhaft, daß Ritter Robert sein natürliches Ende hintertrieben hätte. Der Graf begann zu lachen und sagte:

„Du bist sehr leichtgläubig, Ruprecht! Konnte es denn wirklich schwer fallen irgend ein Mädchen aus der Dienerschaft dafür zu gewinnen? Für zwei Gulden wäre jede bereit, die Rolle der Königin Helena zu übernehmen! Dabei war die Durchführung sehr mangelhaft. Ich kann es fast mit Bestimmtheit sagen, auf wen der Verdacht zu fallen hat.“

Wohl eingedenk, daß es keinen Blinderen gibt, als

der die Augen gewaltsam schließt, machte ich nicht einmal den Versuch den Grafen zu überzeugen und schwieg still.
Ein andermal fragte mich der Graf, was ich von der Astrologie dächte, und ich gab ihm die allgemein bekannten Worte zur Antwort: „astra non mentiuntur sed astralogi bene mentiuntur de astris.“ Allein der Graf antwortete unwillig:
„Me hercule! Dieses Urteil hätte ich von einem Verehrer Piko de Mirandolas nicht erwartet! Weissagungen der Konstellation der Planeten zu entnehmen, hieße dasselbe, wie sein Schicksal aus dem Wechsel von Sommer und Herbst zu lesen, denn das eine wie das andre ist den Gesetzen der Physik unterworfen.“
Hier ist es auch angebracht zu erwähnen, daß der Graf, obgleich er von der „Bruderschaft“ aller „neuen Leute“ redete und sich für einen Schüler des Aeneus Silvius hielt, mich dennoch beharrlich mit „Du“ anredete, nachdem ich einmal in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu ihm getreten war; ich hielt es nicht für nötig, dem Bedeutung beizumessen.
Übrigens währte mein Dienst beim Grafen Adalbert nicht lange, etwa zehn Tage, so daß ich im ganzen gegen zwei Wochen im Schloße weilte; zum Ende dieser Zeit fühlte ich schon deutlich das Drückende dieser Stellung und das dumpfe Verlangen nach Wechsel, wie es stets mein Leben beherrscht hat. Aber auch mein Schicksal zögerte nicht in Übereinstimmung mit meinen dunklen Wünschen zu handeln, denn es erachtete es an der Zeit, mich zu den abschließenden

und furchtbaren Ereignissen dieser von mir erlebten Geschichte zu führen. Einst, als ich meinen Pflichten gemäß im Arbeitszimmer des Grafen ihm gegenüber am Tische saß und eine umständliche Erklärung über den Abstand der Sternensphäre von der Sonne anhören mußte, trat plötzlich ein Kurier ins Zimmer, den man in Anbetracht der Wichtigkeit der ihm aufgetragenen Botschaft unangemeldet hatte eintreten lassen. Es handelte sich um eine Nachricht des Erzbischofs Johann von Trier, er habe eine Reise zum Kloster des heiligen Hesilas, allwo sich eine Ketzerei aufgetan hätte, angetreten und beabsichtige die kommende Nacht im Schlosse derer von Wellen zu verbringen.

Der Graf entließ den Boten mit höflichen Worten, als wir aber wieder allein waren, mußte ich einen ganzen Strom von Klagen über mich ergehen lassen. „Hei mihi!“ — sagte der Graf. — „Zu Ende ist meine Freiheit, da ich, wie es mir gefiel, mich im Dienste der Musen ergötzen konnte! Warum bin ich nicht ein schlichter Poet, der keine andren Pflichten hat, als die ihm Apoll auferlegt! Warum bin ich nicht ein armer Gelehrter, der nur seinen Büchern lebt!“

Der Graf überschüttete seinen Souverain mit bittren Vorwürfen und verglich ihn spöttisch mit einem andren geistlichen Fürsten, unsrem ehrwürdigen Zeitgenossen dem Erzbischof Albrecht von Mainz, den er gewissermaßen als vorbildlichen Menschen schilderte. Sonderlich verdroß es den Grafen, daß er in seiner Stellung als Rat den Erzbischof begleiten mußte,

wenigstens für die Dauer etlicher Tagereisen, und gleichzeitig erklärte er mir, ich müsse mit, denn um nichts in der Welt wolle er seine Arbeit am Traktat unterbrechen. Natürlich war ich gern dazu bereit, denn der Gedanke, ohne den Grafen allein im Schlosse bleiben zu müssen, schien mir keineswegs anziehend; allerdings konnte ich in jenem Augenblicke nicht ahnen, daß diese Fahrt verhängnisvoll werden sollte, und daß die Ankunft des Erzbischofs Johann bloß ein Schachzug in den Händen des Schicksals war, das mit einem Kurfürsten des Reichs wie mit einem einfachen Bauern spielt, um seine geheimnisvollen Ziele zu erreichen.
Schon in der nämlichen Stunde begannen im Schlosse die Vorbereitungen zum Empfang des hohen Gastes; wie Ameisen im gestörten Bau, so tummelten sich Diener und Dienerinnen in allen Ecken und Enden. Natürlich beteiligte ich mich in keiner Weise an diesem Hin-und-her, und zog es vor, mich meiner Gewohnheit entsprechend still zurückzuziehen, so daß ich — als ein zweiter Kurier gegen Abend meldete, der Erzbischof käme mit seinem Troß, — am feierlichen Empfange nicht teilnahm und ihn daher in seinen Einzelheiten auch nicht beschreiben kann. Doch in der Tat, — ich trieb ein kindisches Spiel in meiner Stube: ich bemühte mich aus den verworrenen Lauten, die bis zu mir hinaufdrangen, zu erraten, was auf dem Hofe, an der Freitreppe, im großen Saale vorging; was für Reden gehalten wurden; wodurch sich wohl der Einzug eines Souveräns, von dem scherzhaften Empfange, der Doktor Fausten zuteil wurde, unterschied, —

allein diese müßigen Betrachtungen sind in keiner Weise geeignet, die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers zu fesseln.

In diesem Zustande der Tatenlosigkeit, in dem ich mich damals befand, hätte ich ohne das Zimmer zu verlassen bis in die Nacht beharren können, wenn nicht der Graf selber zum Abendessen nach mir gesandt hätte; ich kleidete mich so gut ich konnte und ging in den Trojanischen Saal. Diesmal war der Saal tatsächlich prunkvoll hergerichtet worden; denn abgesehen von einer Anzahl brennender Wachskerzen und langer Fackeln, waren im Hintergrunde Chöre für die Musikanten errichtet, und diese warteten schon mit ihren Hörnern und Flöten in den Händen. Sogleich unterschied ich inmitten der Neuangekommenen die Gestalt des Erzbischofs; in seiner dunkel-violetten Sutane, mit einer goldnen, edelsteinbesetzten Agraffe auf der Brust, bekleidet mit der feierlichen Inful machte er auf mich einen recht bedeutsamen Eindruck. Die Leute seiner Suite hingegen, die Prälaten, Kanoniker und andre, waren außerordentlich abstoßend, und als ich diese dicken Bäuche, diese feisten, selbstzufriedenen Gesichter sah, erinnerte ich mich unwillkürlich der unvergeßlichen Seiten in der unsterblichen Satire des Sebastian Brant.

Meiner Schätzung nach waren im Saale mehr als dreißig Leute versammelt, für deren Bewirtung man drei gesonderte Tische gerichtet hatte. An der Haupttafel saßen neben dem Erzbischof und seinen nächsten Angehörigen der Graf, seine Gemahlin und Ritter Ro-

bert, allen übrigen waren die Plätze auf das genaueste gewiesen worden, und wir wurden von unsren Pagen — sie trugen bunte Kostüme und, einer alten Sitte entsprechend, Servietten um den Hals — hingeleitet. Ich hatte meinen Platz an einem kleinen, abseits stehenden Tisch; hier saß auch unser Kaplan, der Seneschall des Schlosses und an zehn Mann aus dem Gefolge unsres Gastes; ich war sehr froh, daß ich mich in diesem Kreise fast ganz verbergen konnte. Was an der Tafel des Erzbischofs vor sich ging, weiß ich nicht, denn mir fehlte die Lust zu beobachten, — an unsrem Tische aber stürzte sich alles voller Gier auf die Speisen, die den Köchen zu größtem Ruhme gereichten; unter den zahllosen Gerichten, die herumgereicht wurden, waren Fische natürlich die Hauptsache; es gab Hechte, Karpfen, Schleie, Aale, Krebse, Forellen, Neunaugen, Lachse, — und während die Pagen unentwegt die verschiedensten Rheinweine einschenkten, hörte man nur das Schmatzen der Lippen und sah bloß das Arbeiten der Kinnbacken. Erst zu Ende des Mahles kam es zu einer Unterhaltung zwischen mir, dem Kaplan und meinem Tischnachbar, einem kleinen, fetten Dominikanermönch; anfangs beteiligte ich mich nur lässig am Gespräch, dann aber mit gespanntester Aufmerksamkeit, und das sollte mir späterhin von Nutzen sein.

Der Dominikaner begann damit Klage zu führen, über die Verfolgungen, mit denen in Deutschland und in der ganzen Welt die heilige, katholische Kirche heimgesucht würde, denn nach seinen Worten hätte die

Grausamkeit der Verfolgungen der Protestanten nur ihresgleichen an der Grausamkeit der Gothen und Hunnen in Europa, der Vandalen in Afrika, der Arianer so hier, wie dort, — ja sie überträfe sie noch bei weitem. Er erzählte dann etliche Fälle, wonach die Protestanten treue Katholiken, sowohl Laien als Priester, gegriffen und sie gezwungen hätten, sich vom rechten Glauben loszusagen; wer aber widerstrebte, der wäre mit dem Schwerte gerichtet, auf Scheiterhaufen verbrannt, in Kirchen an das heilige Kreuz geschlagen worden, oder man hätte sie in Brunnen und Flüssen ersäuft, allerhand schmachvollen, unerträglichen Foltern unterworfen, hätte z. B. ihre Eingeweide bei lebendigem Leibe von Pferden fressen lassen, oder die Schamteile der Weiber mit Pulver gefüllt und diese Minen in Brand gesetzt. Pater Philipp, unser Kaplan, gab seiner ganzen Entrüstung über solche Erzählungen Ausdruck; ich aber, erstaunt über das lüsterne Entzücken, mit dem unser Nachbar von diesen Dingen erzählte, die wenn auch nicht unmöglich, — war ich doch bei der Plünderung Roms Zeuge ähnlicher Vorfälle gewesen, — doch ungewöhnlich und selten waren, — erkundigte mich, mit wem wir die Ehre hätten uns zu unterhalten. Mit süßem Lächeln nannte der Dominikaner seinen Namen.

„Ich bin ein friedliebender Diener am Altare des Herrn," — sagte er, — „ich bin der Bruder Thomas, und in der Welt heiß ich Peter Teubner, Inquisitor Seiner Heiligkeit, bevollmächtigt die verderblichen Irrlehren der Ketzer in allen rheinischen Landen: in Ba-

den, Speyer, Pfalz, Mainz, Trier und anderen, zu erforschen und auszurotten."
Ich gestehe, beim Worte „Inquisitor" lief es mir eiskalt über den Rücken, vom Wirbel bis zu den Zehen, vor allem wegen des gleichlautenden Namens des neuen Bekannten mit jenem des berühmten Thomas von Torquemada, der — es ist ein halb Jahrhundert her — durch seine Verfolgungen Kastilien und Aragonien zittern machte. Ich wußte, daß die Inquisitoren seit Erscheinen der päpstlichen Bulle „Summis desiderantes" Städte und Flecken bereisten, nach Leuten, die sträfliche Beziehungen zum Teufel hatten, forschten, an den Toren der Kirchen und Rathäuser Anschläge des Inhalts machten, daß unter Androhung des Bannes über jeden Verdächtigen Anzeige erstattet werden mußte; diese wurden dann gegriffen und man unterzog sie, im Namen des Rechtes, schimpflichen Strafen und Foltern. Sofort, wie im Augenblicke des Entrinnens, mußte ich in geordneter Folge daran denken, wie ich den Meister Leonhardt geküßt hatte, an die Beschwörung des Dämons Anael, an meinen Verkehr mit Agrippa, an meine Beziehungen zu Doktor Faust, und ebenso augenblicklich beschloß ich, in meinem Verhalten zu meinem Tischnachbar, so vorsichtig als möglich zu sein, und alle etwa auftauchenden Zweifel betreffs der Unverfälschtheit meines Glaubens zu entwaffnen.
Auch ich nannte meinen Namen und begann mit solchem Feuereifer auf die Lutheraner und auf Martinus Luther selber zu schmähen, daß unser Kaplan,

der meine Gedanken von früher her kannte, starr vor Staunen war; dann aber schloß er sich mir von Herzen an. Das Ende des Mahles nahm diesen Verlauf, daß wir — einen Becher Bacheracher nach dem andern leerend — uns Mühe gaben, einer den andern in unnachsichtigen Schimpfreden, die alle den Wittenbergischen Propheten betrafen, zu übertrumpfen.

„Er soll ein Philosoph sein!" — sagte der Bruder Dominikaner zornig. — „Weder ist er Skotist, noch Thomist, noch Albertist, noch Okkamist. Wie sollte man da nicht der prophetischen Worte Jesu Christi gedenken: ‚es werden Lügenpropheten kommen und sie werden große Zeichen tun, durch die sie auch die Erwählten verführen werden'."

„Der Teufel selber hat ihm geholfen, — eiferte unser Kaplan. — Es ist nicht Zufall, daß der Name Christi in Luthers Katechismus nur 63 mal, der Name des Verruchten aber 67 mal genannt ist."

„Was gibts da zu streiten! — sagte ich tapfer. — Recht hat der treffliche Thomas Murner, wenn er Martinus Luther einen Erzschelm nennt."

Trotz der Gleichgesinntheit war ich von Herzen froh, als das Mahl seinem Ende entgegenging und Zitronensaft und gezuckerte Kirschen gereicht wurden, und als Seine Eminenz das Dankgebet: „Agimus tibi gratias, omnipotens Deus" gesprochen hatte, so daß man sich endlich erheben und verabschieden konnte. Jedenfalls hatte ich Recht daran getan, in das Herz meines Tischnachbars solchen Samen zu sähen, denn in der Folge mußte ich mich voller Entsetzen und

Verzweiflung von der Macht dieses Bruders Thomas überzeugen; er aber drückte mir nach dieser ersten Begegnung stets warm die Hand und erkundigte sich sogar, ob ich nicht im Geheimen der Heiligen Inquisition diente.

Am folgenden Tage erwachte ich mit dem fröhlichen Bewußtsein, daß ich heute das Schloß verlassen würde, und ich verglich mich unwillkürlich mit einem Fisch, der im Netze einen Ausgang ins fließende Wasser gefunden hat; und wirklich, als ich in den inneren Hof schritt, sah ich jedermann an den Vorbereitungen zum Aufbruch beschäftigt. Ich sah, wie die Pferde gesattelt und geschirrt wurden, wie man die Maultiere belud, wie man Gepäckstücke in Fuhrwerken und Wagen unterbrachte, — und bei dem Anblick dieser regsamen Tätigkeit fühlte ich eine Munterkeit in mir, wie schon lange nicht. Sogar die beharrliche Schweigsamkeit, die mich die letzten Wochen über gebannt gehalten hatte, schwand, und lustig redete ich mit mir völlig fremden Leuten, erteilte Ratschläge und half beim Packen. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich eine Karawane auszurüsten, mit der ich die neue Welt durchstreifen und ein neues Leben beginnen sollte. Die Vorbereitungen dauerten ganze zwei Stunden, denn es gab fast ebensoviel zu tun, als wenn eine kleine Armee ins Feld rückt. Außer dem Grafen, der mit etlichen seiner Leute mitzog, waren im Gefolge des Erzbischofs noch eine stattliche Anzahl von Mönchen und Prälaten, außerdem seine Feldkanzlei mit etlichen Schreibern, ein Arzt, ein Apotheker mitsamt

seiner Apotheke, ein Feldscher und etliche Bedienten. Dann folgte eine Reihe von schweren Wagen, die mit Eßvorräten, Wein, Geschirr, Bettwäsche, einer Feldbibliothek und Ballen, die Gott weiß womit vollgepfropft waren, beladen waren. Ich glaube, als Moses das Volk Israel aus Ägypten führte, mag die Zahl der mitgeführten Gerätschaften und Eßvorräte, deren sie für eine mehrjährige Wüstenwanderung bedurften, den Troß des Erzbischofs von Trier, — der allnächtlich bald in einem Kloster, bald in einem Schloß übernachten konnte, — nicht übertroffen haben.
Endlich um Mittag gab der Seneschall das erste Signal mit der Schlachttrompete; jedermann eilte an seinen Platz; auch ich nahm auf einem braven Rosse, das mir der Graf zur Verfügung gestellt hatte, im Hintertreffen Aufstellung, denn dort hatten sich die Leute vom Schloß gesammelt. Auf dem Balkon erschienen zwei Gestalten: der Erzbischof und der Graf; gemessenen Schritts gingen sie die Treppe hinab; für den Erzbischof stand ein geschlossener, geräumiger, mit acht Pferden bespannter, Wagen bereit, für den Grafen ein prachtvolles Roß in reichem Schmuck, geziert mit Bändern und Federn, als ginge es zum Turnier. Das zweite Signal ertönte, — und plötzlich kam alles in Bewegung: die Hufe der Rosse stampften den Boden, die Räder begannen sich zu drehen, die Wagen nahmen hintereinander Aufstellung, und wie eine vielgegliederte Schlange, sich reckend und dehnend, kroch der erzbischöfliche Heereszug dahin, auch mich den Toren des Schlosses entführend. Die

Zugbrücke bog sich merklich unter dieser Last, dann verteilte sich der Zug in breiten Massen auf der nämlichen Landstraße, auf der ich vor zwei Wochen zur Burg gefahren war, und meine unterbrochene Reise nahm ihren Fortgang, allerdings unter ganz anderen, gewissermaßen durch den Zauberer Arkalaos veränderten Bedingungen, denn an Stelle des Doktors und seines Freundes, war ich jetzt in lärmender, glänzender Begleitung.

Als wir endlich im freien Felde waren, spürte ich eine geradezu kindliche Freude: wie wundertuenden Balsam sog ich die frische Frühlingsluft in mich, ergötzte mich an der bunten Pracht ferner Wälder und Felder, ließ die warmen Sonnenstrahlen über Gesicht, Hals, Brust gleiten und war ganz von Freude erfüllt, wie ein Tier, das vom Winterschlafe erwacht ist. Selbst die Erinnerung an Renaten verursachte mir in jener Stunde keine Schmerzen; acht Monate war es her, als ich zum ersten Mal neben ihr durch die nämlichen Gefilde geritten war; fern und vergessen dünkte mir Renata zu sein und voller Verwunderung gedachte ich des Abgrundes von Verzweiflung, in den mich die Trennung von ihr gestürzt hatte, und der Tränen, die ich erst kürzlich auf der Terrasse des Schlosses geweint hatte. Bald wollte ich singen und fröhlich sein, wie ein Scholar, der vor die Tore der Stadt, in die freie Welt hinausstürmt, bald wollte ich einen Zweikampf auszufechten haben, um zu sehn, wie von den aufeinander prallenden Klingen blaue Funken stieben.

Diese heitre Stimmung beherrschte mich fast den ganzen Tag über, und gegen Abend wurde ich müde, vor allem deswegen, weil wir sehr langsam vorwärtskamen und ständig rasteten, sei es zur Erholung, sei es um zu frühstücken. Erst als es dämmerte, erreichten wir endlich das Ziel unserer Fahrt: das Kloster des heiligen Ulfilas; — ein wackerer Reiter hätte die Strecke vom Schlosse derer von Wellen bis zum Kloster in zwei oder zweieinhalb Stunden längstens zurücklegen können. Als ich die wie eine Ritterburg von einem Graben umzogene Klostermauer vor mir auftauchen sah, dachte ich nur an die Nachtruhe, und keinerlei prophetisches Vorgefühl kündete mir die Ereignisse, die meiner hinter diesen Mauern warteten. Ohne jede Aufmerksamkeit ließ ich die erklärenden Berichte eines Mönches über mich ergehen: das Kloster wäre vor drei Jahrhunderten von der ehrwürdigen Elisabeth von Lothringen, die es der heiligen Clara gleich tun wollte, gegründet worden; in der Sakristei würden einzigartige Reliquien aufbewahrt, wie z. B. der Schurz mit dem der Heiland am Kreuze gegürtet war, — und nie hätte ich es mir vorstellen können, daß meine Seele für ewige Zeiten mit den nie rostenden Ketten der Erinnerung an eine der Zellen dieses Klosters gefesselt werden sollte.

Da auch hier durch Boten die Ankunft des Erzbischofs gemeldet worden war, so war alles bereits vor unserem Kommen gerichtet worden, um uns ein bequemes Nachtlager zu bieten. Der Erzbischof selber und einige seiner Nächsten fuhren geradewegs ins

Kloster; für die größere Anzahl hatte man im benachbarten Altdorf Quartier gemacht, während für den Grafen von seinen Leuten sofort ein Lagerzelt errichtet wurde; hie und da hatte man mit Teer gefüllte Fässer in Brand gesteckt, und davon war die Umgegend merkwürdig hell erleuchtet, so daß die schwarzen Schatten der Menschen und Pferde, die bei der unsteten Beleuchtung hin und herschwankten, wie ungeheuerliche Gespenster, wie Spukgestalten der Hölle aussahen, die sich in einer verzauberten Ebene versammelt haben.

Nachdem ich mich verschiedener Aufträge entledigt hatte, ging ich in des Grafen Zelt; er war bereits dort und hatte sich auf einem Bärenfell ausgestreckt um der Ruhe zu pflegen. Als er mich sah, fragte er: „Nun, Ruprecht, — bist du nicht müde von der Fahrt?"

Ich entgegnete, ich wäre ebenso sehr Landsknecht als Humanist, und ich könnte mir kein angenehmeres Handwerk, als das des Krieges, denken, wenn alle Feldzüge sich so bequem erledigen ließen.

Der Graf ordnete an, ich hätte stets Feder und Tinte bei mir zu führen, für den Fall, daß es ihm in den Sinn käme, wie weiland Julius Caesar, unterwegs zu diktieren; dann bemerkte er beiläufig:

„Übrigens, — etwas wird deine Neugierde erregen, da du doch alles liebst, was den Teufel und die Magie angeht. Weißt du was für einer Ketzerei hier in diesem Kloster gehuldigt wird? Eben erst wurde es mir erzählt. Ins Kloster ist eine neue Schwester

eingetreten, der unentwegt ein Engel oder vielleicht ein Dämon zur Seite steht. Die einen unter den Nonnen beten sie an, als wäre sie eine Heilige, die anderen fluchen ihr, als wäre sie besessen und vom Teufel verfolgt. Das ganze Kloster hat sich in zwei Parteien gespalten, wie es seinerzeit die Blauen und die Grünen in Konstantinopel gab, die ganze Umgegend nimmt an dem Zwiste teil: die Ritter der benachbarten Burgen, die Bauern der umliegenden Dörfer, die Pfaffen und die Mönche. Die Äbtissin-Mutter hat alle Hoffnung aufgegeben, die Sache beizulegen, und nun steht es dem Erzbischof und uns zu, zu entscheiden, wer hier am Werke ist: ob ein Engel oder ein Dämon? oder ob es sich einfach um alberne Umtriebe handelt."

Erst nach dieser Erzählung zitterte etwas wie ein Vorgefühl durch meine Brust, und wie bei dichtem Nebel alle Gegenstände verhüllt werden, so umhüllte dunkle Erregung meine Seele. Etwas Bekanntes klang mir aus den Worten des Grafen entgegen; mit ersterbender Stimme fragte ich ihn, ob man den Namen der Nonne nicht genannt hätte, mit deren Ankunft sich die Wunderdinge im Kloster ereignet hätten.

Der Graf besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Jetzt erinnere ich mich: sie heißt Maria."

Diese Antwort beruhigte mich, wenn auch nur oberflächlich, denn irgendwo im Grunde meines Herzens regte sich eine geheime Unruhe. Ich streckte mich auf meinem Mantel aus, und noch im Einschlafen mußte mich ich immerfort des Tages erinnern, als zu mir

in der Bauernherberge aus dem benachbarten Zimmer eine flehende weibliche Stimme hinübergellte. Durch Verstandesgründe versuchte ich mich zur Vernunft zu bringen; ich bewies mir, ringsum wäre niemand außer Nönchen und Soldaten; aber immer wieder, durch den ersten Schlaf hindurch, glaubte ich — nun würde ich gleich Renatens Stimme vernehmen.
Dieses Vorgefühl betrog mich nicht, denn schon am nächsten Tage stand es mir bevor, sie, die ich für immer verloren glaubte, wiederzusehn.

DAS VIERZEHNTE KAPITEL

Wie der Erzbischof durch Exorzismen im Kloster des Heiligen Ulfilas gegen die Dämonen kämpfte.

Der Morgen des darauffolgenden Tages war klar und heiter; in aller Frühe ging ich aufs Feld hinaus, setzte mich auf einen Hügel, der sich zu einem Flüßchen hinabsenkte, das unser Lager von dem Kloster trennte, und betrachtete das Kloster genauer. Es war ein ganz gewöhnlicher Bau, wie sie im Altertum oft errichtet wurden, ohne daß auf seine Schönheit irgendwie achtgegeben worden wäre; die dicken Mauern umgaben quadratisch grobe Bauten für die Zellen und eine Kirche im frühgotischen Stil. Von dem Hügel aus konnte ich alles überblicken: den Hof, der sehr sauber gehalten war, den Friedhof, dessen Wege sorgsam mit Sand beschüttet waren, und alle Pforten, die zu den Gebäuden führten; zu der frühen Stunde rührte sich nichts und die Frühmesse hatte noch nicht begonnen. Lange saß ich so da, gleichsam ein Späher, der nach dem Wege forscht, der in die feindliche Stadt führt; aber meine Gedanken waren trübe und unaussprechlich, wie die Eindrücke eines vergessenen Traumes.

Bruder Thomas riß mich aus meinen Träumen; unhörbar war er herangekommen und begrüßte mich wie einen alten Freund; ich aber, so betrübt ich darüber war, daß man mich in meiner Einsamkeit störte, freute mich dennoch über diese Begegnung, denn mir kam sogleich der Gedanke, ich würde von ihm Nä-

heres über die Schwester Maria erfahren: denn die dumpfe Unruhe hielt mein Herz noch immer gefangen. Statt auf meine Fragen zu antworten, hielt Bruder Thomas eine lange, heuchlerische Rede über die Verderbtheit dieser Welt und beklagte sich sehr ausführlich darüber, daß selbst die Kirchenfürsten den Protestanten Vorschub leisteten. Er ließ die Stimme sinken, als könnte uns jemand belauschen, und erzählte mir, der Erzbischof Hermann von Köln wäre ein Freund von Erasmus und hätte der Ketzer in Paderborn lange geschont; selbst der Erzbischof Johann, zu dessen Gefolge wir gehörten, hätte es nicht verschmäht mit Philipp von Hessen, dem erklärten Lutheraner, ein Bündnis einzugehen. Es ist sehr wohl möglich, daß diese Verleumdungen und Angaben darauf abzielten, mich zum Reden zu bewegen und andere Personen zu verdächtigen, wie zum Beispiel unsern Grafen; ich war aber sehr vorsichtig mit meinen Antworten und bemühte mich immerfort, das Gespräch auf das Ereignis zu lenken, um deswillen unsere ganze Reise unternommen worden war.

Endlich sagte mir Bruder Thomas:

„Schwester Maria wird von vielen als Heilige verehrt, und man versichert, sie hätte die Gabe, durch bloße Handauflegung Kranke zu heilen, wie der Allerheiligste König der Franzosen. Meine bescheidene Erfahrung hingegen versucht mich zu dem Glauben, daß diese Schwester mit dem Teufel im Bunde ist; er hat sich ihr Zutrauen erschlichen, indem er ihr in den Nächten als Incubus genaht ist. Diese Sünde dringt

bedauerlicherweise immer weiter vor an den geweihten Stätten, und nicht umsonst stehet in der Schrift geschrieben von dem Sünder: „Du stützest dich aufs Gesetz und lobpreisest Gott." Der Fürst-Erzbischof hofft den bösen Geist durch Gebete und Exorcismen zu bannen, ich schätze jedoch zu meinem Leidwesen, daß es erforderlich sein wird, zu der peinlichen Frage und zur Folter unsere Zuflucht zu nehmen, um die freventliche Seele zu entlarven und die Teilhaber an ihrem Verbrechen zu ermitteln."

Ein weiteres war aus dem Inquisitor nicht herauszubekommen, und unsere Unterhaltung hatte ihr Ende gefunden, zumal die Klosterglocken zur Messe riefen. Von dem Hügel aus konnten wir beobachten, wie die Nonnen aus den Pforten der verschiednen Gebäude traten, wie sie in langen Reihen über den Hof zur Kirche schritten; aber vergeblich schaute ich aus nach den kleinen Gestalten; die große Entfernung und die allen gemeinsame graue Ordenstracht der Clarissinnen bewirkte, daß sie alle einander glichen und wie Marionetten in einem Jahrmarktstheater aussahen. Als der aufgesperrte Schlund der Kirchentüren die letzte veschlungen hatte, und als die Klänge der Orgel zu uns hinübertönten, verabschiedete ich mich von Bruder Thomas: er ging zur Messe, — ich suchte den Grafen auf.

Der Graf war bereits vollständig angekleidet und vortrefflich bei Laune. Diesen Umstand suchte ich auszunutzen, um durch seine Vermittlung bis ins Kloster vorzudringen. Ich wußte wohl, in welcher Falle er

sich am leichtesten fing; ich erinnerte ihn an des hochberühmten Pleton Ansichten über die Dämonen; dieser glaubt an das Vorhandensein der Dämonen und hält sie für Götter dritten Ranges, die die Gnade von Zeus empfangen haben, sie bewahren, und die Menschen festigen und erhöhen. Auch wies ich auf die Möglichkeit hin, daß manche Götter des Altertums Jahrhunderte überdauert hätten und jetzt noch lebten; kein anderer als Poggo Braccolino selber berichtet von dem alten Gotte Triton, den man am dalmatischen Ufer gefangen hätte; die eingeborenen Wäscherinnen aber hätten ihn mit ihren Walkstöcken zu Tode geprügelt. Durch diese und ähnliche Erzählungen suchte ich in dem Grafen Interesse für die Vorgänge im Kloster zu erwecken; endlich, und da es ihm sowieso zukam an der Seite des Erzbischofs zu weilen, erklärte er mir halb lachend:

„Nun, was solls, Ruprecht! Wenn dich die Engel und Dämonen, die von dem armen Nönnchen Besitz ergriffen haben, so anregen, so wollen wir diesen Ereignissen an Ort und Stelle auf den Grund gehen. Behalte nur wohl, weder Cicero noch Horaz haben Ähnliches berichtet."

Ohne zu zögern verließen wir das Zelt, schritten zum Flußtal hinab, überschritten den Bach auf zwei schwankenden Brettern, wobei wir wie Gaukler tanzen mußten, und waren alsbald an der Klosterpforte; die Nonne-Pförtnerin erhob sich ehrerbietig vor uns und machte vor dem vornehmen Ritter eine sehr tiefe Verbeugung, fast bis zur Erde. Der Graf befahl ihr,

uns zu der Äbtissin, die er oberflächlich kannte, zu geleiten, und sie führte uns über den Hof, durch ein Gärtchen zu einem gesondert stehenden kleinen Holzhause, in das zweite Stockwerk desselben; erst schlüpfte sie selber durch die Tür, dann öffnete sie uns unter wiederholten tiefen Verbeugungen und forderte uns auf einzutreten. Dieser kleine Gang, vom Zelte des Grafen bis zur Klause der Äbtissin ist mir besonders deutlich in Erinnerung geblieben, als hätte ein Stecher dieses Bild in meine Seele hineingegraben, und noch heute sehe ich deutlich alle Biegungen des Weges, alle Sträucher, und die Ausblicke, die sich nach den Wendungen des Weges boten.

Die Klause der Äbtissin war nicht groß, ganz mit alten, schweren Möbeln bestellt und mit einer Menge von Heiligenbildern: Statuen der Jungfrau Maria, Kruzifixe, Rosenkränze und fromme Bilder, die an den Wänden hingen. Als wir eintraten, saß die Äbtissin, — eine bejahrte Frau, die als Nonne den Namen Martha führte, jedoch einem vornehmen und reichen Hause entstammte, — in sich zusammengesunken in einem tiefen Sessel; neben ihr stand nur ihre Zellengenossin, ihr gegenüber aber der Bruder Thomas, gewissermaßen als Berichterstatter; er hatte es fertig gebracht, sich auch hier den Zutritt zu erwirken. Der Graf nannte sehr ehrerbietig seinen Namen, gedachte der früheren Bekanntschaft und die Äbtissin begrüßte ihn, trotz ihres hohen Alters und wohl ihrer Ordensregel folgend mit einer sehr tiefen Verbeugung.

Endlich nach Austausch der üblichen, erforderlichen

Begrüßungsformeln, die von den Italienern bel parlare genannt werden, verteilten wir uns auf den uns angewiesenen Plätzen und der Graf setzte sich der Äbtissin gegenüber in einen Sessel, während Bruder Thomas und ich hinter ihm Aufstellung nahmen, als wären wir Leute aus seinem Gefolge. Erst dann ging das Gespräch auf das eigentliche Thema über, und der Graf erkundigte sich bei Schwester Martha nach Schwester Maria.

„Weh mir, hochedler Graf!" — antwortete die Äbtissin, — „was ich in den zwei letzten Wochen erlebt habe, glaubte ich nach der Gnade Gottes nie in meinem Leben in dem mir anvertrauten Kloster erleben zu müssen. Bald sind es fünfzehn Jahre her, daß ich nach Maßgabe meiner schwachen Kräfte die Herde meiner Schafe weide; unser Kloster war bisher die Zierde und der Stolz des ganzen Landes gewesen, nun ist es zu einem Stein des Anstoßes und Ärgernisses geworden. Ich muß es aussprechen, manche scheuen sich jetzt sogar den Klostermauern nahe zu kommen; sie sagen, der Teufel wäre darinnen oder eine ganze Legion böser Geister."

Nach diesen Worten bestand der Graf höflich darauf, daß die Äbtissin uns ausführlich alle Ereignisse der letzten Zeit berichten sollte. Ungern und nicht gleich entschloß sie sich endlich zu einer ausführlichen Erzählung; diese will ich hier mit meinen eignen Worten wiedergeben, denn ihre Rede war unkünstlerisch und zu breit angelegt.

Vor anderthalb Monaten war, nach den Worten der

Äbtissin, ein unbekanntes Mädchen gekommen; es nannte sich Maria, bat um Unterkunft im Kloster und erklärte sich bereit, die Obliegenheiten der niedrigsten Magd auf sich zu nehmen. Die Bescheidenheit und die vernünftigen Reden der Neuangekommenen hatten der Äbtissin wohl gefallen; die obdachlose Pilgerin erregte ihr Mitleid, zumal sie nichts bei sich hatte, und sie erlaubte ihr im Kloster zu bleiben. Schon in den ersten Tagen bewies die neue Novizin einen ungewöhnlichen Eifer im Erfüllen aller kirchlichen Gebräuche und einen übernatürlichen Drang zum Beten; oft kam es vor, daß sie die ganze Nacht über bis zur Frühmesse vor dem Kruzifixe auf den Knieen lag. Gleichzeitig konnte man bemerken, daß eine Reihe von wunderbaren Erscheinungen sich ereigneten: unter ihren Händen erblühten Blumen an winterlichen Stengeln und nicht zu ihrer Zeit; oder man sah sie in der Dunkelheit von bläulichem Lichte, wie von einer Gloriole, umflossen; oder man hörte, wenn sie in der Kirche betete, an ihrer Seite eine holde Stimme aus unsichtbarem Munde heilige Gesänge singen; oder es erschienen auf ihren Handflächen, als wäre sie ans Kreuz geschlagen worden, die heiligen Male. Gleichzeitig wäre ihr die Gabe der Wunderverrichtung geworden, und durch bloße Handauflegung heilte sie die Kranken, die in ungezählten Mengen von nah und fern dem Kloster zueilten. Da hatte sie die Äbtissin gefragt, durch welche Kraft sie diese Wunder verrichtete, und sie hatte bekannt, daß ihr stets ein Engel zur Seite stünde, der sie belehrte und in

den Werken des Glaubens unterwiese; so unverfälscht hatte dies geklungen, daß es schwer fiel ihren Worten nicht zu glauben. Die Nonnen aber waren von ihren Wundergaben aufs höchste entzückt, zumal sich Maria außerordentlich demütig und ehrerbietig gegen alle benahm; alle erfaßte eine große Liebe zu ihr, und man freute sich, daß eine so heilige Jungfrau der Klostergenossenschaft beigetreten war; natürlich wurde sie nicht mehr als Novizin betrachtet, sondern als gleichgestellt, ja sogar als Erste unter Gleichgestellten. Dies alles hatte über drei Wochen gedauert und in dieser Zeit hatte sich der Ruhm Marias nicht nur im Kloster, sondern auch in der ganzen Umgegend verbreitet; sie hatte die treuesten Anhängerinnen, die keinen Schritt breit von ihr wichen, ihre Tugend laut verkündeten und sie fast wie eine Heilige verehrten. Allein einige der Nonnen waren ihr nicht wohlgesinnt; Zweifel wurden laut, ob Schwester Maria auch tatsächlich im Namen Gottes die Wunder verrichtete, ob nicht vielmehr die Ereignisse im Kloster nur neue Umtriebe des alten Feindes der Menschheit — des Teufels — wären? Man richtete das Augenmerk darauf, daß die Erscheinungen, die Marias Schritte begleiteten, nicht immer englischer Natur waren, denn zuweilen hörte man in ihrer Nähe Laute, als schlügen unsichtbare Fäuste gegen die Wände, oder Gegenstände fielen plötzlich zu Boden, als hätte man sie geworfen, und ähnliches mehr. Dann hatten einige der Nonnen, die der Schwester Maria näher standen, ihren Beichtvätern gebeichtet, daß seit der letzten Zeit

merkwürdige Versuchungen an sie heranträten und zwar: des Nachts erschienen ihnen in ihren Zellen herrliche Jünglingsgestalten und überredeten sie, sich mit ihnen im Fleische zu vereinen. Als man Schwester Maria hiervon gesprochen hatte, wurde sie sehr traurig und bat angestrengter zu beten, die Fasten zu verschärfen, wie auch den Eifer in verschiedenen klösterlichen Tugenden, denn, so sagte sie, wo das Heilige nahe ist, da sind auch stets die Geister des Bösen am Werke und suchen den guten Samen zu ersticken.
Obwohl nun Schwester Maria und ihre Anhängerinnen tatsächlich unermüdlich beteten und sich allerlei frommen Übungen hingaben, verstärkten sich die Anzeichen der bösen Mächte im Kloster dennoch von Tag zu Tage. Die geheimnisvollen Klopftöne in der Wand, im Boden, in der Decke waren überall zu hören, ob nun Schwester Maria zugegen war oder nicht; schelmische Hände warfen in der Nacht Tische und Stühle um und schonten selbst der heiligen Gerätschaften nicht; der Inhalt der Schreine wurde durcheinander geworfen, in den Zimmern und in der Kirche allerhand Unordnung angerichtet; manchmal schleuderten unbekannte Kräfte vom Felde her schwere Steine gegen das Kloster, es gewissermaßen mit Kugeln überschüttend, und dies war unsagbar schrecklich; in den dunklen Gängen spürten die Nonnen die Berührung unsichtbarer Finger, oder sie gerieten plötzlich in die dunkle, kalte Umarmung unbekannter Wesen, und dies erfüllte sie mit furchtbarem Grauen; dann erschienen die Dämonen in verschiedenen Ge-

stalten, z. B. als schwarze Katzen, die unbekannt woher kamen und den frommen Schwestern unter die Kleider krochen.
In der ersten Zeit hatte es die Äbtissin unternommen, gegen die Sünde mit Beschwörungen und Gebeten anzukämpfen; dann hatte der Klostergeistliche zweckentsprechende Gebete gelesen und alle Räume mit Weihwasser besprengt; weiter hatte man einen rühmlichst bekannten Beschwörer aus der Stadt kommen lassen, — dieser exorcierte zwei Tage lang, besprach Brot und Wasser, den Unrat und den Staub, — allein, es wurde schlimmer denn zuvor. In jeder Tages- und Nachtzeit erschienen allüberall Gespenster: wenn die Nonnen beteten, wenn sie speisten, in den Betten, dort wo sie ihre Notdurft verrichteten, in den Zellen, im Hof, in der Kirche. Harfentöne erklangen, unbekannt woher, und die Nonnen vermochten der Versuchung nicht zu widerstehen; sie begannen zu tanzen und sich in rasenden Bewegungen zu drehen. Endlich fuhren die Dämonen in die frommen Schwestern, ergriffen Besitz von ihnen, schleuderten sie zu Boden und quälten sie mit allerhand Foltern, Verrenkungen und Krämpfen. Obgleich auch Schwester Maria von diesen Qualen nicht verschont blieb, so beteuerte sie doch nach wie vor, das wären bloß Angriffe des bösen Heeres; mit aller Macht müsse man dagegen ankämpfen, so hätte es ihr Engel befohlen, — und immer gab es noch Schwestern, die ihr glaubten und sie ehrten. Desto eifriger fluchten ihr die andern; sie sagten, — sie hätte diese Pest über das Kloster ge-

bracht, klagten sie an, sie wäre mit dem Teufel im Bunde, und so kam es zu einer großen Spaltung im Kloster selber, zu schmählichem, verderblichem Hader. In dieser äußersten Not beschloß man, sich an den Fürsten-Erzbischof zu wenden, denn ihm, als dem berufenen Nachfolger der heiligen Apostel, wäre es gegeben, unsere Sünden in dieser Welt zu binden oder zu lösen.

Das also berichtete uns Äbtissin Maria in langer, verworrener Rede, die sie jedoch scheinbar nicht zum ersten Male vorbrachte, und während sie sprach, erkannte ich mit jeden Zweifel ausschließender Sicherheit das Bild Renatens, so daß Furcht und Verzweiflung über meine Seele wie Dämonen hereinbrachen, — und, wie ein zum Tode Verurteilter sein Todesurteil, so hörte ich diesen Bericht an. Als die Äbtissin geendet hatte, fragte der Graf, — der übrigens so aufmerksam zugehört hatte, daß es mich Wunder nahm, — ob man Schwester Maria nicht herbeirufen könne; er wolle etliche Fragen an sie richten.

„Seit einigen Tagen, — antwortete die Äbtissin, — habe ich es ihr verboten die Zelle zu verlassen, denn ihre Anwesenheit erregt die Gemüter, sowohl bei der Tafel, als bei der heiligen Messe. Ich will indes sogleich nach ihr schicken und sie herführen lassen."

Halblaut sagte sie einige Worte zu ihrer Zellengenossin; diese verneigte sich und schritt hinaus; ich aber konnte mich kaum aufrecht halten bei dem Gedanken, Renaten gleich zu sehen; wie ein schwer Bezechter

suchte ich Halt an der Wand. Während die Novizin nach Schwester Maria ging, sprach die Äbtissin:
„Hochedler Graf! Ich muß es Euch — koste es, was es wolle — sagen: ich meinerseits kann die arme Maria nicht beschuldigen. Ich weiß es nicht, ob ihr ein Engel des Herrn zur Seite steht; ich bin überzeugt, daß sie mit ihrem Willen keinen Bund mit einem Dämon eingegangen ist. Ich sehe nur, daß sie sehr unglücklich ist, und heute bemitleide ich sie ebenso, wie an jenem Tage, als sie arm und hungrig mich um ein Obdach anflehte."
Für diese hochherzigen Worte war ich bereit, vor der würdigen Matrone in die Knie zu sinken, doch schon öffnete sich die Tür und nach der Pförtnerin trat gesenkten Blicks und gemessenen Schritts Renata in die Zelle; sie trug die Nonnentracht und ihr Haupt war bedeckt; tief verbeugte sie sich und blieb vor uns stehn. Wie hätte ich sie nicht erkennen sollen! Trotz der grauen Tracht der Clarissinnen, die ihr nicht stand, mußte ich dieses Gesicht, das ich mit der ganzen Kraft meines Herzens liebte, mußte ich dieses Antlitz, das mir das Teuerste auf der Welt war, wiedererkennen, wenn es auch in meiner Erinnerung verblaßt und von den Qualen der letzten Wochen verzerrt war. Renata war dieselbe geblieben, so wie ich sie gekannt hatte, bald leidenschaftlich bis zur Raserei, bald verzweifelt bis zur Ohnmacht, bald zügellos heftig, bald ruhig überlegend inmitten ihrer Bücher, bald gütig, lieb, zärtlich, gut und hold wie ein Kind, mit den Augen eines Kindes, mit ihren ganz wenig vollen

Lippen wie bei einem Kinde —, und ich verlor alle Selbstbeherrschung und schrie unwillkürlich:
„Renata!"
Alle Anwesenden wandten sich mir zu, denn bis zu jenem Augenblick hatte ich keine Silbe gesprochen, — nur Renata blieb regungslos; sie richtete ihre klaren Augen auf mich, — einen Augenblick blickte sie mir grade ins Gesicht und sagte dann leise und vernehmlich:
„Hebe dich fort von mir, Satan!"
Erstaunt fragte der Graf:
„Kennst du dieses Mädchen, Ruprecht?"
Schon hatte ich meine Erregung niedergekämpft, denn ich begriff, daß meine einzige Hoffnung auf völligem Schweigen beruhte, und antwortete:
„Nein, hochedler Graf, ich merke, — ich habe mich versehn: diese da kenne ich nicht."
Nun wandte sich der Graf an Maria selber:
„Sagt mir, liebes Mädchen, wißt Ihr auch, wessen man Euch beschuldigt?"
Mit ihrer gewöhnlichen singenden Stimme, die jetzt aber ungewöhnlich ruhig klang, antwortete Renata:
„Herr! Ich bin hierher gekommen, um den Frieden zu finden, denn zu groß waren meine Qualen und zu niemand habe ich mein Flehen gerichtet, denn zu Gott dem Höchsten allein. Wenn meine Feinde danach trachten, mich zu vernichten, so ist es möglich, daß ich nicht die Kraft haben werde, mich ihrer zu erwehren."
Der Graf dachte nach und sagte dann:

„Habt Ihr selber je einen Dämon gesehen?"
Renata antwortete stolz:
„Stets habe ich mich von ihnen abgewandt!"
Nun richtete der Graf eine dritte Frage an sie:
„Glaubt Ihr an das Vorhandensein der bösen Geister?"
Renata entgegnete:
„Ich glaube nicht an die bösen Geister, sondern an das Wort Gottes, das von ihnen Zeugnis gibt."
Der Graf lächelte und sagte, weiter hätte er nichts zu fragen; Renata verbeugte sich tief und schritt aus der Zelle, ohne mir einen Blick zu geben; ich aber blieb stehen, heftiger von dieser Begegnung erschüttert, als von dem furchtbarsten Gesicht. Ich erinnere mich nicht, was der Graf und die Äbtissin später noch miteinander sprachen; übrigens wurde ihr Gespräch bald darauf unterbrochen, denn die Schwester Pförtnerin kam hereingestürzt und sagte, Seine Eminenz habe angeordnet, alle Schwestern und sein ganzes Gefolge hätten sich unverzüglich in der Kirche zu versammeln. Die Äbtissin erhob sich natürlich sofort und traf ihre Anordnungen; der Graf aber wandte sich zu mir und sagte:
„Komm, auch wir wollen gehen, Ruprecht! Warum bist du denn so blaß geworden?"
Diese Bemerkung zeigte mir, daß ich meine Erregung nicht hatte verbergen können, daher gab ich mir alle Mühe, eine ruhige Miene zu bewahren; ich biß die Zähne aufeinander, daß es schmerzte und spannte meinen Willen aufs äußerste.
Als wir aus dem Hause der Äbtissin schritten, fragte

mich der Bruder Inquisitor, der hinter dem Grafen herging:
„Was haltet Ihr nun jetzt von Schwester Maria? Hatte ich nicht recht mit dem, was ich Euch heute morgen von ihr sagte?"
Ich antwortete:
„Ich glaube, eine eingehendere Untersuchung tut hier not, denn so manches ist mir noch unklar geblieben."
Erfreut griff der Bruder Inquisitor diesen Gedanken auf; er entwickelte ihn folgendermaßen:
„Gewiß habt Ihr recht und wir beide erkennen sehr wohl, daß eine richtige Untersuchung noch nicht stattgefunden hat. Vor allen Dingen muß festgestellt werden, worum es sich eigentlich handelt (außer Zweifel ist jedenfalls das Wirken des Teufels): ob um ein Besessen-sein, oder um ein Beherrscht-sein, possessio sive obsessio. Im ersteren Falle sind die Nönnchen und insonderheit diese Schwester Maria eines Bündnisses mit den Dämonen schuldig, denen sie Zutritt in ihre Körper gestattet haben; im zweiten Fall aber sind sie schuldig der Schwachheit des Geistes, daß sie den Teufeln Macht über sich gewährten. Es gibt mancherlei Mittel, um dieses festzustellen, so zum Beispiel: wenn man eine Besessene, nachdem man sie vorher gesegnet hat, verwundet, so fließt kein Blut aus der Wunde; sie können eine feurige Kohle in der Hand halten, ohne sich zu verbrennen; auch ertrinken sie nicht, wenn man sie gebunden ins Wasser wirft, und ähnliches mehr. Ferner wäre es unerläßlich, festzustellen, ob die Schuldigen nur ihrer eigenen Seele Schaden zufügten,

oder auch ihren Nächsten: ob sie zum Beispiel durch Besprechungen sich und Menschen zugrunde richteten, ob sie die Weiber unfruchtbar machten, ob sie Regen und Nebel heraufbeschworen, ob sie Stürme erzeugten, ob sie die Leichname von Säuglingen ausgruben und so weiter. Endlich wäre noch festzustellen, welche Dämonen namentlich ihr gotteslästerliches Tun entfalteten, die von ihnen bevorzugten Gestalten und die Beschwörungen, denen sie sich unterordnen, — auf daß es späterhin leichter fiele, ihrem verderblichen Einfluß zu widerstehen."

So plaudernd waren wir bis zur Kirchenpforte gelangt, die eine große Menge Volks umlagerte, denn nicht allein das Gefolge des Erzbischofs hatte sich versammelt, sondern auch viele Leute aus der Umgegend; natürlich hätte es der Neugierigen, die ihren Fürsten im Kampfe gegen die Dämonen sehen wollten, noch weit mehr gegeben, wenn der Fürst nicht ausdrücklich befohlen hätte, die Bauern ins Kloster nicht einzulassen; darum drängten sie sich vor den Toren. Wir, die wir den Grafen begleiteten, hatten natürlich ungehindert Zutritt, und alsbald befanden wir uns im Kreuzgewölbe des altertümlichen, düstern, dumpfen Gotteshauses, das dennoch einer gewissen Größe nicht entbehrte. Ich schaute auf die Reihen der grauen Nonnen, die wie eine Schar erschreckter Tauben sich alle auf eine Seite hindrängten; Renaten konnte ich unter ihnen nicht sehen. Wir, — der Graf, neben ihm Bruder Thomas und ich, — setzten uns auf die erste Bank; etliche Augenblicke währte eine

allgemeine stumme, quälende Erwartung, und ich gedachte der Tage, da ich mich in andern Kirchen hinter den Säulen verbarg, und ebenso wie heute mit meinen Augen Renaten suchte. Ich wußte, gleich würde sie kommen, und ich würde sie wiedersehn; vor dieser Erwartung klopfte mein Herz, wie das Herz einer geängstigten Eidechse, die die grobe Hand eines Menschen gepackt hat.

Die Tür knarrte, ich blickte auf und sah, wie die Äbtissin Martha, begleitet von zwei Novizinnen, aus der Sakristei schritt; ihr folgte gesenkten Blicks Renata — ihr Gang war fest —, und sie schritten zu den andern Nonnen; gleich darauf kam der Erzbischof in Begleitung zweier Prälaten und des Klostergeistlichen. Der Erzbischof war in vollem Ornat; sein Gewand war goldgestickt; auf der Schulter trug er das Epitrachylium, hielt den reichgezierten Bischofsstab in der Hand, trug eine Inful, die noch kostbarer war als jene, die er im Schloß getragen hatte, ganz besät mit Edelsteinen, die im Lichte der Wachskerzen funkelten, die trotz der mittäglichen Stunde brannten. Bei seinem Eintritt sank alles auf die Knie. Der Erzbischof schritt mit den Prälaten an seiner Seite geradenwegs zum Altar; dort kniete er nieder und verlas das Gebet: „Omnipotens sempiterne Deus", und als er geendet hatte, sagte alles wie aus einem Munde: „Amen!", — auch Renata, die, gesondert von den übrigen, doch allen sichtbar, vor den Bänken kniete. Hierauf erhob sich der Erzbischof, wandte sich uns zu, und rief mit deutlicher, schallender Stimme: „Te

invocamus, te adoramus“ und so weiter, und wir antworteten ihm mit dem nämlichen. Dann weihte er das Wasser, spritzte es in die vier Himmelsrichtungen, setzte sich auf den erzbischöflichen Thronsessel und befahl Renaten vorzutreten.

Meine Blicke hafteten so fest an Renaten, daß keine Kraft der Welt meinen Kopf auf die andre Seite hätte wenden können, — und nicht die geringste Bewegung der Falten in ihrem Kleide entging mir, als sie sich langsam erhob, etliche Schritte vortrat und wieder dicht vor dem Sessel des Erzbischofs niederkniete. Der Erzbischof machte das Zeichen des Kreuzes über ihrem Haupte, legte die segnende Hand auf ihre Stirn und sprach ein neues Gebet: „Benedicat te omnipotens Deus, Pater et Filius et Spiritus Sanctus“, das Renata in stiller Ergebenheit anhörte und wir mit einem wiederholten „Amen“ beschlossen. Da ich sah, daß sich Renata während dieser Zeromonien als treue Tochter der Heiligen Kirche zeigte, und daß keinerlei Anzeichen auf die Gegenwart der bösen Mächte schließen ließen, regte sich in mir die freudige Hoffnung, alles könne noch glücklich ablaufen, — und das war gleichsam ein schmaler Streifen der dämmernden Morgenröte, der in die Dunkelheit meiner Seele hineinschien. Nach dem zweiten Gebete erhob sich der Erzbischof wieder und wandte sich an uns alle mit folgender Rede:

„Geliebte Brüder und Schwestern! Es ist sattsam bekannt, daß der Geist der Finsternis oft die Gestalt eines lichten Engels annimmt, um die schwachen See-

len desto sicherer zu verführen und zu verderben. Hierfür wurde uns aber auch das Schwert des Geistes gegeben, um ihm vorkommenden Falls sein schamloses Maul abzuhauen, und wir ermahnen Euch, hinfort keine Furcht zu haben. Du aber, geliebte Tochter, antworte uns: „womit kannst du es erhärten, daß deine Gesichte dir von Gott, und nicht vom Teufel, gesandt wurden?"

Und wieder hörte ich Renatens leise, maßvolle, doch vernehmliche Stimme; sie sagte:

„Hochachtbarer Vater! Ich weiß es nicht, von wem mir die Gesichte kommen; jener aber, der mir erscheint, spricht zu mir von Gott und vom Guten; er ermahnt mich zu einem untadeligen Leben und rügt meine Vergehungen, — wie sollte ich ihm mißtrauen?"

Kaum hatte Renata diese Worte gesprochen, als es plötzlich rings um sie her im Fußboden rasch und anhaltend zu klopfen begann; es klang so, als kämen die Laute von unten her, jene nämlichen Laute, von denen Renata gesagt hatte, „die Kleinen klopfen". Im selben Augenblick verbreitete sich große Verwirrung in der ganzen Kirche: einige der Nonnen schrien auf, alles kam in Bewegung, und ich selber konnte mich eines lähmenden Entsetzens nicht erwehren, das sich meiner bemächtigte; zornig und kraftvoll stieß der Erzbischof mit seinem Hirtenstab auf den Boden und rief:

„Wessen Ränke sind das? Antworte!"

Ich konnte Renatens Antlitz nicht sehen, doch schloß

ich aus dem Zittern ihrer Stimme, daß sie sich in großer Erregung befand; ganz leise sagte sie:
„Vater! Es sind meine Feinde."
Der Erzbischof verlor seine Haltung nicht; er begann zu beschwören und redete zunächst in unserer Sprache: „Tritt hervor, finstrer Geist, wenn du dich an dieser geweihten Stätte verborgen hältst! Du bist der Vater der Lüge, der Vernichter der Wahrheit, der Urheber alles Unrechts; so höre denn, welchen Spruch unsre Einfalt deiner Verschlagenheit entgegenhält! Wirst du, verdammter Geist, dich dem Willen unsres Schöpfers nicht unterwerfen? Eine Todsünde hast du begangen und wurdest vom heiligen Berge in die dunklen Abgründe und in die Tiefen der Hölle hinabgestoßen. Nun aber, du abscheuliches Wesen, wer du auch sein mögest, welchem höllischen Reiche du auch angehören mögest, — wenn du dich nach Gottes Ratschluß durch Betrug in das Vertrauen dieser geheiligten Frauen eingeschlichen hast, so rufen wir gegen dich den Namen Gottes des Allmächtigen an, wir flehen zu dem Sohne, unsrem Erlöser, wir bitten den gebenedeiten Heiligen Geist! Du alte Schlange, wir verfluchen dich, wir treiben dich aus, wir bannen dich, wir sagen uns los von deinem Werke, wir verbieten dir diesen Ort, — ja, flüchten sollst du — beschämt, erniedrigt, verstoßen — in unbekannte, wasserlose Wüsten, in die Gefilde des Entsetzens, die keines Menschen Fuß beschreitet, — dort sollst du dich verbergen und am Zaume deines Stolzes zerren, und sollst erwarten den furchtbaren Tag des letzten Gerichtes!

Nicht sollst du deinen Spott treiben mit den Dienerinnen Jesu Christi, keine von ihnen sollst du hintergehen, — entfliehe geschwind, weiche von hinnen, auf daß sie Gott allein in der Welt die Ehre geben!"
Während der Erzbischof diese Flüche und Beschwörungen sprach, ließ das Klopfen nicht nur nicht nach, es wurde vielmehr immer stärker und klang nunmehr nicht bloß aus dem Boden, sondern auch aus den Bänken, aus den Wänden der Kirche und ertönte sogar im toten Kreuzgewölbe, wobei es an Stärke zunahm, daß man glauben konnte, es würde mit einem mächtigen Hammer aus voller Kraft dreingeschlagen. Zu gleicher Zeit wuchs auch die Verwirrung in der Kirche, denn viele der Zuschauer fürchteten sich und suchten den Ausgang zu erreichen; auch bei den Nonnen ging alles drunter und drüber: die einen drängten sich zitternd aneinander, wie Schafe beim Erscheinen des Wolfes, die andern konnten sich nicht beherrschen und riefen Renaten Flüche und Verwünschungen zu. Renata selbst blieb unbeweglich wie ein Bild, das aus Holz geschnitzt ist; sie erhob sich nicht von den Knien, sie senkte auch nicht das Haupt, als ginge sie alles, was ringsum geschah, gar nicht an.
Endlich ereignete es sich, daß eine junge und, soviel ich sehen konnte, schöne Nonne, die Reihen der Schwestern plötzlich durchbrach, in die Mitte der Kirche stürzte, sonderbare Bewegungen vollführte und unverständliche Worte schrie; dann fiel sie zu Boden und schlug um sich in einem Anfall von Raserei, wie ich ihn bei Renaten Gelegenheit gehabt hatte zu beobach-

ten. In Furcht und Entsetzen sprangen alle von ihren Plätzen auf, und auch ich eilte zum gefallenen Mädchen; ich sah ihre furchtbaren Verrenkungen, wobei sich ihr Bauch unter den Kleidern so blähte, als wäre sie plötzlich schwanger geworden. Mit herrischer Stimme befahl der Erzbischof, alles sollte sich ruhig verhalten. Dann trat er auf die Unglückliche zu und gebot den Prälaten, sie fest mit den heiligen Epitrachylien zu binden, so daß sie nicht mehr um sich schlagen konnte; dann besprengte er ihr Gesicht mit Weihwasser und fragte laut zu ihr gewandt:

„Bist du hier, verruchter Anstifter alles Unheils?"

Der Dämon, der in sie gefahren war, sprach aus ihrem Munde, und die Nonne antwortete:

„Ich bin hier!"

Diese Antwort setzte uns in größeres Etstaunen als alles Vorhergehende, — doch der Erzbischof fragte weiter:

„Ich beschwöre dich im Namen Gottes des Lebendigen, antworte mir: „bist du ein böser Geist?"

Die Nonne antwortete: „Ja!"

Der Erzbischof fragte:

„Bist du der nämliche, der Schwestet Maria in Gestalt eines Engels verführte?"

Die Nonne antwortete: „Nein, denn wir sind unser viele!"

Der Erzbischof fragte:

„Antworte mir, warum erdachtet ihr euch diesen Betrug, und warum verführtet ihr die Dienerinnen Gottes durch lügnerische Gebilde?"

Es erfolgte keine Antwort und der Erzbischof fragte wieder:
„Hattet ihr die schamlose Absicht, die ewige Seligkeit diesen geheiligten Schwestern zu rauben, und die Heiligkeit dieses ganzen Gemeinwesens in Zuchtlosigkeit zu verwandeln?"
Die Nonne antwortete: „Ja!"
Der Erzbischof fragte:
„Antworte mir: war eine der Schwestern dieses Klosters mit euch im Bunde?"
Die Nonne antwortete: „Ja!"
Bei dieser Antwort lief ein Zittern durch alle Umstehenden; der Erzbischof aber fragte:
„Wer war eure Verbündete? War es die Schwester, in deren Leib du soeben gefahren bist?"
Die Nonne antwortete: „Nein!"
Der Erzbischof fragte:
„Ist es die Schwester, die sich Maria nennt?"
Die Nonne antwortete: „Ja!"
In diesem Augenblick begriff ich, daß dies Renatens Todesurteil war; der Erzbischof besprengte die besessene und gebundene Schwester aufs neue mit Weihwasser und beschwor den Dämon, der in sie gefahren war, daß er ihren Leib verlassen solle.
„Verschlagener und sündiger Geist" — sagte der Erzbischof, — „ich gebiete dir, verlasse diesen Leib, von dem du mit Unrecht Besitz ergriffen hast, denn er ist ein Tempel des Heiligen Geistes. Weiche von hinnen, du Schlange, du Geist der Hinterlist und des Aufruhrs! Weiche von hinnen, räuberischer Wolf, der du

angefüllt bist mit allerhand Bosheit! Weiche von hinnen, du Bock, du Hüter der Schweine und Reptilien! Weiche von hinnen, giftiger Skorpion, verfluchte Eidechse, Drache, gehörntes Scheusal! Ich befehle es dir im Namen Jesu Christi, des Allwissenden, weiche von hinnen!"

Bei dieser letzten Beschwörung schlug die gebundene Schwester besonders heftig um sich und sie rief nunmehr aus eignem Antriebe:

„Er entweicht! Er entweicht! Er ist in meiner Brust! Er ist in meiner Hand! Er ist in den Fingerspitzen!"

Entsprechend ihren Worten ging die Schwellung ihres Bauches erst auf die Brust, dann auf die Schulter, zuletzt auf die hochgebundenen Hände über, — endlich blieb sie regungslos liegen, wie eine Kranke, völlig entkräftet von dem fürchterlichen Anfall. Bruder Thomas sagte später, er und etliche andere hätten den Dämon aus den Fingern der Unglücklichen fahren sehen, in Gestalt eines kleinen, formlosen, widerlichen Menschleins; auf einer dunstigen Wolke wäre er durch die Kirchentür entflohen und habe einen Gestank hinter sich gelassen; obgleich ich den ganzen Vorgang aufmerksam beobachtet habe, so habe ich diese Erscheinung doch nicht gesehen und den Geruch nicht gespürt. Als die besessene Schwester wieder zu Ruhe gekommen war, und als es klar wurde, daß der Dämon aus ihr gefahren war, befahl der Erzbischof sie fortzuschaffen, denn sie konnte nicht gehen; er aber wandte sich nun wieder Renaten zu, und wir alle folgten ihm.

Während der Beschwörung der besessenen Nonne hatte

Renata abseits von uns gekniet und nicht einmal den Versuch gemacht, ihr Gesicht uns zuzukehren. Einigemal wollte ich zu ihr hintreten und mit ihr sprechen, doch hinderte mich die Überlegung daran, dies könnte mein Verhältnis zu ihr verraten, während ich ihr vielleicht helfen und sie nur dann retten konnte, wenn man glaubte, ich wäre ihr fremd, ja sogar feindlich gesinnt. Ich überwand den Drang meines Herzens und blieb ihr fern, zusammen mit den andern, und erst zusammen mit den andern nahte ich ihr, als der Erzbischof sich ihr wieder zuwandte. Diesmal bemühte ich mich, mich so zu stellen, daß ich ihr Gesicht sehen konnte und daß sie mich sehen mußte; allein der Ausdruck ihres Gesichtes, den ich so genau erforscht hatte, verhieß nichts Gutes, denn ich bemerkte sogleich, daß sie nicht mehr bescheiden, sondern eigenwillig und trotzig dreinschaute, — und eine neue, quälende Angst bemächtigte sich meines Herzens. Ich muß hier erwähnen, daß die geheimnisvollen Klopftöne, obgleich sie während des Gesprächs des Erzbischofs mit dem Dämon schwächer geworden waren, doch nicht gänzlich aufgehört hatten, und immer noch hörte man es bald in den Wänden, bald im Fußboden, bald im Gewölbe klopfen.

Als der Erzbischof an den Altar zurückgekehrt war, befahl er zum Zeichen der Trauer die Wachskerzen auszulöschen; dann wandte er sich an Renaten, stieß heftig mit dem Hirtenstabe auf die Steinfließen und rief:

„Schwester Maria! Einer unserer Feinde, den wir

mit Gottes Hilfe und Kraft der uns gewordenen Macht gezwungen haben, dem Leib einer deiner Schwestern zu entweichen, teilte uns mit, du habest einen sündhaften Pakt mit teuflischen Mächten abgeschlossen. Bereue vor uns, daß du von Gott abgefallen bist!"
Renata hob den Kopf und antwortete fest:
„Nicht schuldig bin ich der Sünde, derer ihr mich zeiht."
Kaum hatte sie dies gesagt, als plötzlich ringsum donnernde Schläge ertönten, als müßten die Mauern der Kirche auseinanderbersten und zusammenstürzen, oder als würde auf uns von allen Seiten mit Kanonen und mauerbrechenden Instrumenten geschossen. Im Lärm und Donner det Schläge, die blitzschnell aufeinander folgten, konnte man kein Wort verstehen; alles sank vor dem Erzbischof in die Knie, streckte nach ihm die Hände aus, als wäre er allein der Mann, der Rettung bringen konnte. Er aber verlor seine Geistesgegenwart nicht, streckte den Bischofsstab vor, wie einen Zauberstab, wandte sich nunmehr nicht an Renaten, sondern an den Dämon, von dem er sie besessen glaubte, und rief gebieterisch:
„Böser Geist! Im Namen dessen, der vor Kaiphas, den Hohen-Priester der Juden geführt und von ihm verhört wurde, und der Antwort gab, — beschwöre ich dich, antworte mir: „Bist du ein Feind Gottes und ein Diener des Antichrists?"
Da erhob sich Renata plötzlich von den Knien, blickte dem Erzbischof gerade ins Gesicht und antwortete, ich weiß nicht in wessen Namen:
„Beim heiligen und geheimnisvollen Namen Gottes,

Adonai, schwöre ich und bezeuge es: ich bin ein Diener des Höchsten und stehe vor deinem Throne."
Wieder wurde diese Antwort von furchtbaren Schlägen begleitet, doch gleichzeitig stürzten einige der Nonnen bis zu Renaten vor, knieten nieder zu ihren Füßen und riefen wie im Wahnsinn:
„Auch wir! Auch wir! Wir bezeugen es! Schwester Maria ist eine Heilige! Ecce ancilla Domini! Ora pro nobis!"
In äußerster Wut schrie der Erzbischof, ganz rot vor Anstrengung, während ihm der Schweiß übers Gesicht floß:
„Fort! Falscher Geist! Vade retro! Kinder, kommt zu euch!"
Doch die Mädchen hörten nicht auf zu schreien; sie umarmten Renatens Knie und hatten die Blicke aufwärts gerichtet; das fürchterliche Klopfen ringsum dauerte fort und die Erregung aller hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, daß sich niemand mehr zu beherrschen vermochte; alles schrie, weinte oder lachte in Raserei. Ich sah, daß der Erzbischof selber erschüttert war; aber noch einmal erhob er seine Stimm und sprach die stärkste der Beschwörungsformeln, die also lautet:
„Per Christum Dominum, per eum, qui venturus est judicare vivos et mortuos, obtemperare! Spiriti maligni, damnati, interdicti, exterminati, extorsi, jam vobis impero et praecipio, in nomine et virtute Dei Omnipotentis et Justi! In ictu oculi discedite omnes qui operamini iniquitatem!"

Noch war er aber noch lange nicht am Ende, als erst eine, dann die andre der Nonnen lachend und schluchzend zu Boden stürzte, denn ihrer hatten sich die Geister bemächtigt, die hier auf der Lauer lagen, und alsbald konnten noch viele andre dem Angriff der bösen Mächte auf ihre Leiber nicht länger widerstehen. Die unglücklichen Mädchen sanken, eine nach der andern, stöhnend nieder und zerschlugen sich am steinernen Fußboden; sie riefen gotteslästerliche Worte, nannten den Erzbischof selber einen Diener des Teufels, oder sie führten unkeusche Reden, in denen sie Schwester Maria als Braut eines himmlischen Engels feierten. Schreien, Stöhnen, Gelächter, Gotteslästerungen, Klagen, Flüche — alles dies mischte sich mit den geheimnisvollen Klopftönen der unsichtbaren Hände, mit der Verwirrung der übrigen Zuschauer, die vom Entsetzen gefaßt, taumelnd wie Betrunkene den Ausgängen zueilen wollten, und in der ganzen Menge war nicht einer, der Gewalt über sich gehabt hätte: so groß war die Macht der Dämonen, die ohne Zweifel die ganze Kirche erfüllten. Auch ich fühlte, daß mir der Kopf schwindelte, daß mir der Atem ausging, daß es mir vor den Augen schwarz wurde; auch ich wollte zu Renaten hinstürzen, vor ihr niederknien, ihre Füße umarmen, und es dem Erzbischof ins Gesicht rufen: sie ist eine Heilige! — und es ist möglich, daß ich das auch getan hätte, wenn dieser Zustand nur eine Minute länger angedauert hätte.

Nur zwei Leute bewahrten in dieser Raserei halbwegs ihre Ruhe: der Erzbischof, der immer noch,

wenn auch mit zitternder Stimme, die Worte der Exorcismen wiederholte, die in dem allgemeinen Lärm ganz untergingen, — und Renata; sie hielt mit ihren Händen ihre treuen Anhängerinnen umfaßt, und inmitten des Schreiens und Stöhnens, inmitten der Flüche und Lobpreisungen stand sie hochaufgerichtet vor dem Erzbischof, den Blick gen Himmel gewandt, und die Unbeweglichkeit ihres Antlitzes war der Festigkeit eines granitenen Felsens inmitten wild brandender Wogen zu vergleichen, — doch im selben Augenblick, als auch ich, alle Überlegung hintansetzend, bereit war vor ihr niederzustürzen, ging mit ihren Augen eine merkwürdige Wandlung vor. Ich sah, wie ihr Gesicht erbebte; ihre Lippen verzogen sich zuerst kaum merklich, dann entstellte ein vorübergehender Krampf ihr Gesicht, aus ihren Blicken sprach plötzlich ein unsagbares Entsetzen, — und im selben Augenblick begriff ich, was mit ihr vorging, und mit verzweifelter Stimme rief sie:

„Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen!"

Gleich darauf stürzte auch sie in einem Anfall von Besessenheit in die Menge der sie umringenden Nonnen, und diese, gleichsam ihrem Befehle folgend, begannen sogleich sich in Krämpfen zu winden, um sich zu schlagen, zu schreien. Damit war jede Ordnung in der Versammlung gelöst; ringsum, wohin man auch blicken mochte, waren von Dämonen besessene Weiber: sie rannten wie rasend durch die Kirche, krümmten sich, schlugen sich gegen die Brust, fuchtelten mit den

Händen, predigten; oder sie wälzten sich allein oder zu zweit auf der Erde, verrenkten die Gliedmaßen, preßten einander in heißer Umarmung, küßten sich in wütender Leidenschaft, bissen einander wie Tiere; oder sie saßen auf einem Fleck, verstellten die Gesichter zu widerlichen Grimassen, rollten die Augen vor und zurück, streckten die Zunge heraus, lachten und verstummten dann gleich wieder, sanken dann plötzlich zu Boden, und schlugen mit den Köpfen hart auf dem Fußboden auf; die einen brüllten, die andern lachten, die dritten fluchten, die vierten lästerten Gott, die fünften sangen; wieder andre pfiffen, wie Schlangen etwa pfeifen, oder bellten nach Hundeart, oder sie grunzten wie Säue; — und dies war eine fürchterlichere Hölle, als jene, die sich den Augen des Dante Alighieri entrollte.

Im selben Augenblick sah ich zwischen mir und dem erstarrt dastehenden Erzbischof den Dominikanerbruder Thomas gleichsam aus der Erde emportauchen; mit scharfer, befehlender, ihm nicht eigentümlicher Stimme rief er:

„Diese Frauen sind der größten Ketzerei und der fleischlichen Beziehungen zum Teufel schuldig! Im Namen Seiner Heiligkeit erkläre ich, daß sie der Gerichtsbarkeit der Heiligen Inquisition verfallen sind."

Durch diese schlichten Worte im Chaos der Geschehnisse wurde der Erzbischof heftiger erschüttert, denn durch einen Posaunenstoß vom Himmel. Der Hirtenstab entglitt seinen Händen und fiel polternd zu Boden;

was er dem Bruder Thomas auf seine Worte antwortete, konnte ich nicht mehr hören. Wie ein herniederfahrender Blitz schoß mir der Gedanke durch den Kopf, dies wäre der letzte Augenblick, um Renaten zu retten, daß es vielleicht noch möglich wäre, sie hier loszureißen, sie — wenn auch gegen ihren Willen — wie eine Irrsinnige aus einem brennenden Hause hinauszutragen. Ohne an die Folgen zu denken, oder an die Möglichkeiten, das Kloster, das streng bewacht wurde, zu verlassen, stürzte ich zu Renaten, die sich in Krämpfen am Boden wand und von den Armen ihrer Freundinnen umfangen gehalten wurde; schon berührte ich den mir über alles teuren Körper, als ich gewahr wurde, daß mich Bruder Thomas sachte zur Seite schob, und daß sich etliche Schützen bereits um sie bemühten; diese waren zuvor nicht in der Kirche gewesen, sondern erst jetzt — natürlich vom Inquisitor — gerufen worden, und sie bewahrten die vollkommene Gelassenheit von Kriegern.
Bruder Thomas sagte:
„Ein heiliger Eifer hat Euch ergriffen, Bruder Ruprecht! Beruhigt Euch. Diese Leute werden alles ordentlich verrichten."
Ich sah, wie die Schützen des Erzbischofs kalten Bluts die Hände der bewußtlosen Renata fesselten, und wie sie sie aufhoben, um sie fortzutragen. Noch ganz außer mir stürzte ich vor, ohne auf die Worte des Inquisitors zu achten, und war hart daran, mit den Leuten in ein Handgemenge zu geraten, um ihnen die kostbare Beute wieder abzujagen. Doch ich fühlte,

daß mich jemand am Arm packte; es war Graf Adalbert; streng sagte er:
„Ruprecht, du verlierst den Verstand!"
Gebieterisch und fast gewaltsam führte er mich durch die ganze Kirche bis zum Tor; willenlos fügte ich mich ihm, wie ein Kind dem Erwachsenen; plötzlich waren wir in der freien Luft, im strahlenden Sonnenschein, und hinter uns verhallte das Ächzen, Stöhnen, Kreischen und Lachen jener Unglücklichen, von Dämonen Besessenen.

DAS FÜNFZEHNTE KAPITEL

Wie Renata unter dem Vorsitz des Erzbischofs gerichtet wurde.

Der Graf führte mich an der Hand durch den Klosterhof, zum Tore hinaus, dann überschritten wir eine kleine Wiese, auf der einige alte Weiden standen, und setzten uns, wie auf Verabredung, am Hange nieder, der zum Graben führte, der die Klostermauern umgab. Der Graf sagte:

„Ruprecht! Deine Erregung ist ungewöhnlich. Bei Hyperion schwöre ich's, die Sache hat dich mehr als uns alle erschüttert! Sage mir alles wie einem Freunde."

In Wahrheit — in jener Stunde hatte ich auf der ganzen Welt keinen anderen Freund, und die Befürchtungen und Hoffnungen, die mir die Brust zusammenschnürten, suchten einen Ausweg, Vögeln vergleichbar, die man in einen engen Käfig gesperrt hat; wie ein Ertrinkender, der nach dem letzten Halt greift, erzählte ich dem Grafen alles: wie ich Renaten kennen gelernt hatte, wie wir den Winter als Mann und Frau zusammen verbrachten, wie nur die Absonderlichkeiten Renatens es verhindert hätten, daß wir unseren Bund auch vor dem Altare eingingen; wie mich Renata plötzlich verließ, und wie ich sie jetzt in Schwester Maria wiedererkannte; nur die wahren Gründe von Renatens Flucht verschwieg ich; ich erklärte sie durch ihre Zerknirschung über ihre Sünden und den Wunsch nach Buße, und schloß meinen Bericht mit der an

den Grafen gerichteten Bitte, mir in dieser furchtbaren Lage beizustehen.

„Wie Ihr, gnädiger Herr Graf, bemerken konntet", — sagte ich, — „hatte ich mich im Laufe der letzten Wochen einigermaßen gefaßt, oder richtiger, mich mit dem Gedanken abgefunden, auf ewig von Renaten getrennt zu sein. Kaum aber erblickte ich ihr Antlitz, als in meiner Seele meine ganze Liebe zu ihr wieder entbrannte, dem Phönix vergleichbar; aufs neue habe ich es erkannt, daß mir dieses Weib teurer als mein eigenes Leben ist. Das erbarmungslose Schicksal aber, das mir Renaten wiedergab, stürzt sie im gleichen Augenblicke in die Arme der Inquisition, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß ich die verloren Geglaubte nur darum auf so wunderbare Weise wiederfand, um sie alsbald auf immer zu verlieren! Was kann ich zur Rettung der Geliebten tun? Ich stehe ganz allein gegen die Macht des Inquisitors, gegen den Willen des Erzbischofs, gegen die rohe Kraft seiner Schützen und Wachen! Wenn Ihr, Graf, mir Eure Hilfe und Euren Beistand versagt, wenn Ihr kein Mitleiden mit mir habt, so bleibt mir nur übrig, meinen Kopf an der Mauer jenes Verließes zu zerschmettern, in dem Renata gefangen gehalten wird."

So etwa sprach ich zum Grafen und er hörte mich mit vieler Teilnahme an; durch einzelne Fragen, die er an mich richtete, bewies er mir, daß er bemüht war, in das Erzählte einzudringen. Als ich geendet hatte, sagte er:

„Teurer Ruprecht! Dein Schicksal rührt mich aufs lebhafteste. Ich gebe dir mein ritterliches Wort, daß ich alles für dich tun will, was irgend in meinen Kräften liegt."

Die folgenden Ereignisse erbrachten den Beweis, daß der Graf mit seiner Ritterehre keinen Spott trieb, denn bei seinem Bestreben, mir gegen den Inquisitor beizustehen, setzte er kühn seine ganze hohe Stellung aufs Spiel; trotzdem bin ich aber nicht überzeugt, daß er aus Freundschaft oder Teilnahme zu mir so gehandelt hat. Wenn ich mir heute das Verhalten des Grafen recht überlege, so komme ich zu dem Schluß, daß er vor allem den Wunsch hatte, als rechter Humanist zu erscheinen, wenn er Schwester Maria vor dem fanatischen Inquisitor beschirmte, denn an die Tatsache der Besessenheit wollte er nicht glauben; zweitens aber war es ihm erwünscht, infolge eines alten Grolls auf den Erzbischof, seinen Lehensherrn, dessen Absichten zu durchkreuzen; drittens endlich war für ihn seine jugendliche Liebe zu Abenteuern und waghalsigen Unternehmungen bestimmend, — dieselbe Liebe, die ihn zu dem verzwickten und teuren Spaß mit Doktor Faust getrieben hatte. Es versteht sich indes von selbst, daß mich diese Betrachtungen nicht daran hindern können, ihm von Herzen dankbar zu sein, und ich glaube, bis zu meinem letzten Stündlein wird mir die Erinnerung an ihn das sein, was dem Wanderer ein erfrischender Wind in der glühenden Wüste.

Seit jener Stunde nahm es der Graf auf sich, meine

Schritte zu leiten, und sein Verhalten zu mir war das eines älteren Bruders zum jüngeren. Als wir nach unserem Gespräch ins Lager zurückkehrten, schmiedete ich unterwegs tausend Pläne, wie man Renaten am schnellsten befreien könnte, und alle Pläne liefen darauf hinaus — die Gefangene müsse gewaltsam aus ihrem Kerker entführt werden. Der Graf aber wies sehr vernünftig darauf hin, daß die Machtmittel der feindlichen Partei bedeutend größer wären als die unsern; gesetzt auch den Fall, alle meine Leute würden bedingungslos zu uns halten, so hätten wir es doch mit der zahlreichen Wache des Erzbischofs, mit seiner Macht als Fürst, mit der Macht und dem Einfluß des Inquisitors aufzunehmen, und wahrscheinlich würde auch die Bevölkerung der Umgegend gegen uns Partei ergreifen, da sie den Hexen feindlich gesinnt wäre, so daß es alles in allem bei weitem vorzuziehen wäre, zur List unsere Zuflucht zu nehmen und nur im äußersten Notfall zu den Waffen zu greifen. Der Rest meiner kühlen Überlegung mußte mir bestätigen, daß der Graf in diesem Streit das Recht auf seiner Seite hatte, und mir blieb nichts andres übrig, als mich seinen Gründen zu fügen und meine Seele unter sie zu beugen, wie der Stier seinen Nacken unter das Joch beugt.

Im Zelte angelangt, befahl mir der Graf, ihn dort zu erwarten, und etliche Stunden mußte ich in erzwungener, drückender Tatenlosigkeit verharren, meinen hinterlistigen Gedanken und erbarmungslosen Grübeleien ganz ausgeliefert. Hingestreckt auf eine Bären-

haut horchte ich auf den Schlag meines Herzens und bemühte mich nicht einmal, die Bilder, die sich vor meinen Augen entrollten und wie Reiter einen Hügel hinabstürmten, — einen Augenblick von der Sonne beleuchtet wurden und gleich wieder verschwanden, — in geordneter Folge zu schauen. Bald mußte ich denken, wie Renata auf dem schmutzigen, kalten Boden ihres unterirdischen Kerkers liegt, wie ihre Henker sie mit schlau ersonnenen Qualen und Foltern martern, bald — wie ihr Leichnam hinter die Umfriedung des Kirchhofs geschleppt wird, um dort verscharrt zu werden, oder wie ich sie aus ihrem Kerker befreie, wie ich mit ihr auf einem Roß übers Feld dahinjage, wie ich mit ihr den Ozean durchquere, ein neues Leben in der Neuen Welt beginne .... In Zeiten ergriff mich eine solche Furcht vor diesen Gebilden, daß ich aufsprang, irgendwohin fliehen wollte, irgend etwas unternehmen wollte, aber mit größter Willensanstrengung und durch logisches Denken zwang ich mich wieder auf mein Lager und schaute auf die Bilder, die sich vor mir, wie vor einem müßigen Zuschauer, auf der Bühne der Gedanken entrollten.

Mittag war schon längst vorüber, als der Graf endlich kam; die Einsamkeit und die Ungewißheit meiner Lage hatte mich vollständig entkräftet; auf meine leidenschaftlichen Fragen, was er neues über Schwester Marias Schicksal in Erfahrung gebracht habe, wollte er zunächst nicht antworten; halb im Scherz, halb gebieterisch erklärte er, vor allem müßten wir jetzt zu Mittag essen, denn vom Morgen an hatten wir nichts

zu uns genommen. Es war eine traurige Mahlzeit; Michel, ein Diener vom Schloß, reichte uns die schlichten Gerichte, die auf der Feldküche zubereitet worden waren, dazu konnten wir den vortrefflichen roten Ahrbleichert aus dem Klosterkeller trinken, und der Graf tat so, als bemerkte er meinen Kummer garnicht und redete beharrlich von verschiedenen Schriftstellern der Gegenwart und des Altertums. Gewaltsam suchte ich mich zu fassen, aber in meinem Kopf verwirrten sich die Namen der Verfasser und die Titel der Bücher, worüber mir der Graf, der mir in jenen Augenblicken sehr spöttisch erschien, herzlich lachte. Als wir endlich unsre Mahlzeit beendet hatten, sagte der Graf, während er sich die Hände wusch:

„Nimm dein Tintenfaß, Ruprecht, und komm ins Kloster: gleich findet das Verhör deiner Renata statt."

Ich fühlte es deutlich, wie meine Wangen bei dieser Mitteilung erbleichten; ich konnte nur stammeln:

„Das Verhör von Renata?"

Der Graf wurde plötzlich ganz ernst; mit trauriger, teilnehmender Stimme erzählte er mir, der Erzbischof und der Inquisitor hätten beschlossen, die Untersuchung unverzüglich einzuleiten, da es sich um eine richtige und schwierige Angelegenheit handelte; er selber würde seinem Stande entsprechend am Gericht teilnehmen, mich aber hätte er als Schreiber vorgeschlagen, der die Fragen der Richter und die Antworten der Angeklagten zu verzeichnen hatte, denn nach einem neuen Reichsgesetz müßten alle gerichtlichen Vorgänge schriftlich niedergelegt werden.

„Wie!" — rief ich, als ich diese Mitteilungen vernommen hatte, — „man wird Renaten hier im Kloster richten, ohne daß ein Vertreter des Kaisers anwesend ist, ohne daß man ihr einen Verteidiger gibt, ohne daß man die gesetzlichen Vorschriften über Gerichtsbarkeit beachtet!"

„Du bildest dir scheinbar ein", — antwortete der Graf, — „daß wir in den glücklichen Zeiten Justinians des Großen, nicht aber in den Tagen Johannes von Schwarzenbergs leben! Ich muß dich darauf aufmerksam machen, daß die Zauberei, nach Ansicht unserer Juristen, ein außergewöhnliches Verbrechen ist, crimen exceptum; man ist durchaus nicht gehalten, bei Verurteilung dieses Verbrechens die Gesetze streng und ängstlich zu beobachten. In his, — sagen sie, — ordo est ordinem non servare. Sie fürchten den Teufel so sehr, daß ihnen im Kampfe gegen ihn jede Gesetzlosigkeit statthaft erscheint, und wir beide — du und ich — können diese Gewohnheit nicht durchbrechen."

Tatsächlich begriff ich sofort, wie nutzlos ein Streit ums Recht sein mußte; immerhin erschien mir anfangs der Gedanke, unter Renatens Richtern zu sitzen und an ihrer Verurteilung teilzunehmen, so wahnwitzig, daß ich mich im ersten Augenblick weigerte. Allgemach aber, von den Argumenten des Grafen beeinflußt und aus eigener Überlegung, kam ich zu dem Schluß, daß es unvernünftig wäre, an der Gerichtssitzung nicht teilzunehmen, denn im äußersten Fall konnte ich Renaten dort zu Hilfe eilen. Endlich

erklärte ich mich einverstanden, behauptete aber fest, ich würde — falls es zur Folter kommen sollte — diese Beschimpfung des mir teuren Wesens nicht dulden, würde den Degen ziehen und durch den Tod Renaten von ihren Qualen, durch einen zweiten Stich mich selber von der Strafe für diese willkürliche Gerichtsbarkeit befreien. Später mußte ich erfahren, daß ich diesen Entschluß nicht laut hätte aussprechen dürfen; damals erwiderte der Graf nichts darauf, er sagte nur:

„Im äußersten Fall wirst du handeln, wie du es für gut befindest; wir wollen uns aber bemühen, es nicht bis zur Folter kommen zu lassen. Halte es dir übrigens vor Augen, daß wir ein gefährliches Spiel spielen, und daß du deinem eigenen Verderben entgegengehst, wenn du nur mit einem Zeichen deine Teilnahme und dein Verhältnis zur Angeklagten verrätst. Es ist das allerbeste, wenn du sie dein Gesicht überhaupt nicht sehen läßt; sollte sie dich aber als ihren Genossen bezeichnen, so leugne es standhaft. Komm jetzt! Möge uns Hermes, der Gott der List, beistehen!"

Nach dieser Verabredung gingen wir zum zweiten Mal ins Kloster.

Am Tore erwartete uns — so hatte es der Erzbischof befohlen — ein Mönch; verdrießlich und unehrerbietig bemerkte er, wir hätten uns verspätet, und führte uns zu der östlichen Mauer der Kirche; neben der Sakristeitür war dort eine zweite, niedrige, in die Erde gegrabene Tür, die zu den Gewölben der Kirche führte. Beim Scheine einer Pechfackel, die unser Füh-

rer trug, gingen wir durch einen dunklen, schlüpfrigen Gang; die Luft war modrig; etwa ein Stockraum tief stiegen wir hinab, schritten dann durch zwei Gewölbe, dann durch einen Bogen und befanden uns endlich in dem schlechtbeleuchteten, halbdunklen Saal; in einer Ecke des Saales brannte eine lange Fackel, — dort stand ein schwerer Eichentisch, vielleicht ebenso alt wie das Gewölbe, und an diesem Tische saßen auf einer Bank zwei Männer, in denen wir alsbald den Erzbischof und den Inquisitor erkannten; in einiger Entfernung sahen wir dunkle Gestalten und das Blitzen von Waffen. In gewählten Wendungen entschuldigte sich der Graf, daß wir zu spät gekommen waren; alsbald setzten auch wir uns auf morsche, von uralter Feuchtigkeit zersetzte Bänke; an der gegenüberliegenden Wand sah ich undeutlich die Umrisse einer Stange mit einem Querholz und Stricken; ich begriff — das war der Wippgalgen, und unwillkürlich faßte ich nach dem Korb meines erprobten Degens; bemerken muß ich noch, daß sich der Graf neben die Richter setzte, ich aber zog es vor, meinen Platz am Ende des Tisches zu wählen, erstens weil ich das meiner ehrerbietigen Stellung vor dem Range des Erzbischofs glaubte schuldig zu sein, dann aber, weil das Licht der Fackel kaum soweit drang, und ich billigerweise damit rechnen konnte, daß mein Gesicht im Schatten bleiben und von Renaten nicht erkannt werden konnte.

Nach der Ankunft des Grafen und nachdem sich der Erzbischof davon überzeugt hatte, daß ich mein Tinten-

zeug, Feder und Papier, zurechtgelegt hatte, wandte er sich an den Inquisitor mit dieser Aufforderung: „Bruder Thomas, schreitet an Euer Werk:"
Nun entspann sich zwischen dem Erzbischof und dem Inquisitor ein liebenswürdiges Wortgefecht, wer von beiden den Prozeß zu leiten hätte, denn jeder wollte dem andren die Ehre lassen. Der Erzbischof berief sich auf den wörtlichen Sinn der päpstlichen Bulle, wonach der Statthalter Christi, kraft seiner apostolischen Macht, den von ihm unmittelbar eingesetzten Inquisitoren das Recht übertrug, Leute, die des Verbrechens der Magie, des Verkehrs mit Dämonen, der Beteiligung an Hexensabbathen und ähnlichem angeklagt wären, — zu richten, sie in die Kerker zu werfen, sie zu foltern und überhaupt das ihnen gebührende Strafmaß zu bestimmen. Bruder Thomas aber wollte in heuchlerischer Demut sich dieses Rechtes nur im Auftrage des betreffenden Fürsten, in dessen Gebiet der Verbrecher entlarvt worden war, bedienen; außerdem wies er darauf hin, das Zauberwesen wäre ein gemischtes Verbrechen, ein crimen fori mixtum, das als Ketzerei sowohl der weltlichen als der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstünde, sintemal es die Leute schädigte und benachteiligte; daher wäre es durchaus angebracht, daß der Erzbischof als Fürst, in dessen Hand beide Gewalten vereinigt wären, die Leitung des Prozesses übernähme. Nun mischte sich der Graf in diese fruchtlosen Erörterungen und brachte sie zum Abschluß durch den Vorschlag, der Erzbischof möge im bevorstehenden Prozeß den Vorsitz übernehmen,

als Senior des Kurfürstentums Trier, der Inqisitor aber, als eine Persönlichkeit, die von Seiner Heiligkeit hierzu unmittelbar ermächtigt worden sei, möge das eigentliche Verhör anstellen, — diesen Beschluß verzeichnete ich dann in meinem traurigen Protokoll.
Damit waren die Vorerörterungen jedoch noch nicht erledigt; Bruder Thomas zog aus seinen tiefen Taschen ein Papier, hielt es sich dicht vor die Nase, weil es zum Lesen zu dunkel war, und teilte uns folgendes mit: „Geliebte Brüder! Den Weisungen gelehrter und vortrefflicher Männer folgend, will ich heute — falls Ihr es billigt — den folgenden Aufruf am Tore der Kirche anschlagen: Hierzu ermächtigt und beauftragt von Sr. Heiligkeit, dem Statthalter Christi, Paul III. und mit Erlaubnis Seiner Eminenz des Erzbischofs Johann von Trier, erklären und gebieten wir, der gottesfürchtige Bruder Inquisitor Thomas O. S. D., entflammt in lebendiger Liebe zum christlichen Volke, getrieben von dem Verlangen es in Gemeinschaft und Reinheit des katholischen Glaubens zu erhalten, es zu beschirmen vor dem Aussatze ketzerischer Verirrungen, — kraft der Macht die uns geworden, im Namen des heiligen Gehorsams, den wir der Kirche schulden, unter Androhung der Strafe der Exkommunikation, — daß im Laufe von zwölf Tagen jedermann, der weiß oder vernommen hat von jemanden, er wäre ein Ketzer oder ein Zauberer, er wäre als solcher bekannt oder auch nur verdächtigt, in Sonderheit er benutze verschiedene Geheimmittel, um Menschen, Vieh, den Früchten des Feldes oder dem ganzen

Lande Schaden zuzufügen, — uns von einem solchen Anzeige zu erstatten habe; fügt er sich aber nach zwölf Tagen diesem unseren Wunsch und Befehl nicht, so wird er selber als Ketzer und Sünder der Strafe der Exkommunikation verfallen."

An dieser Stelle seiner Rede hielt Bruder Thomas inne und musterte zwei seiner Gefährten triumphierenden Blicks, hörte auf keine Entgegnung und fuhr dann fort:

„Im gegebenen Falle aber bedürfen wir, wie ich glaube, keiner Anzeige, auch keiner inscriptio, denn wir selber waren Zeugen der furchtbaren Verfehlungen, denen die Schwester Maria anheimgefallen ist, indem sie der Versuchung des Feindes erlag, — darum können wir die Sache ordnungsgemäß nach dem Rechte der Inquisition führen. Sollte es sich aber beim Verhör herausstellen, daß auch gegen andre Schwestern dieses geheiligten Hauses Verdachtsgründe vorliegen, so werden wir auch gegen sie Zeugen ausfindig machen; muß man doch bei einer so furchtbaren Verfehlung, wie es die Zauberei ist, keinen Hinweis verschmähen. Und wollen wir eingedenk sein der Worte, die der Heiland selber gesprochen hat: ärgert dich dein Auge, so reiß es aus."

Heute glaube ich, ein einflußreicher und erfahrener Mann hätte diese Ausführungen des Dominikaners widerlegen und, wenn auch nur für kurze Zeit, die Beute seinen Zähnen entreißen können, ähnlich wie erzählt wird, daß Agrippa von Nettesheim in der Stadt Metz vor etwa fünfzehn Jahren aus den Händen eines andren

Inquisitors durch vernünftige Widerlegung eine Frau gerettet habe, die der Zauberei angeklagt war. Wer von uns dreien hätte aber die Rolle des großen Gelehrten auf sich nehmen können: der Erzbischof war nicht weniger als Bruder Thomas von heiligem Eifer erfüllt, die Ränke des Teufels zu überwinden; von dem, was er im Kloster gesehen hatte, augenscheinlich erschüttert, war er froh, daß ein andrer die Führung der Sache in seine Hand nahm; hätte der Graf auch sprechen wollen, — die übrigen Richter hätten kaum gewünscht, seine Ausführungen anzuhören, stand er doch selber im Verdachte, ein Ketzer und Freund der Humanisten zu sein; und ich — der unbedeutende Schreiber des Schlosses, dem nur zufällig die Rolle eines Gerichtssekretärs übertragen worden war, — durfte ich es wagen überhaupt etwas zu sagen? So hatte keiner dem Inquisitor etwas zu entgegnen, der sich, wie ein Hecht im Fischteich, als Vollstrecker des Gerichts über die Hexe dünkte und nach beendeter Rede, gleichsam wie ein Feldherr seinen Soldaten, den Befehl gab:

„Man führe die Angeklagte herein!"

Wie ein angeschossenes Eichhörnchen von einer hohen Tanne, so stürzte mein Herz ins Bodenlose; zwei Wächter verschwanden eilfertig in der Tiefe des Gemaches; nach einiger Zeit kamen sie wieder zum Vorschein und zerrten eine Frau eher hinter sich, als daß sie sie führten: das war Renata; ihr Haar war zerzaust, ihr Nonnengewand hing ihr in Fetzen vom Leibe, die Hände waren ihr auf dem Rücken gefesselt.

Als man Renaten näher an den Tisch herangeführt hatte, konnte ich bei dem undeutlichen Lichte der Fackel ihr bleiches Antlitz erkennen; da ich jeden Zug in ihrem Gesicht kannte, bemerkte ich sofort, daß sie sich in jenem Zustand von Ohnmacht und Kraftlosigkeit befand, wie er ihren Anfällen von Besessenheit stets zu folgen pflegte, und in dem sie ganz beherrscht wurde von dem Gedanken an ihre Sündhaftigkeit und vom unbezwingbaren Wunsche zu sterben. Fast wäre sie zu Boden gefallen, als sie die Wächter losließen; doch beherrschte sie sich und blieb vor ihren Richtern stehen; wie ein Rohr im Winde schwankte sie hin und her, nur selten hob sie die Augen und ließ ihre trüben Blicke über die Anwesenden gleiten, als begriffe sie nicht, was sie da sah, — und ich glaube, meine Anwesenheit im Richterkollegium ist ihr vollständig entgangen.

Etliche Augenblicke betrachtete Bruder Thomas Renaten stillschweigend, wie eine Katze die gefangene Maus; dann richtete er seine erste Frage an sie; seine Stimme klang scharf und durchschnitt wie ein Messer unser Stillschweigen.

„Wie heißt du?"

Renata hob kaum merklich den Kopf, blickte den Fragesteller jedoch nicht an und gab beinahe flüsternd zur Antwort:

„Man hat mir meinen Namen genommen. Ich habe keinen Namen."

Bruder Thomas wandte sich zu mir und sagte:

„Schreibt: sie weigert sich, ihren christlichen Namen,

den sie in der heiligen Taufe erhalten hat, zu nennen."
Hierauf wandte sich Bruder Thomas wiederum an Renaten mit folgender Belehrung:
„Teuerste! Du weißt, wir alle waren des Zeuge, daß du mit dem Teufel im Bunde bist. Außerdem hat uns die fromme Äbtissin dieses Klosters mitgeteilt, was für Ruchlosigkeiten hier geschehen seit dem Tage als du, natürlich mit der verbrecherischen Absicht, die gerechten Seelen der Schwestern zu verführen und zu verderben, hierher kamst. Alle deine Genossinnen haben bereits gestanden und deine schamlosen Ränke aufgedeckt, so daß es dir nichts helfen wird zu leugnen. Bekenne lieber aufrichtig alle deine Sünden und bösen Gedanken, dann aber verspreche ich dir Gnade im Namen des Heiligen Vaters."
Ich blickte den Mönch von der Seite an; mir schien — er lächelte, denn ich wußte wohl, daß das Wort Gnade bei solchen Versprechungen nur „Gnade für die Richter" oder „Gnade für das Land" bedeutete, wie zum Beispiel das Wort „Leben" in den Versprechungen der Inquisitoren gewöhnlich das „ewige Leben" bezeichnet. Renata merkte indes die Hinterlist dieser Rede nicht, oder es war ihr vielleicht gleichgiltig, vor wem sie ihre Sünden bekannte, — jedenfalls antwortete sie mit der ganzen Herzlichkeit, über die sie nur in den glücklichsten Stunden unsres Zusammenseins, wenn sie ihre Geständnisse machte, verfügt hatte;
„Mich verlangt nach keinem Erbarmen. Ich will und ich suche nur den Tod. Ich glaube an Gottes Güte

beim letzten Gericht, wenn ich meine Sünden hier erkauft habe."
Bruder Thomas blickte mich an und erkundigte sich: „geschrieben?", dann wandte er sich wieder an Renaten: „So bekennst du dich denn schuldig, mit dem Teufel im Bunde gewesen zu sein?"
Renata antwortete:
„Furchtbar sind meine Vergehungen, und ich könnte sie nicht herzählen, wenn ich vom Morgen bis zum Abend reden wollte. Ich sagte mich aber los von der Sünde und glaubte, Gott habe meine Reue in Gnaden angenommen. Ich suche nicht mich meiner Sünden wegen zu rechtfertigen; ich schwöre es bei Gott dem Lebendigen, ich kam in dieses Kloster nur, um Frieden und Trost zu finden, nicht aber um Zwietracht zu säen! Gott hat es aber gewollt, daß ich mich auch hier vor meinem Feinde, dem ich Macht über mich gegeben habe, nicht verbergen konnte. Verbrennt mich, Ihr Herren Richter, ich durste nach den Flammen wie nach Befreiung, denn ich erkenne — hier auf Erden gibt es keine Stätte des Friedens für mich!"
Renata hatte ihre Schwachheit niedergekämpft und sprach diese Worte voller Leidenschaft; es war gut, daß ich abseits von den Richtern saß, denn Tränen traten mir in die Augen, als ich dieses furchtbare Geständnis hörte, das auf den Dominikaner übrigens nicht den geringsten Eindruck machte, denn er unterbrach Renaten und sagte:
„Geduldе dich, Teuerste. Wir werden dich fragen und darauf hast du zu antworten."

Hierauf holte Bruder Thomas aus seiner Tasche ein Büchlein hervor, das ich nach verschiedenen Anzeichen als den „Malleus Maleficarum in tres partes divisus“ des Sprenger und Institor erkannte; dies grundlegend benutzend, richtete er sehr ausführliche Fragen an Renaten, die ich, wie auch die erfolgenden Antworten, niederschreiben mußte, obwohl ich vor lauter Verzweiflung die Zähne aufeinander preßte. Das ganze Verhör will ich hier genau so wiedergeben, wie ich es niederschrieb, denn jede der vernichtenden Fragen saugte sich in mein Herz wie die Fühler eines Kraken, während jedes der betrüblichen Geständnisse Renatens mir in Erinnerung blieb, wie die Worte eines Gebetes, das wir von Kind auf wiederholten. Ich glaube, ich werde kein Wort jener Niederschrift, die ich auf den Seiten dieser wahrhaften Erzählung wiedergebe, geändert haben.

Ich erwähne hier, daß Renata die ersten Fragen nur zögernd, kurz und abgerissen beantwortete; ihre Stimme klang matt, als fiele es ihr sehr schwer, die Worte auszusprechen; dann wurde sie immer lebhafter, stand gewissermaßen fester auf ihren Füßen, und auch ihre Stimme gewann an Festigkeit und wurde klangvoll, wie früher. Die letzten Fragen beantwortete sie mit ganzer Hingabe, antwortete demütig auf alles, was man sie fragte, redete willig und ausführlich von abseits liegenden Dingen, berichtete ganz unnötige Einzelheiten, schämte sich auch nicht, ihrer Gewohnheit folgend, unkeuscher Dinge Erwähnung zu tun und häufte gewissermaßen absichtlich die fürchterlichsten

Anklagen auf ihr eignes Haupt. Gedenke ich heute der Beispiele aus unsrem Zusammenleben, so bin ich geneigt, anzunehmen, daß in Renatens Beichte lange nicht alles den Tatsachen entsprach, daß sie vieles einfach erdachte und sich selber aus mir ganz unverständlichen Gründen schonungslos lästerte; vielleicht aber beherrschte ein feindlicher Dämon in jener Stunde ihre Seele und redete aus ihrem Munde, um sie desto sichrer zu vernichten.

Noch muß ich bemerken, daß Bruder Thomas entsprechend dem fortschreitenden Verhör immer zufriedener wurde; ich sah, wie sich seine Nüstern blähten, wenn er Renatens schamlose Geständnisse anhörte, wie die Adern seiner Hände, auf die er sich stützte, wenn er sich erhob, anschwollen, wie sein Körper in freudigem Schauer erbebte, wenn er sah, daß seine Voraussetzungen und Hoffnungen sich bewahrheiteten. Der Erzbischof hingegen schien sehr bald nach dem eröffneten Verhör zu ermüden und bewies durchaus nicht jene Festigkeit, die mich noch am Morgen so sehr in Erstaunen gesetzt hatte; wahrscheinlich litt er unter der modrigen Luft im Gewölbe, auch mochte ihm das Sitzen auf der harten Holzbank nicht behagen und wahrscheinlich fand er in den Enthüllungen Schwester Marias nichts Anregendes. Der Graf endlich blieb die ganze Zeit über streng und gemessen; sein Gesicht verriet keinerlei seelische Bewegung, und nur manchmal warf er mir einen vielsagenden Blick zu, wenn ich bei dem furchtbaren Schauspiel alle Selbstbeherrschung verlor, unbedacht irgend etwas rufen

wollte und sogar bereit war, eine überstürzte Handlung zu begehen, die natürlich zu nichts andrem geführt haben würde, als daß man auch mich, als Genossen der Verbrecherin, unverzüglich verhaftet hätte.
Dies aber ist es, was ich Frage für Frage als schlichter Schreiber des Inquisitionstribunals aufzeichnen mußte:
Frage: Wer hat dich in der Zauberei unterwiesen? War es der Teufel selber oder einer seiner Jünger?
Antwort: Der Teufel.
Frage: Wen hast du darin unterwiesen?
Antwort: Niemand.
Frage: Wann und zu welcher Zeit feiertest du deine Hochzeit mit dem Teufel?
Antwort: Drei Jahre sind es her, in der Nacht auf Fronleichnam.
Frage: Zwang er dich bei dem Vertrage, den du mit ihm eingingst, dich loszusagen von Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist, von der heiligen Jungfrau und von allen Heiligen und vom ganzen christlichen Glauben?
Antwort: Ja.
Frage: Hast du eine zweite Taufe durch den Teufel empfangen?
Antwort: Ja.
Frage: Hast du dreimal im Jahr an den Tänzen am Sabbath teilgenommen oder auch häufiger?
Antwort: Viel häufiger, viele Mal.
Frage: Wie gelangtest du hin?
Antwort: Am Abend vor der Sabbathnacht rieben

wir unsern Körper mit einer besondren Salbe ein, alsdann erschien uns entweder ein schwarzer Bock, der uns auf seinem Rücken durch die Luft hintrug, oder der Teufel selber in Gestalt eines vornehmen Herrn in grünem Wams und gelber Weste; ich hielt mich mit den Händen an seinem Hals, wenn er über die Felder flog. Kam aber weder ein Bock noch der Dämon, so konnte man sich auf jeden beliebigen Gegenstand setzen und man flog dann, als säße man auf dem schnellsten Renner.

Frage: Woraus bereitetest du die Salbe, mit der du dich einriebst?

Antwort: Hierzu nahmen wir verschiedene Kräuter: Sicheldolden, Petersilie, Calmuswurzel, Bitterklee, Hirschkraut, Tollkirschen, taten das in einen Aufguß von Wolfswurz, mischten Pflanzenöl und Fledermausblut dazu und kochten das, wobei wir besondre Worte darüber sprachen, die in den verschiedenen Monaten verschieden lauteten.

Frage: Mischtest du in dieses Gemenge auch das Fett von Säuglingen, die du umbrachtest? War das Fett gekocht oder gebraten?

Antwort: Nein, das war nicht nötig.

Frage: Sahst du auf dem Sabbath den Geist des Bösen, wie er in Gestalt eines Bockes auf dem Throne saß? Mußtest du ihn anbeten und seinen unreinen Hintern küssen?

Antwort: So habe ich gesündigt. Auch brachten wir ihm unsre Opfer dar: Geld, Eier, Kuchen; manche gaben ihm auch gestohlene Kinder. Ferner nährten

wir kleine Dämonen an unsern Brüsten — sie hatten die Gestalt von Kröten — oder wir schlugen sie mit Ruten auf Geheiß des Meisters, dann tanzten wir zu den Klängen von Trommel und Flöte.
Frage: Hast du auch an der Feier der gottwidrigen schwarzen Messe teilgenommen?
Antwort: Ja, der Teufel selber genoß das Abendmahl und teilte es alsdann auch unter uns aus mit den Worten: „Dies ist mein Leib."
Frage: Wurde dieses Abendmahl unter einerlei oder unter beiderlei Gestalt gefeiert?
Antwort: Unter beiderlei Gestalt, doch wurde uns an Stelle der Hostie etwas Hartes gereicht, was schwer zu verschlucken war, und statt des Weines gab es eine sehr bittere Flüssigkeit, die das Herz erstarren machte.
Frage: Hast du zur Sabbathfeier mit dem Teufel geschlechtlich verkehrt?
Antwort: Der Teufel wählte sich in jeder Nacht eine unter den Weibern; diese wurde von uns die Königin des Sabbath genannt, und sie verbrachte die Zeit mit ihm. Alle übrigen vereinigten sich, wie es sich grade traf — Männer, Weiber und Dämonen; nur selten kam es vor, daß der Teufel selber eingriff und die Paare zusammenführte; er tat dies mit den Worten: „Diese hier paßt zu dir" oder „Dieser gehört zu dir".
Frage: Bist du Königin des Sabbaths gewesen?
Antwort: Ja — zu wiederholten Malen, ich war stolz darauf; — Herr, sei meiner Seele gnädig.
Frage: Sag an, gewährte dir die Umarmung des Teufels größeres Entzücken, denn die eines Mannes?

Antwort: Ein unvergleichlich viel größeres.
Frage: Fand hierbei auch ein Samenerguß statt?
Antwort: Ja, doch war der Same kalt.
Frage: Hast du keine Kinder geboren, die die Dämonen zeugten?
Antwort: Ich gebar ein weißes, sehr hübsches Mäuschen; ich erdrosselte es aber und verscharrte es im Garten am Fluß. O — hätte ich Kinder gehabt — manche Sünde hätte ich nicht begangen.
Frage: Machte es dir im allgemeinen Freude, am Sabbath teilzunehmen?
Antwort: Ganz außerordentlich, — wir begaben uns auf den Sabbath, als ginge es zur Hochzeit. Der Teufel hielt unsre Herzen so fest gefangen, daß kein andrer Wunsch darin aufkeimen konnte. Damals glaubte ich jedesmal am Sabbath hundert neuer und wunderbarer Dinge zu schauen; die Musik klang mir schöner denn jede andre, und ich wähnte, mich im irdischen Paradiese zu befinden.
Frage: Lehrte dich der Teufel Gewitter, Hagel, Ratten, Mäuse und Maulwürfe zu erzeugen? Dich in eine Wölfin zu verwandeln? Den Kühen die Milch zu entziehen, Ernten zu vernichten, den Männern die Kräfte zum ehelichen Leben zu rauben?
Antwort: Das alles lehrte er uns und noch vieles andre; des bekenne ich mich schuldig vor Gott dem Herrn und vor den Menschen.
Frage: Sag an, wie erzeugst du das Gewitter?
Antwort: Dort, wo im Felde der Nachtschatten wächst, muß man eine kleine Grube graben, muß dann dar-

über niederhocken, sie bepissen und sprechen: „Im Namen des Teufels — es regne! und alsbald wird eine Wolke nahen und es wird regnen.
Frage: Und wie entzieht man dem Manne seine Kraft?
Antwort: Hierzu gibt es wohl an fünfzig Mittel; man nimmt zum Beispiel die Geschlechtsteile eines eben getöteten Wolfes, schreitet über die Schwelle desjenigen, den man vernichten will, ruft ihn beim Namen, und wenn er antwortet, so muß man das, was man in der Hand hält, mit weißem Zwirn umflechten, — übrigens mag ich es Euch nicht erzählen.
Frage: Hast du durch Anwendung dieser Mittel, oder in Gestalt einer Wölfin oder sonstwie Feldern, Tieren und Menschen Schaden zugefügt?
Antwort: Großen, unermeßlichen Schaden, denn wir verschlangen unzählige Lämmer, vernichteten die Saat und die Obstgärten, trieben ganze Rattenheere in die Dörfer, machten viele Weiber unfruchtbar, und ich glaube, wenn wir nicht Buße getan hätten, so wäre jene Gegend durch Mißernten und tausenderlei Unglück zu Grunde gegangen. Doch warum dringt Ihr noch weiter in mich; ich bin doch nicht im Stande, alle meine Sünden herzuzählen! Bringt mich rascher auf den Scheiterhaufen, denn mein Feind will selbst hier nicht von mir lassen, — gleich wird er in mich fahren! Tötet mich, schneller, schneller!
Bei diesen letzten Worten begann Renata um sich zu schlagen und wollte sich auf die Richter stürzen; allein zwei kräftige Soldaten packten sie sogleich an

den Armen und hinderten sie so an ihrem Vorhaben. Da wandte sich der Erzbischof — beunruhigt durch das Verhalten der Angeklagten, vielleicht aber vom Verhöre ermüdet — mit diesen Worten an den Inquisitor:

„Wenn die Angeklagte geständig ist und nach dem Scheiterhaufen verlangt, ist es da nicht an der Zeit, das Verhör einzustellen?"

Bruder Thomas, der sich in das Verhör gestürzt hatte, wie ein fröhlicher Seehund ins Wasser, antwortete:

„Ich halte dafür, daß wir zuvor die Namen jener Dämonen in Erfahrung bringen müssen, mit denen diese Sünderin paktierte, ferner die genauen Bedingungen ihres Vertrages; endlich muß festgestellt werden, wer sich mit ihr an ihren gottwidrigen Werken beteiligte. Sagt doch der Apostel: sie sind von uns gewichen, ex nobis egressi sunt!"

Als Renata diese Worte des Inquisitors vernahm, rief sie mit erstickter Stimme:

„Man soll mich nicht weiter fragen. Ich habe keine Genossen! Jene, die ich auf dem Sabbath traf, sind weit von hier entfernt. Das geschah nicht hier, in einem andren Lande! Gütiger Herr Jesus Christus, stehe mir bei!"

Bruder Thomas antwortete ihr:

„Warte nur, Teuerste! Ein andres Liedchen wirst du singen, wenn wir dich am Wippgalgen zappeln lassen oder deine Sohlen mit glühendem Eisen anfitzeln werden."

Meine Hand fuhr an den Degen; allein der Erzbischof sagte entschieden:
„Wir wollen das Verhör zu einer andren Stunde fortsetzen, denn wir müssen noch die Zeugen — Äbtissin Martha und die Schwestern — vernehmen."
Der Graf, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte, ergriff jetzt das Wort und bestand auch seinerseits darauf, daß das Verhör auf morgen früh verschoben werden sollte; er wies unter andrem darauf hin, daß es zwecklos wäre, die Folter anzuwenden, wenn schon die Richter selber vom Verhör ermüdet wären. Bruder Thomas entgegnete ihm:
„Überseht Ihr nicht, Herr Graf, daß es bloß verboten ist, die Folter zu wiederholen, wenn keine neuen Beweise beigebracht werden; hingegen sind sich alle Autoritäten darüber einig, daß man die Folter am folgenden, am nächstfolgenden und noch am nächstfolgenden Tage fortsetzen darf, und verehrungswürdige Geister ermahnen in solchen Fällen ad continuandum tormenta, non ad iterandum. Heute hätten wir nur begonnen, morgen hätten wir fortgefahren . . . ."
Als Bruder Thomas aber merkte, daß seine Rede keinen Beifall fand, brach er plötzlich darin ab, wie etwa eine Spinnerin einen Faden zerreißt, der sich verwickelt hat, und obwohl er selber allem Augenschein nach froh gewesen wäre, das Verhör Tag und Nacht fortzusetzen, sagte er nun mit ganz veränderter Stimme:
„Übrigens füge ich mich vollständig dem Willen Seiner

Eminenz. Er muß es besser als die andern wissen, wie ein Prozeß zu führen ist. Immerhin glaube ich, daß Ihr damit einverstanden seid, wenn wir dieses Weib erst dann entlassen, nachdem wir uns davon überzeugt haben, ob sie Hexenmale am Leibe hat."
Bruder Thomas rief laut irgend einen Namen, den ich nicht verstehen konnte; aus der Dunkelheit, von jener Seite, wo der furchtbare Wippgalgen aus der Tiefe ragte, kam ein breitschultriger, schwarzbärtiger Mann geschritten, in dem man sogleich den Henker erkennen mußte. Wieder griff ich, als ich ihn sah, an meinen Degen, doch sogleich traf mich des Grafen aufmerksamer Blick, der mich stillschweigend ermahnte, meine Ruhe bis zur äußersten Möglichkeit zu bewahren. Ich bezwang mich und mußte sehen, wie meine fürchterliche Ahnung Wirklichkeit wurde, wie der Henker Renaten, die sich nicht wehrte, die Kleider vom Leibe riß und wie er im feuchten Halbdunkel des Gewölbes mit seinen groben Händen ihren Leib betastete, den ich einst mit andächtigen Küssen bedeckt hatte. Endlich richtete der Henker sein Augenmerk auf ein kleines Muttermal auf der linken Schulter, das ich sehr wohl kannte; er holte aus seiner Tasche eine kleine Pfrieme und berührte mit der Spitze jene Stelle an Renatens Körper; Renata rührte sich nicht; mit grober, mürrischer Stimme, als spräche er durch eine Trompete, rief er:
„So ist es! Es kommt kein Blut!"
Dem Erzbischof und dem Inquisitor erschien diese Erklärung des Henkers, die sie nicht einmal nach-

prüften, als letzter und entscheidender Beweis; wie seinerzeit der Hohepriester der Juden, so schrie Bruder Thomas sogleich:
„Was bedürfen wir weiter Zeugnis? Liegt es nicht klar am Tage, daß sie eine Hexe ist?"
Dann fügte er hinzu:
„Nun müssen wir alle Haare an ihrem Leibe mit Feuer versengen, kann doch in ihnen so mancher Zauber verborgen sein!"
Der Graf mochte einsehn, daß ich diese Beschimpfung nicht dulden würde; entschlossen erinnerte er den Inquisitor daran, daß der Erzbischof, der den Vorsitz führe, bestimmt habe, das Verhör bis morgen zu unterbrechen; Bruder Thomas gebärdete sich wie eine gefangene Maus und gab den Befehl, Renaten in den Kerker zurückzuführen. Ich glaube, Renata war in jenen Augenblicken nicht bei Bewußtsein, denn nachdem ihr die Wächter ungeschickt das Nonnengewand über den Leib gezogen hatten, hoben sie sie wie ein Kind auf ihre Arme und schleppten sie in die Dunkelheit zurück; ich aber, dem es nicht möglich war, ihr zu folgen, brach beinah zusammen unter dem quälenden Bewußtsein meiner Nachtlosigkeit. In diesem Augenblick glich mein Schicksal dem jenes Spaniers, den die Azteken gefangen nahmen, an einen Baum banden, ihm die Augenlider abschnitten und ihn so zwangen, zuzusehen, wie seine Gefährten gefoltert wurden.
Ungeachtet meiner Bemühungen konnte ich die Teilnahme, die ich für das Schicksal der Angeklagten

hatte, nicht völlig verbergen, — als jedenfalls unsre kleine Gesellschaft die unterirdischen Gänge wieder durchschritten hatte und an die frische Luft kam, die Renata entbehren mußte, und nachdem uns der Erzbischof seinen Segen erteilt und sich entfernt hatte, — fragte mich Bruder Thomas, der offenbar Verdacht geschöpft hatte:

„Herr Ruprecht, Ihr habt wohl zum ersten Mal an der Verfolgung solcher Ungeheuer teilgenommen? Ihr macht ein so verstörtes Gesicht, als ob Ihr dieses Mädchen bedauert."

Ich, der ich eben noch viel herbere Qualen erduldet hatte, konnte diese Worte nicht ertragen; plötzlich verlor ich alle Selbstbeherrschung; ich stürzte mich auf den Inquisitor, packte ihn am Kragen seiner Kutte schrie ihn an:

„Verfluchter Pater, du bist der erste, der den Scheiterhaufen verdiente!"

Dieses Betragen hätte für mich die übelsten Folgen haben können; doch der Graf eilte dem Mönch sofort zu Hilfe, befreite ihn aus meinen Händen und sagte streng:

„Auch du bist von irgend einem Dämon besessen, Ruprecht, oder du hast den Verstand verloren!"

Bruder Thomas, dessen Antlitz sich bei meinem plötzlichen Überfall vor Furcht vollständig verändert hatte, fand sich alsbald zurecht und versuchte auch seinerseits, mich zu beruhigen, obwohl er ängstlich darauf bedacht war, eine bestimmte Entfernung von mir einzuhalten. Er sagte:

„Oder solltet Ihr mich nicht erkannt haben, lieber

Bruder Ruprecht? Ich bin es doch — der gottesfürchtige Bruder Thomas. Wie könnt Ihr nur dem Bösen eine solche Gewalt über Euch einräumen? Der Feind ist stark, man muß sich durch Beten gegen ihn wappnen. O — es ist ein schwierig Ding — dieser Kampf mit dem Teufel. Er schleicht überall umher und sieht er nur einen unbewachten Ort, so dringt er ein: sei es durch den Mund, durch die Ohren oder sonst durch eine Öffnung im Leibe."

Ich murmelte einige entschuldigende Worte durch die Zähne; der Graf aber wollte den ungünstigen Eindruck zerstreuen und begann mit dem Inquisitor ein Gespräch über den Prozeß der Schwester Maria; er fragte, ob es unvermeidlich wäre, daß sie zum Scheiterhaufen verurteilt werden würde. Sogleich lebte Bruder Thomas wieder auf; mit größter Bereitwilligkeit erklärte er uns die Gesetze.

„In der peinlichen Gerichtsordnung", sagte er, „die vor drei Jahren von Seiner Majestät dem Kaiser für das ganze Reich verordnet wurde und deren wir uns heute bedienen, lautet der 109. Abschnitt: „Item, wenn jemand durch Zauberei seinem Nächsten Schaden oder Leid zufügt, so ist er zur Strafe des Todes zu verurteilen, und die Strafe soll mit Feuer vor sich gehen. Wenn aber jemand Zauberei trieb und niemanden dadurch geschädigt hat, so muß er je nach Lage der Dinge bestraft werden." Schwester Maria hat selber bekannt, daß sie den Menschen, dem Vieh und der Saat Schaden zufügte; darum muß sie zum Tode verurteilt werden."

Weiter fragte der Graf, ob es nötig wäre, die Angeklagte zu foltern, wenn sie schon alles bekannt habe, und auch hierauf antwortete Bruder Thomas, ohne zu zögern: „Unbedingt", sagte er, „lehrt doch § 144 der nämlichen Constitutio Kaiser Karls: „Item, wenn jemand zu zweifelhaften Dingen seine Zuflucht nimmt, zu Handlungen und Taten, die dem Gebiete der Zauberei angehören, und wenn solche Person sich dieser Vergehungen auch anklagt, so ist damit ein deutlicher Hinweis auf Zauberei gegeben und genügender Grund zur Anwendung der Folter vorhanden. Auch scheint es Euch nicht bekannt zu sein, daß man keine andren Mittel gegen solche Ausgeburten, wie die Hexen es sind, anwenden kann, um sie zum Reden der Wahrheit zu zwingen, denn der Teufel selber nimmt stets an der Gerichtssitzung teil und hilft ihnen zuweilen die härtesten Qualen zu ertragen. Bei so schweren Verbrechen muß man, ohne es zu wollen, zu den schärfsten Maßregeln greifen."

Ich hörte nicht mehr darauf, was der Inquisitor weiter sagte, denn mir schien, ich wäre in einen verzauberten Hof geraten, aus dem es keinen Ausgang gibt, und vergebens stürmte ich nach allen Seiten, denn überall stieß ich nur auf steinerne, unübersteigbare Mauern. Ohne ein Wort zu sagen, beschleunigte ich meine Schritte und lief beinah davon, ohne ein Ziel vor Augen zu haben, nur geleitet von dem Wunsche, allein zu sein. Bald hatte mich jedoch der Graf eingeholt; er fragte mich, wohin ich liefe, und ich antwortete ihm:

„Teurer Graf! Wir müssen unverzüglich ans Werk gehen, denn jede Stunde des Zauderns kann Renaten das Leben kosten. Bis zur Stunde habe ich mich nur darum jedes entscheidenden Eingriffs enthalten, weil Ihr mir Euren Beistand zusichertet. Ich flehe Euch an, schiebt die Sache nicht länger auf oder sagt es mir einfach, daß es nicht in Eurer Macht liegt, mir zu helfen. Alsdann werde ich allein handeln, wenn mich auch meine Versuche dem gewissen Tode entgegenführen sollten."

Der Graf antwortete mir:

„Ich gab dir mein ritterliches Wort, mein Kuprecht, und ich werde es halten. Geh du in mein Zelt und warte, bis ich dich rufe; ich werde für dich handeln."

Des Grafen Stimme klang so überzeugend, und ich selber fühlte mich so völlig machtlos, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich zu fügen; doch fehlte mir der Mut, zum zweiten Mal dieses Zelt zu betreten, als wäre es der Rachen eines Löwen, in dem meiner mit gierigen Kinnbacken und scharfen Zähnen die nämlichen traurigen Gedanken wie am Morgen warteten und vielleicht noch viele andre, die nicht minder quälend waren. Ich sagte dem Grafen, ich würde ihn am Ufer des Flusses erwarten und eilte, jede Begegnung sorgsam vermeidend, in das dichte Weidengestrüpp, das am Ufer wuchs; ich versteckte mich im feuchten Halbdunkel und setzte mich so, daß ich durch die Blätter das Kloster sehen konnte. Und wieder verbrachte ich in erzwungener Tatenlosigkeit etliche Stunden, atmete den erfrischenden Hauch, der

vom Wasser aufstieg und wußte, daß Renata krank und ermattet auf feuchtem Boden, unter Schimmel, Spinnen und Gewürm dahinsiechte.
Ich fürchtete, ich würde die Fähigkeit verlieren, vernünftig zu handeln, wenn ich mich den Wogen der Verzweiflung, die auf mich eindrangen, hingab, — darum zwang ich mich eifrig zu klarem Denken. Als hätte ich eine Aufgabe zu lösen, — so überdachte ich alle Möglichkeiten, die zu Renatens Rettung führen konnten, und doch wollte mir nichts andres einfallen, als daß wir uns mit Gewalt des Klosters bemächtigen und die Türen zu ihrem Kerker einschlagen müßten; dann würde ich, noch ehe der Erzbischof Zeit finden konnte eine, bedeutende Streitmacht zu sammeln, mit ihr weit fort entfliehen. Im Banne dieser Gedanken stellte ich mir bereits alle Einzelheiten des bevorstehenden Kampfes zwischen den Leuten des Grafen und den Angehörigen des Erzbischofs vor; deutlich sah ich es, wie ich die Klostertore einschlug, überdachte mir von Anfang bis zu Ende die Rede, die ich an die erschreckten Nonnen richten wollte, wie ich sie überreden wollte, der Befreiung der Schwester Maria keine Hindernisse in den Weg zu legen, und mit Thränen in den Augen wiederholte ich mir endlich alle jene Worte, die ich zu der geretteten Renata sprechen würde. Aus diesen Gedanken, die mich wie ein beruhigender Traum umfingen, schreckte mich eine Stimme, die mich leise beim Namen rief; ich kehrte mich um und sah, daß der Graf vor mir stand und hinter ihm Michel, der zwei Pferde am Zaume führte. Das Ant-

litz des Grafen war so düster, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte, und im ersten Augenblick glaubte ich, alles wäre verloren; Renata wäre schon verurteilt und gerichtet, und unwillkürlich rief ich:
„Ist es wirklich zu spät?"
Der Graf antwortete:
„Wir müssen gleich reiten, Ruprecht. Ich habe mich davon überzeugt, daß die Kräfte, die mir hier zur Verfügung stehen, für unser Unternehmen nicht ausreichend sind. Wir müssen uns Bundesgenossen schaffen, denn auch die Römlinge haben sich nicht geschämt dies zu tun. Hier in der Nähe kenne ich eine Burg, dessen Besitzer mir befreundet ist. Reiten wir, und kehren wir mit einem Dutzend wackrer Degen wieder zurück."
Diese Aufforderung stimmte so wunderbar zu meinen Gedanken, daß ich keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit der Worte des Grafen zweifelte, und der Gedanke, daß es unsinnig war, wenn wir beide das Kloster verließen, kam mir gar nicht in den Sinn: im Gegenteil, voller Eifer eilte ich zu den Pferden und gleich darauf saßen wir im Sattel. Ich fragte den Grafen, ob wir einen weiten Weg zu machen hätten; er antwortete nur, daß wir eilen müßten, daß es aber besser wäre, wenn wir den ersten Teil des Weges durch das Flußbett zurücklegten, damit unsre Abwesenheit im Lager nicht weiter auffiele. Dies alles klang sehr wahrscheinlich, und in jenem Augenblick war ich entschlossen, mir und dem Grafen mit dem Degen in der Faust den Weg frei zu halten.

Nachdem wir etwa dreiviertel Stunden durch die tiefe Ebene geritten waren, ritten wir dann bergan und sprengten nun auf einem schlechten Bauernwege nach Westen zu. Die untergehende Sonne blendete meine Augen; sie erbaute mir in strahlendem Spiel wunderliche Burgen aus den abendlichen Wolken und zerstörte sie wieder, und ich bildete mir ein, von diesen luftgebildeten Schlössern würde uns die Hilfe kommen, nach der wir suchten. Ich trieb mein Roß zur Eile, als hoffte ich wirklich jenes Land zu erreichen, in dem Aurora dem Phöbus die flammenden Pforten öffnet; der Wind sauste mir um die Ohren, und ich wußte nicht, ob er mir ermunternd zurief, oder ob er mir Hoffnungsloses verkündete. Im Westen wurde es immer dunkler, die rote Sonne war hinter einer ganz tiefstehenden Wolke verschwunden, und es wurde abendlich kühl; die Gegend wurde immer unwirtsamer und nichts deutete darauf, daß hier Menschen lebten; vergebens durchsuchte ich den Horizont nach den Türmen der verhießenen Burg. Etlichemal fragte ich den Grafen, ob es noch weit wäre; er gab keine Antwort; endlich als ich sah, daß mein Pferd müde wurde, daß der Weg vollständig zwischen ödem Steingeröll verschwand, faßte ich plötzlich in die Zügel und rief: „Graf, Ihr habt mich betrogen! Hier gibt es keine Burg! Wohin habt Ihr mich geführt?"

Auch der Graf zügelte sein Roß und antwortete mit leiser, herzlicher Stimme, die ihm hie und da zu Gebote stand:

„Ja, ich habe dich betrogen. Hier gibt es keine Burg."

Ein eisiger Schauer rieselte mir über den Leib; meine Hände zitterten; ich gab meinem Rosse die Sporen und wollte auf den Grafen losstürzen, wollte mich mit ihm schlagen hier in dieser öden, menschenleeren Ebene, zur Stunde, da die ersten Schatten fielen; ich schrie:

„Warum hast du das getan? Was bezwecktest du damit? Antworte, oder ich töte dich!"

Der Graf entgegnete mir sehr ruhig:

„Ruprechte, insanis! Höre mich erst an und dann drohe mir. Ich brachte in Erfahrung, daß Thomas das zweite Verhör für diesen Abend bestimmt hatte. Wie ich mich auch bemühte, es war mir nicht möglich, diesen Beschluß rückgängig zu machen. Ich zweifelte nicht daran, daß du, wenn du im Kloster geblieben wärst, etwas ganz Wahnwitziges unternommen und so unser Vorhaben vernichtet hättest. Ich beschloß, dich für kurze Zeit zu entfernen, um dich und deine Geliebte zu retten."

„Wie!" — fragte ich entgegen — „das zweite Verhör findet heute abend statt? Also geht es eben vor sich? Aber das ist ja das Verhör mit der peinlichen Frage! Folglich wird Renata eben gefoltert, und ich bin weit fort von ihr, hier, hier, hier, — auf diesem Felde, und kann nicht einmal rufen, wenn sie stöhnt!"

Mein Wutanfall war geschwunden; ich sprang vom Pferde und warf mich mit dem Gesicht auf die vom abendlichen Tau feuchten Steine, preßte meine Wangen an sie, und wieder entströmten die Tränen unaufhaltsam meinen Augen, denn wie einem Weibe oder wie

einem Kinde fehlten mir in jenem Augenblick alle anderen Waffen zur Bekämpfung des Schicksals. Im Nu entstanden vor meinen Augen alle Arten der Folter, von denen ich je gehört hatte: die Presse, die Schraube, Stricke, Zangen, Wippgalgen, der Bock, das Pferd, die Leiter, der spanische Stiefel, das Halsband, Geißelung, Nägel unter die Fußnägel getrieben, die Wasserprobe, die Feuer- und Teerprobe und alle übrigen Greuel, die der Mensch gegen den Menschen erfunden hat. Hoffnungslos schluchzte ich und wünschte in jenem Augenblick nur das eine: an Renatens Seite zu sein, über meinen Leib alle Foltern ergehen zu lassen, denen man sie jetzt unterzog, und merkwürdig und unsinnig erschien es mir, daß ich keinerlei Schmerzen spürte, während sie vor Qualen zusammenbrach. Unterdessen war auch der Graf abgestiegen; er setzte sich neben mich auf die Erde und — da auch er mich als Kind betrachtete — suchte er mich liebevoll zu trösten. In überzeugendster Weise versicherte er mir, ich brauchte vor der Folter nicht so sehr zu erschrecken, denn sehr viele Leute ertrügen sie ohne Schaden für ihre Gesundheit. Er selber hätte einen Alchemisten gekannt, den die Ungläubigen in Mostar dreißigmal gefoltert, ihn sogar gepfählt hätten in der Hoffnung, ihm so das Geheimnis des Steines der Weisen zu entringen, das er besitzen sollte; trotzdem habe er ein sehr hohes Alter erreicht. Zudem meinte der Graf, in dem friedlichen und einsamen Kloster könnten so furchtbare Marterwerkzeuge wie die, deren sich die Städte Bamberg, Nieklenburg, Nürnberg rühmen,

gar nicht vorhanden sein; das schlimmste, was Schwester Maria begegnen könnte, wäre eine Verrenkung der Handgelenke am Wippgalgen; diese aber würden vom Henker sofort wieder eingerenkt werden. Der Graf vergaß auch nicht mir einige beruhigende Zitate aus „Seneca" vorzutragen, denen zufolge es für den Menschen heilsam ist, körperliche Qualen zu erdulden. Begreiflicherweise konnten mich derlei Reden des Grafen nicht beruhigen; vielmehr waren sie brennbaren Stoffen zu vergleichen, die in die Flammen meiner Verzweiflung geworfen wurden; endlich sah der Graf ein, daß seine Betrachtungen und vernünftigen Überlegungen machtlos von mir abprallten; zum Schluß sagte er folgendes:

„Höre mich an, Ruprecht! Ich will dir meinen Plan mitteilen, damit du mich nicht für deinen Feind, sondern für deinen aufrichtigen Freund hältst. Wisse denn, daß ich schon alles zur Rettung deiner Geliebten vorbereitet habe. Die Äbtissin Martha will Schwester Maria sehr wohl und ist von ihrer Unschuld überzeugt. Da sie außerdem eine Clarissin ist, also dem Franziskanerorden angehört, ist sie froh darüber, dem Dominikaner einen Strich durch die Rechnung machen zu können. Du weißt, daß die Mönchsorden, wie Hunde, sich ineinander verbeißen. Mit einem Wort, die Äbtissin ist bereit — von meinen vielfachen Gründen überzeugt — uns beizustehen und Renaten zur Flucht zu verhelfen. Du begreifst natürlich, daß sich das nur in der Nacht unternehmen läßt, per amica silentia lunae. Wir werden sofort ins Kloster zurück-

kehren. Am Tor und vor dem Kerker werden Nonnen Wache stehn, die der Äbtissin ganz ergeben sind und Schwester Maria wie eine Heilige verehren. Sie werden uns jedes Schloß öffnen. Du wirst in das unterirdische Verließ gehen, wirst Renaten hinausführen oder auf den Händen hinaustragen, wenn sie zu gehen nicht imstande ist. Am Tor wird dich Michel mit zwei frischen Pferden erwarten: reitet geradenwegs in mein Schloß. Später wollen wir sehen, was zu tun ist; ich bin aber überzeugt, daß nicht allein alle Leute, sondern auch Thomas selber, ungeachtet seines apostolischen Namens, glauben werden, der Teufel habe Schwester Maria befreit. So reich mir denn deine Hand, und ne moremur!"

Dieser Plan hatte eher den Vorzug einer sonderbaren jugendlichen Einbildungskraft, von der der Graf sich gewöhnlich leiten ließ, als den der Erfahrenheit und Menschenkenntnis; es war aber gleichsam der letzte Strick, an den ich mich halten konnte, um mich aus dem Abgrund meines Unglücks zu retten. Wieder saßen wir auf und spornten die Pferde zur Eile, diesmal in der entgegengesetzten Richtung; nur mit Mühe erkannten wir in der hereinbrechenden Dunkelheit unsren Weg. Zum Glück verirrten wir uns nicht; beim schwachen Scheine des spärlichen Neumondes erreichten wir unser Lager.

DAS SECHZEHNTE UND LETZTE KAPITEL

Wie Renata starb und von allem was sich nach ihrem Tode mit mir ereignete.

Als die Klostermauern, hinter denen Renata gefangen gehalten wurde, wieder vor mir auftauchten, fühlte ich, ungeachtet der Ermüdung vom sinnlosen Ritte, wie Kühnheit und frischer Wagemut in meiner Brust auflebten, pflegten doch die entscheidenden Stunden meine Seele zu spannen, wie eine starke Hand die Armbrust.

Vor dem Zelte sprangen wir von unsren Pferden und übergaben sie Michel, der uns mit sichtlicher Ungeduld erwartet hatte, denn auf die Frage des Grafen antwortete er:

„Längst ist alles bereit, und man darf nicht länger zögern. Jan wartet mit frischen Pferden, deren Hufe ich umwickelt habe, an der nördlichen Mauer. Dieser verfluchte Pater Thomas schnüffelt überall herum; man kann nur zusehen, wenn er der Sache auf die Spur kommt.

Zu dritt gingen wir zum Kloster; wir wählten die dunkelsten Wege und bemühten uns, so unbemerkt wie möglich vorwärts zu kommen, obgleich alles ringsum wohl schon in tiefem Schlafe lag, — denn wir begegneten niemandem und im Dorfe schlug kein Hund an. Michel ging voran; er zeigte gewissermaßen den Weg; ihm folgte der Graf, den unsre ungewöhnlichen Abenteuer offenbar sehr anzuregen schienen; endlich

kam ich als letzter, da ich nicht wollte, daß man mich beobachtete. Der Gedanke, ich würde gleich allein mit Renaten zusammen sein, nach einigen Augenblicken sie befreien, sie unter meinen Schutz nehmen, ließ mein Herz in freudiger Erregung zittern und ohne zu zaudern hätte ich es wohl mit dreien aufgenommen, um meinen Wunsch zu verwirklichen.

Nachdem wir den Abhang erklommen hatten, befanden wir uns an der Klosterpforte, im schwarzen Schatten der Mauern; Nichel zeigte mir in der Ferne die undeutlichen Umrisse zweier Pferde, die von einem unsrer Leute gehalten wurden; er sagte:

„Dorthin, Herr Ruprecht, müßt Ihr Eure Beute schaffen; ich werde schon an Ort und Stelle sein, und ich kenne den kürzesten Weg zum Schloß. Glaubt mir: Falken könnten uns nicht einholen."

Inzwischen hatte der Graf vorsichtig mit seinem Degen an das Eisen des Tores geklopft; durch die mondstille Nacht tönte ein leiser, klagender Laut, als weinte jemand. Hinter dem Tore ließ sich eine gedämpfte weibliche Stimme vernehmen:

„Wer da?"

Der Graf antwortete mit der Parole:

„Das Land Juda ist nicht geringer denn die Heerscharen Judas."

Sogleich öffnete sich leise ächzend das Tor — wie durch Zauberspruch, — und in jenem Augenblick war ich so fest von dem Gelingen unsres Planes überzeugt, als wäre Renata bereits unter dem Schutze der Krieger im Schlosse derer von Wellen geborgen. Die Nonne,

die uns geöffnet hatte, blickte uns furchtsam an; sie war sehr blaß — oder schien das nur so im Mondlicht? Sie sagte kein Wort. Der schwach beleuchtete Klosterhof war ganz leer; wir durchschritten ihn, längs der Mauer schleichend, wie drei Gespenster; wir erreichten die Rückwand der Kirche; nun standen wir vor der furchtbaren Tür, die ins Verließ und zu Renaten führte. Hier hatte eine andre Nonne Wache zu stehn; sie saß auf einem flachen Stein und war halb eingenickt; zitternd sprang sie auf bei unsrem Kommen. Der Graf wiederholte die Parole; die Schwester sank in die Knie und rief mit erstickter Stimme:

„Gelobet sei der da kommt im Namen des Herrn! Kommt! Kommt! Befreit ein unschuldiges Opfer, befreit sie, die durch die Ränke des Feindes in Ketten geschlagen ist, aus ihrem Kerker! Schwester Maria ist eine Heilige, ihre Feinde werden zuschanden werden! Jesus Christus ist ihr Bräutigam ohne Fehl!"

Grob unterbrach Michel diese Hymne; er flüsterte der Nonne zu:

„Genug des Geschwätzes; wir sind hier nicht auf dem Vogelmarkt! Mach die Tür auf!"

Die Nonne holte einen großen eisernen Schlüssel hervor; sie wollte die Tür öffnen, aber ihre Hände zitterten so sehr, daß sie den Schlüssel nicht in das Schlüsselloch zu stecken vermochte; Michel nahm ihr den Schlüssel aus der Hand und schloß auf. Der dunkle Eingang zum Verließ tat sich vor uns auf; vorsichtig schlug Michel Feuer und zündete eine kleine Fackel an, die er mir übergab; der Graf sagte:

„Ruprecht, gehe nun hinunter. Hinter jenem Saal, in dem heute das Verhör stattfand, ist eine Tür, die mit einem Bolzen gesperrt ist. Öffne sie: sie führt in den Kerker deiner Maria. Beeile dich; Michel wird dich hier erwarten. Möge dir Kypris von Knidos, die Mutter der Liebe, beistehen! Leb wohl!"
Vor Erregung konnte ich dem Grafen nicht antworten; fest hielt ich die Fackel in der Hand und eilte in die dunkle Tiefe; stolpernd lief ich die Stufen einer schlüpfrigen Treppe hinab; nun war ich im Saal. Der Tisch, an dem ich Renatens vernichtende Antworten niedergeschrieben hatte, war leer; er erinnerte an einen riesigen Sarkophag; der düstre Balken des Wippgalgens mit seiner drohend erhobenen Tatze starrte im Hintergrund; ich zuckte zusammen, als ich ihn erblickte; dumpf hallten meine Schritte durch den öden Raum; überall tauchten Schatten auf, — vielleicht waren es Fledermäuse. Ich ging noch einige Schritte weiter, der Weisung des Grafen entsprechend, und stieß auf eine hölzerne, eisenbeschlagene Tür; sie war mit einem schweren Zapfen verriegelt; nur mit Mühe schob ich ihn zur Seite; ich befand mich in einem kleinen, niedrigen, dumpffeuchten Gewölbe.
Mit der Fackel leuchtete ich in alle Ecken des Kerkers; im fernsten Winkel sah ich ein Bund Stroh und darauf hingestreckt einen Körper, — kaum bedeckt mit den Fetzen eines Gewandes; ich wußte, — das war Renata; erschüttert im Herzen nahte ich ihr; ich kniete nieder am jämmerlichen Lager. Im flackernden Lichte der Fackel unterschied ich deutlich ihr bleiches Gesicht;

es war wie das Antlitz einer Toten; ihre gleichsam leblosen Augen waren geschlossen; regungslos lagen die schmächtigen Hände; kaum merklich hob der Atem die Brust; wohl eine Minute dauerte das Schweigen, denn lange wagte ich es nicht, an diesem geheiligten Orte ein Wort zu sprechen. Endlich besann ich mich, daß die Augenblicke gezählt waren; ich flüsterte leise: „Schwester Maria!"

Es erfolgte keine Antwort; lauter wiederholte ich: „Renata!"

Bei diesem Ruf öffnete Renata die Augen; sie wandte mir ihr Gesicht zu, sie schaute mich aufmerksam an, erkannte mich, und als wunderte sie sich gar nicht, daß ich an ihrer Seite war, sagte sie mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme:

„Geh, Ruprecht! Ich verzeihe dir alles, — aber geh'!"

Im ersten Augenblick war ich von diesen Worten wie erschüttert; doch überlegte ich mir, daß Renata von der Folter und von der Haft zerquält war und im Fieber redete, darum antwortete ich — und ich legte in meine Worte alle zarte Liebe, deren ich nur fähig war:

„Renata! meine liebe Renata! Einzige! Geliebte! Ich bringe dir Rettung und Freiheit; die Tür ist geöffnet; wir werden von hier fortgehen; Pferde stehen bereit. Wir werden später nach Neu-Hispanien fahren; ein neues Leben wird für uns beginnen. Ich werde dir dienen wie ein Sklave; ich werde nie deinem Willen entgegenhandeln. Denn ich liebe dich, Renata, wie

früher, ich liebe dich mehr als mich selber, mehr als das Heil meiner Seele. Wenn du kannst, so stehe auf, gib mir deine Hände, komm mit mir. Oder erlaube, daß ich dich trage; ich habe die Kraft dazu. Wir müssen eilig gehen."

Ich hatte diese Worte in größter Erregung gesprochen; nun wartete ich auf die Antwort und beugte mich tief über Renatens Antlitz; sie rührte sich nicht; mit derselben leisen Stimme, die keine Hebungen oder Senkungen kannte, sprach sie:

„Ich werde dir nicht folgen, Ruprecht! Einmal — da hast du mich beinah vernichtet, aber ich habe meine Seele aus deinen Krallen gerettet! Sie haben mich gequält, sie haben mich zerfleischt — ach! sie wußten nicht, daß es Jesus Christus ihnen befohlen hatte! Blut! Blut! ich sah sein Blut! wie gut ist es, wie süß! Es hat alle meine Sünden abgewaschen! Wieder kommt er zu mir geflogen als großer Schmetterling; ich verberge ihn in meinem Haar. Nein, nein, es ist wirklich nur ein Schmetterling, — nichts mehr. Wie darfst du hier — neben mir — sein, Ruprecht?"

Diese sonderbare, unzusammenhängende Rede überzeugte mich endgültig davon, daß Renata von dem vielen Leid die Klarheit des Denkens verloren hatte; doch machte ich den Versuch, sie zur Vernunft zu bringen; ich sagte:

„Renata! höre mich, versuche mich zu verstehn. Du bist im Kerker, im Klosterkerker. Du wirst von der Inquisition gerichtet und eine furchtbare Strafe wartet dein! Du mußt fliehen um dein Leben zu retten;

alles habe ich zu deiner Flucht bereitet. Besinne dich, du hast mir einmal gesagt, daß du mich liebst. Vertraue mir, und du sollst frei sein. Dann will ich es dir überlassen, zu tun, was du magst: bei mir zu bleiben, mich zu verlassen, wieder ins Kloster zu gehen. Ich bitte dich um nichts, ich bitte nicht um deine Liebe, ich will dich nur von deinen Henkern befreien, will dich vom Feuertode retten. Verlangt dich denn wirklich nach Folter und Feuerqualen?"

Renata rief:

„Ja! Ja! Ich will die Folter und das Feuer! Eben habe ich meinen Nadiel gesehn; er sagte mir, durch den Tod würde ich mein ganzes Leben erkaufen. Er ist ganz von Feuer, seine Augen sind blau wie der Himmel, sein Haar wie aus dünnen Goldfäden gesponnen. Er sagte mir, er wird meine Seele in seine Arme nehmen und im ewigen Leben brauche ich mich nie von ihm zu trennen. Ich verzeihe, ich verzeihe alles — dir und Heinrich, — denn auch Nadiel hat mir alles verziehen. Mir ist so wohl, ich will nichts mehr auf der Welt. Laß mich nur allein; laß mich mit ihm sein; du hast ihn erschreckt; geh' fort, er wird wiederkommen."

Mit dem letzten Aufwand meiner Beharrlichkeit rief ich: „Renata, bei allem was mir heilig ist, schwöre ich dir, ich kann dich nicht hier lassen! Gott und mein Gewissen gebieten mir, dich von hier fortzuführen. Du bist zerquält, bist krank, du vermagst nicht gesund zu urteilen. Höre auf mich, wie auf einen älteren Freund! Hier erwartet dich nicht der Sühne-

tod, du überantwortest dich groben Mönchen, stumpfer Unwissenheit. Komm nur fort von hier, atme nur einmal die frische Luft, blick' auf die Sonne, und sagst du mir nach drei oder vier Tagen: ich will zurück in den Kerker, — so schwöre ich, ich selber führe dich hierher."

Nur mit Mühe richtete sich Renata auf; sie blickte mich fest an, wie in vollem Bewußtsein; sie sagte:

„Ich sage dir, ich begehre nichts von dir! Deine Gegenwart erfüllt mich nur mit Widerwillen. Geh', kehre zurück ins Leben; küß deine Agnes. Mögen sie mich noch einmal auf dem Wippgalgen strecken. Du willst, ich soll mit dir irgendwohin entfliehen! O lieber, lieber Heinrich, nie hättest du mich so beleidigt! Ich hätte ihm gesagt: ich will sterben, und er hätte mich verstanden. Du aber warst ein Landsknecht und wirst es immer bleiben; du kennst nur das eine, wie du deine Feinde umbringst. So töte mich doch! Ich habe nicht die Kraft, mich zu wehren."

An diesen harten und ungerechten Worten erkannte ich die Renata von früher, die nämliche, die mich auf den Boden gezwungen hatte in kraftloser Verzweiflung, oder es bewirkte, daß ich mit den Zähnen knirschte, wenn sie mich unvermutet beleidigte. Doch ließ ich diese Erinnerungen nicht in mir aufkommen; ich vergaß nicht, daß Renata nicht verantwortlich war für das was sie sprach, — wie ein Kranker, der irre redet, oder wie ein Unglücklicher, der von bösen Geistern besessen ist, nicht zur Verantwortung zu ziehen ist. Darum sagte ich fest:

„Renata! Beim Allmächtigen schwöre ich, ich liebe dich! Ich werde dich darum retten auch gegen deinen Willen."
Nach diesen Worten lehnte ich die Fackel vorsichtig an einen Vorsprung in der Wand, preßte die Lippen zusammen, bemühte mich, nicht in Renatens Antlitz zu blicken, beugte mich entschlossen über sie, umfaßte sie mit meinen Armen und wollte sie vom Lager heben. Als Renata meine Absicht begriff, geriet sie in eine mächtige Erregung; sie warf sich zurück, sie drückte sich fest in den Winkel ihres Kerkers und mit lauter, verzweifelter Stimme schrie sie:
„Nadiel! Nadiel! Schütze mich, rette mich!"
Ich achtete dieses Hilferufes nicht, wich auch von dem gesteckten Ziele nicht ab und zwischen uns entspann sich ein sinnloser Kampf, wobei Renata, die kaum ihre Arme zu bewegen vermochte, weil sie von der Folter vollständig entkräftet waren, mit dem ganzen Körper widerstrebte, sich unnatürlich wand, nach allen Seiten zu entweichen suchte und alle Mittel anwandte, um sich aus meinen Armen zu befreien. Sie verschmähte es nicht einmal, den Versuch zu machen, mich durch Fußstöße umzuwerfen; wütend biß sie sich mit ihren Zähnen in meine Hand fest und schrie mir wilde Beleidigungen ins Gesicht:
„Verruchter! Verruchter! Du nutzt meine Schwachheit aus! Du bist mir widerlich! Laß ab, ich zerschmettere mir den Kopf an der Mauer! Es ist besser, als wenn ich mit dir zusammen wäre! Du bist ein Teufel! Nadiel! Nadiel! Schütze mich!"

Plötzlich aber, — schon glaubte ich Sieger zu sein, — wurden Renatens Bewegungen ganz schwach; sie stieß einen gellenden, furchtbaren Schmerzensschrei aus; regungslos blieb sie in meinen Armen liegen wie eine Blume am geknickten Stil. Im Nu erfaßte ich, daß Renaten etwas zugestoßen war; sofort ließ ich sie auf das Stroh niedergleiten; löste meine Arme von ihr, aber sie war schon wie eine Tote und mir schien, daß sie nicht mehr atmete. Hastig eilte ich durch den Kerker, fand etwas Wasser in einem irdenen Kruge und benetzte damit Renatens Schläfen; leise atmete sie auf; ich aber, der ich den Tod Verwundeter auf den Schlachtfeldern oft gesehen hatte, konnte nicht daran zweifeln, daß ihre Augenblicke gezählt waren. Ich weiß nicht, ob sie die Anstrengungen bei der Abwehr meiner Rettungsversuche getötet haben, oder ob ihr zarter Körper die unbarmherzigen Qualen, die ihr zuteil geworden waren, nicht hatte ertragen können, jedenfalls deutete alles auf ihr nahendes Ende, denn plötzlich breitete sich über ihr Antlitz ein feierlicher Ausdruck, ihr Körper streckte sich merkwürdig und mit gekrümmten Fingern griff sie in das Stroh.

Ich konnte Renaten nicht helfen; wieder kniete ich an ihrem Lager, blickte ihr ins Gesicht; plötzlich erwachte sie für einen kurzen Augenblick, sie sah mich, lächelte mir hold zu und flüsterte:

„Lieber Ruprecht! wie gut, daß du bei mir bist!"

Die Flüche, mit denen mich Renata kurz vorher überschüttet hatte, konnten nicht einen so gewaltigen Eindruck auf mich machen, wie diese schlichten, an der

Grenze des Todes gesprochenen Worte; — Tränen stürzten mir aus den Augen, ich preßte meine Lippen auf ihre erkaltenden Hände, ähnlich wie die Gläubigen ein anbetungswürdiges Heiligtum mit den Lippen berühren; ich rief:

„Renata! Renata! Ich liebe dich!"

In jenem Augenblick schien es mir allein bedeutungsvoll, diese Worte in ihre Seele zu rufen; sie sollten in ihr nachklingen, wenn sie zum neuen Leben erwachte; wahrscheinlich vernahm Renata diesen jammernden Ausruf nicht mehr; sie flüsterte einen letzten Gruß, wühlte plötzlich ihr Gesicht ins Stroh und zitterte furchtbar im letzten Todeskampfe. Dreimal erhob sie sich bebend, nach Atem ringend von ihrem Lager, als müsse sie ein furchtbares Gespenst bannen, oder als müsse sie dem längst Ersehnten in die Arme eilen, und dreimal fiel sie wieder zurück; das Röcheln des Todes, das lebendigen Lauten nicht mehr ähnlich war, entrang sich ihren Lippen. Zum dritten Male stürzte sie nieder und blieb bewegungslos liegen; ich legte mein Ohr an ihre Brust, hörte ihr Herz nicht mehr schlagen und wußte, daß ihre Seele aus dieser Welt, da ihrer nur Verfolgungen und Leiden gewartet hatten, in das Reich der Geister, Dämonen und Genien, wohin sie stets ihre Sehnsucht getrieben hatte, entflohen war.

Als ich mich davon überzeugt hatte, daß Renata nicht mehr war, drückte ich ihr die Augen zu und küßte sie leise auf die Stirn, auf der kalte Schweißtropfen standen; und obwohl ich sie in jenem Augenblick mit

der ganzen Gewalt meiner Seele liebte, mit einer Liebe, die um nichts geringer war, als jene, von der die Dichter singen, — betete ich doch mit ganzer Inbrunst, daß ihre Sehnsucht Erfüllung fände, daß sie mit ihrem Nadiel vereinigt würde und ihr, wenn auch erst nach dem Tode, Frieden und Glück zuteil würden. Dann setzte ich mich auf den Boden des Kerkers neben den entseelten Körper Renatens und überdachte meine Lage, denn ihr Tod hatte mir keineswegs die Fähigkeit der klaren Überlegung geraubt, — im Gegenteil: meine Kaltblütigkeit, die durch das Anschauen ihrer Leiden geschwunden war, kehrte wieder und selbst meine Thränen versiechten. Nach kurzem Nachdenken kam ich zu dem wohlerwogenen Schluß daß es unsinnig wäre, mein Leben und die Ehre des Grafen, der mir so großmütig beigestanden hatte, um eines Leichnams willen aufs Spiel zu setzen, und daß es das Vernünftigste wäre, was ich tun konnte, wenn ich mich heimlich entfernte. Nachdem ich diesen Beschluß gefaßt hatte, küßte ich Renaten zum letzten Mal auf die kalten Lippen, faltete ihre Hände über der Brust, ließ meine Blicke zum letzten Mal über ihr unbewegliches Antlitz gleiten, um für ewige Zeiten ihr Bild meiner Seele einzuprägen, nahm meine Fackel und schritt hinaus aus dem verhängnisvollen Gewölbe. Ich muß gestehen, als ich durch die dunklen Säle und Gänge schritt, schoß mir der Gedanke durch den Kopf auf der Stelle zurückzukehren und an Renatens Seite zu sterben; doch wußte ich mich mit logischen Gründen wieder zur Vernunft zu zwingen, ich ging weiter

und trat zur Tür hinaus unter den dunklen Nachthimmel. Nichel erwartete mich; als er mich erblickte, rief er:
„Endlich seid Ihr da, Herr Ruprecht! Längst ist es hohe Zeit! Jeden Augenblick konnte man uns wie Mäuse in der Mausefalle fangen. Wo ist denn das Mädchen?"
Noch fand ich keine Zeit zu antworten, als die wachthabende Nonne auf mich zustürzte und atemlos die Frage wiederholte:
„Wo ist Schwester Maria?"
Beiden gab ich zur Antwort:
„Schwester Maria ist gestorben."
Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als die fromme Schwester wie eine wütende Katze über mich herfiel, mich am Kragen packte und so laut, daß das ganze Kloster davon erwachen konnte, schrie:
„Du hast sie gemordet, Schurke!"
Mit aller Kraft schüttelte ich das Weib von mir, hielt ihr den Mund mit der Hand zu und sagte:
„Beim heiligen Leibe Jesu Christi schwöre ich dir — Schwester Maria ist nicht durch mich gestorben, aber dich werde ich in Wahrheit töten, wenn du noch einen Laut von dir gibst!"
Dann stieß ich sie zur Seite; die Nonne fiel schwer zu Boden und begann leise zu schluchzen; wir aber — ich und Nichel — schritten eilig durch den öden Hof zur Ausgangspforte, die die andere Türhüterin sofort schweigend öffnete. Als wir das Kloster verlassen hatten, fragte Nichel:

„Unser Plan ist also nicht geglückt?"
Ich antwortete:
„Er ist nicht geglückt; ins Lager werde ich nicht zurückkehren, — sage dem Grafen, daß ich aufs Schloß reite und ihn dort erwarten werde."
Nichel antwortete nichts; er begleitete mich bis zum Abhang, wo die Pferde auf uns warteten, half mir in den Sattel, und ich schenkte ihm zum Abschied ein Goldpistol. Ich sagte:
„Du weißt, Nichel, ich bin nicht reich, ich will dich dennoch belohnen, denn du hast dich für mich in Lebensgefahr begeben. Hätte man uns im Kloster erwischt, so wäre uns beiden der Scheiterhaufen sicher gewesen."
Dann erst gab ich dem Rosse die Sporen und stürmte in die dunkle Nacht; dann erst war ich wieder allein, allein mit mir selber, denn danach verlangte mich, wie der Delphin über Wasser tauchen muß, um Luft zu schnappen. Den kürzesten Weg in des Grafen Länder kannte ich nicht; ungefähr lenkte ich das Roß in die Richtung zum Schloß hin, ließ die Zügel fallen und ließ es über Felder, Schluchten und Abhänge dahintraben. An etwas Bestimmtes dachte ich in jenen Stunden nicht, nur war meine Seele erfüllt von dem einen Bewußtsein: daß ich auf der ganzen Welt, mit ihren unzähligen Ländern, Seen, Flüssen, Bergen und Städten, wieder ganz allein war. Nur manchmal erstand vor meinen Augen Renatens vom Todeskampf entstelltes Antlitz und beim Gedanken, daß ich es nun nimmermehr sehen würde, stöhnte ich stumpf in das

Schweigen der dunklen Felder; erschreckt von dem plötzlichen Laut flatterten die Vögel aus ihren Nestern auf und umkreisten mich.
Als es dämmerte, fand ich mich auf den rechten Weg zurecht und langte zur Stunde der Frühmesse im Schlosse derer von Wellen an. Die Leute im Schlosse wunderten sich über meine plötzliche Ankunft ohne den Grafen; man verdächtigte mich eines Verbrechens, obwohl meine Rückkehr diese alberne Vermutung widerlegte; endlich ließ man mich doch ein und führte mich in mein Zimmer. Ganz erschöpft von den vierundzwanzig Stunden, in denen ich kein Auge zugedrückt hatte, in deren Verlauf ich ein ganzes Leben von Hoffnung, Verzweiflung, Entsetzen und Leid durchlebt hatte, warf ich mich auf mein Bett und schlief bis in den späten Nachmittag. Am Abend ließ mich die Gräfin selber, die ihren Widerwillen gegen mich niedergekämpft hatte, in ihre Gemächer rufen und erkundigte sich nach unsrer Fahrt mit dem Erzbischof und nach den Gründen zu meiner Rückkehr; ich fühlte mich aber noch so elend, daß ich einen wahrheitsgetreuen Bericht nicht zu geben vermochte, und ich glaube, sie hielt mich für einen Menschen, der den Verstand verloren hat. Am folgenden Tage begegnete man mir überall im Schlosse mit ängstlicher Vorsicht, und vielleicht hätte man es für nötig befunden, mich an die Kette zu legen, wenn der Graf nicht gegen Abend gekommen wäre.
Ich freute mich über seine Ankunft, als wäre er mein Bruder, und als man uns allein ließ, erzählte ich ihm

aufrichtig alles, was ich im Kerker erlebt hatte, und er berichtete mir, was im Kloster nach meiner Abfahrt vor sich gegangen war. Nach seinen Worten zweifelte niemand im Kloster daran, daß Renata vom Teufel geholt worden wäre, und das diente zum neuen Beweise gegen sie und gegen ihre Genossinnen. Bruder Thomas hielt den Prozeß keineswegs für abgeschlossen; sogleich verhörte er viele andre Schwestern, die, seiner Ansicht nach, des Verkehrs mit Dämonen verdächtig waren; sie alle wurden gefoltert und bezichtigten sich selber der schlimmsten Verbrechen. Den Geständnissen der Schwestern zufolge war das ganze Kloster, ja sogar die Äbtissin selber der fürchterlichsten Vergehen schuldig, der Teilnahme an den Sabbathen, des Verkehrs mit dem Teufel, der Teilnahme an der schwarzen Messe und vielem ähnlichen. Wie eine vielgliedrige Schlange wuchs die Anklage an, und es stand zu erwarten, daß auch unsre Namen, der des Grafen, Nichels und meiner, in den Prozeß hereingezogen werden würden.

„Ich bin absichtlich hierher geeilt, Ruprecht, um dich zu warnen, sagte der Graf zum Schluß. Natürlich bin auch ich bedroht, doch kaum wird dieser ekelhafte Thersit, Thomas, es wagen, mich offenkundig zu bedrohen. Sei meinetwegen jedenfalls unbesorgt und wisse, daß ich wohl eingedenk bin der Worte Ciceros in seiner Abhandlung „De amicitia"; ich bereue es keineswegs, daß ich dir beigestanden habe. Du aber könntest hart zu büßen haben für dein nächtliches Abenteuer, dies um so mehr, als deine Flucht

ein gewichtiges Argument gegen dich ist. So rate ich dir denn: verlaß unverzüglich dieses Land und führe zeitweilig einen anderen Namen."
Natürlich zögerte ich nicht, dem Grafen für seine ständige Sorge um mich zu danken und ich antwortete, daß sein Ratschlag mit meinem Entschluß übereinstimme, wie es auch tatsächlich der Fall war. Hierauf bot mir der Graf eine Summe Geldes an, einerseits als Entgeld für meine Schreiberdienste, dann aber auch als freundschaftliches Geschenk; ich zog es aber vor abzulehnen, da ich ohnehin mich dem Grafen verpflichtet glaubte, und das bedrückte mich. Dann weinte der Graf; er umarmte mich und küßte mich, — und obwohl dieser Kuß mir wie eine Gnade oder wie ein Erweis der Höflichkeit erteilt wurde, nicht aber im Sinne einer die Standesunterschiede aufhebenden Freundschaft, so erinnere ich mich seiner doch voller Freude, denn alles was der Graf tat, geschah ohne Hinterlist und mit der Einfalt eines Kindes.
Früh am Morgen des nächstfolgenden Tages verließ ich endgültig das Schloß derer von Wellen und ritt bis Adenau auf einem Pferde, das mir der Graf zur Verfügung gestellt hatte. Dann ging ich zu Fuß weiter, und wenn man mich fragte, wer ich sei, so antwortete ich, — ich wäre ein ehemaliger Landsknecht, namens Bernhardt, der in seine Heimat wandert. Ich verfolgte den Weg nach Süden, denn ich hatte den lebhaften Wunsch, das heimatliche Losheim, dem ich schon so nahe war, wiederzusehn; nach dreitägiger Wanderung gelangte ich zu den, mir von meiner

Kindheit her so wohl bekannten, grünenden Hügeln des Hochwaldes.

Die Nacht verbrachte ich im Wirtshaus „Der halbe Mond", das sich unmittelbar vor Losheim befand; vorsichtig horchte ich den Wirt aus und brachte in Erfahrung, wofür ich dem Schöpfer dankte, daß mein Vater und meine Mutter noch am Leben waren, daß meine Brüder und Schwestern glücklich und in guten Verhältnissen lebten. Auch erfuhr ich, daß der Freund meiner Jugendjahre, der gute Friedrich, jene einsame Ruhestatt schon gefunden hatte, die uns allen bereitet ist, erfuhr auch, daß jedermann glaubte, ich wäre im italienischen Feldzuge umgekommen. Im Morgengrauen schritt ich auf einem Fußpfade, der mir noch von meiner Kindheit her bekannt war, zum heimatlichen Städtchen, das ich neun Jahre lang nicht gesehen hatte, an das ich mich wie an ein Märchen aus Kinderzeit erinnerte, das ich aber so deutlich in Erinnerung hatte, als wäre ich den Abend vorher durch seine Gassen gewandert. Wenn es mich schon erregt hatte, als ich nach den langen Jahren jenseits des Ozeans, in der Ferne die Umrisse Kölns wieder auftauchen sah, so war der Eindruck, den das Bild der heimatlichen Mauern, der von Kind auf bekannten Ziegeldächer auf meine gequälte, durch keinen Schild gedeckte Seele machte, wie ein heftiger Schlag; ich mußte mich auf einen der am Wege liegenden Steine setzen und abwarten, bis mein Herz sich beruhigt hatte, denn mir fehlten die Kräfte, um nur einen Schritt weiter zu gehen.

Ich wollte die Stadt nicht betreten, denn ich wollte zu meinen Eltern nicht als verlorener Sohn zurückkehren, als Bettler, als Unglücklicher: allein der Gedanke daran trieb mir die Schamröte in die Wangen, und mein Kommen hätte ihnen unnötigerweise Kummer verursacht; dann hielt ich es für besser, sie bei dem Glauben zu lassen, ich weilte nicht mehr unter den Lebenden, denn darein hatten sie sich schon längst gefunden. Dagegen hatte ich den lebhaften Wunsch, das Haus wiederzusehn, in dem ich geboren worden war, in dem ich meine Kinder- und Jünglingsjahre gelebt hatte, — und ich glaubte, der Anblick des alten Häuschens würde für meine Seele wie ein erquickender Trank sein, der mir neue Kräfte geben mußte, um ein neues Leben zu beginnen. Darum wich ich von der großen Straße ab und erstieg einen steilen Hang, der hinter dem Flecken emporragte, — ein Ort, der an Abenden mit Vorliebe von Liebespaaren aufgesucht wurde, der aber zu der frühen Stunde ganz einsam dalag; von hier aus konnte ich ganz Losheim überblicken, insonderheit aber unser Häuschen sehn, das am Fuße des Hügels lag. Ich legte mich auf die Erde nieder und schaute gierig, — wie ein Trunkenbold auf den Wein, — in die menschenleeren Straßen, sah die Häuser, deren Besitzer ich alle namentlich kannte, das Häuschen des Apothekers, in dem mein Friedrich gewohnt hatte, die dichten Gärten, die strengen Konturen der großen Kirche, — und ließ meine Blicke dann wieder zum elterlichen Haus hinüberschweifen, zu diesem Steinhaufen, der mir teuer war,

wie ein Wesen von Fleisch und Blut. Genau studierte ich alle Veränderungen, die unser Haus im Laufe der Zeit durchgemacht hatte, — sah, daß die Bäume in unserem Garten breit und groß geworden waren, — bemerkte, daß das Dach schief geworden war, und daß sich die Mauern ein wenig gesenkt hatten, — sah, daß die Vorhänge von den Fenstern gewechselt worden waren; ich überlegte, wie die Möbel in den Zimmern gestanden hatten und bemühte mich zu erraten, was von den alten Stücken entfernt worden war und was neues dazu gekommen sein mochte; ich achtete nicht darauf, daß die Zeit weit vorgerückt war, daß das Leben im Städtchen erwachte, und daß die Sonne hoch am Himmel stand und fühlbar auf meinen Rücken herniederbrannte.

Plötzlich öffnete sich die Tür unsres Hauses, — auf der Schwelle erschien zuerst ein gebücktes Mütterchen, ihr folgte ein gebeugter, obwohl noch rüstiger Greis: es waren Vater und Mutter; wie sollte ich sie, trotz der Entfernung, an den Zügen ihrer Gesichter, an ihrem Gang nicht erkennen! Plaudernd schritten sie die wenigen Stufen hinab, setzten sich auf das Bänkchen vor dem Hause und ließen sich die Rücken von der aufgehenden Sonne wärmen. Ich — der Taugenichts, der sich vor den Mauern der Stadt verborgen hielt, ich — der unglückliche Landsknecht, der unglückliche Seefahrer und Goldsucher, der die Wälder Neu-Hispaniens durchstreift hatte, ich — der Sünder, der seine Seele dem Teufel verkauft hatte, der einem unsagbaren Glück begegnete und tief in den Abgrund

letzter Verzweiflung stürzte, ich — der Sohn dieser beiden Alten — blickte verstohlen wie ein Dieb nach ihnen, wagte es nicht vor ihnen niederzuknieen, ihre runzlichen Hände zu küssen und um ihren Segen zu bitten. Nie im Leben habe ich so deutlich die Macht der Kindesliebe empfunden wie in jenem Augenblick, denn ich erkannte, — Vater und Mutter waren die einzigen Leute auf der Welt, die sich um mich bekümmerten, denen ich nicht fremd war, — und die ganze Zeit über, während die beiden kleinen, gebeugten Gestalten vor dem Flur saßen, über irgend etwas, vielleicht auch über mich plauderten, konnte ich die Augen nicht von ihnen wenden, konnte mich nicht satt sehen an dem Bilde häuslichen Glückes, das ich so lange nicht geschaut hatte. Als sie sich erhoben und, behutsam die Füße setzend, ins Haus zurückkehrten, als sich die alte, schiefe Tür hinter ihnen geschlossen hatte, — küßte ich statt der Eltern die heimatliche Erde, stand auf und ging, ohne mich umzusehen, davon. Schon am nämlichen Tage war ich in Merzig.

Mein Plan war, nach Neu-Hispanien zurückzukehren, allein mir fehlten die Mittel, um die weite Reise aus eigener Tasche zu bestreiten. Daher nahm ich in der Reichsstadt Straßburg, immer unter dem Namen Bernhardt, in einem Handelshause Dienst; dieses pflegte seine Angestellten in verschiedene Länder zu entsenden, und da ich etliche Sprachen konnte und einen wackren Degen führte, so nahm man mich gerne auf. Etwa drei Monate verbrachte ich so als Handelsgehilfe, und es ist unerläßlich, daß ich diesem wahrhaften Berichte

die Erzählungen von zwei Begegnungen hinzufüge, die ich im Laufe jener Zeit hatte.

Man hatte uns nach Savoyen entsandt um Seide einzukaufen; unser Weg führte durch die westlichen Alpen nach Genf. Wie bekannt, gibt es in den Alpenländern unzählige schwierige Übergänge über die Bergströme; in Anbetracht heftiger Regengüsse, die kurz vorher stattgefunden hatten, waren die Übergänge besonders schwierig, denn die Bäche hatten sich in reißende Ströme verwandelt und an vielen Stellen die Brücken fortgerissen. An einem dieser Ströme wurden wir besonders lange aufgehalten, denn es war ganz unmöglich, ihn zu durchwaten, und wir waren gezwungen, eine Notbrücke hinüber zu schlagen. Gleichzeitig mit uns bemühten sich darum auch die Führer zweier Reisenden, die in die entgegengesetzte Richtung wollten und sich uns just gegenüber am andern Ufer befanden. Während wir sehr einfach gekleidet gingen, wie es Kaufleuten geziemt, die in Geschäften reisen, zeugten die Mäntel und Hüte der beiden Fremden von ihrer vornehmen Abstammung, und dementsprechend beteiligten sie sich auch nicht an der Arbeit, sondern warteten stolz und abseits auf deren Beendigung.

Als wir nun die Brücke fertiggestellt hatten, wollten die vornehmen Herren, wenigstens der eine von ihnen, unbedingt als erste hinüber; aus diesem Anlaß entspann sich ein zorniger Streit zwischen ihnen und unsren Leuten, obwohl ich sie zu bereden versuchte, einer so nichtigen Angelegenheit keine Bedeutung beizumessen. Der Streit hätte in ein Handgemenge aus-

arten können; zum Glück gelang es indes dem andern Ritter, seinen Gefährten zu überreden, uns nachzugeben; so schritt denn unsre kleine Karawane unter Siegesrufen als erste über die gelegten Bretter. Als wir am andern Ufer glücklich angelangt waren, hielt ich es für angebracht, dem Ritter, der durch sein vernünftiges, entgegenkommendes Betragen den Anlaß zum blutigen Streit aus der Welt geschafft hatte, zu danken; wie groß war aber mein Erstaunen und meine Erregung, als ich in ihm — den Grafen Heinrich, in seinem Gefährten — Lucian Stein erkannte.

Im ersten Augenblick dachte ich, ich stünde einem vom Tode Erstandenen gegenüber, — so weit entfernt schien mir mein vergangenes Leben; ich war wie gebannt und vermochte mich weder zu bewegen, noch zu sprechen.

Auch Graf Heinrich schaute mir etliche Augenblicke aufmerksam ins Gesicht; endlich sagte er:

„Ich habe Euch erkannt, Herr Ruprecht, und bin von Herzen froh, daß mein Degenstoß nicht tötlich war. Ich hatte keinerlei Grund, Euch zu töten, und Euer Tod wäre eine schwere Last auf meinem Herzen gewesen."

Ich antwortete:

„Und ich muß Euch sagen, Graf, daß ich keine üble Regung im Herzen gegen Euch verspüre. Ich hatte Euch gefordert und Euch zum Zweikampf genötigt; indem Ihr mich niederstießt, habt Ihr Euch nur verteidigt, und Gott wird Euch das nicht anrechnen."

Hierauf schwiegen wir beide einen Augenblick; dann

sprach Graf Heinrich in plötzlicher Wallung — und er erbebte im Sattel, — sprach, wie ein Mensch nur zu seinem nächsten Freunde redet:
„Sagt ihr, daß ich alles bitter bereuen mußte, was ich vor ihr gesündigt habe. Alle Leiden, die ich ihr zugefügt habe, hat Gott auch mich erdulden lassen. Ich weiß es genau, ich leide um sie."
Ich verstand, wen Graf Heinrich nicht am Namen nennen wollte; ernst und leise antwortete ich:
„Renata ist nicht mehr unter den Lebenden."
Wieder erbebte Graf Heinrich; die Zügel entfielen seiner Hand, und er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Dann richtete er seine großen Augen auf mich und fragte lebhaft:
„Sie ist tot? Sagt mir, wie ist sie gestorben?"
Dann unterbrach er sich selber und widerrief:
„Nein, sagt mir nichts. Lebt wohl, Herr Ruprecht!"
Er wandte sein Roß und lenkte es über die Notbrücke; bald war er glücklich am andern Ufer des brüllenden Stromes angelangt; dort erwarteten ihn die Führer und Luzian; ich aber eilte meine Gefährten einzuholen, die schon weit voraus waren auf dem steilen, gewundenen Pfade.
In Savoyen blieben wir etwa drei Wochen; nachdem wir genügend Waren eingekauft hatten, beschlossen wir durch die Dauphinée zurückzureisen; dort konnte man um Billiges Sammet erwerben, durch den die Städte jenes Landes berühmt sind; mit dieser Absicht reisten wir aus Turin nach Susa, von Susa nach Grenobl, um nach Lion zu gelangen. In Grenobl,

einem kleinen, doch lieblichen Städtchen an der Iser, weilten wir über einen Tag, und hier erwartete mich mein letztes Abenteuer, das zu der hier niedergeschriebenen Erzählung in Beziehung steht. Als ich nämlich am Morgen, ohne etwas besonderes zu tun zu haben, durch die Stadt schlenderte, die Kirchen und einfach das Straßenbild anschaute, hörte ich plötzlich jemand in unserer Sprache meinen Namen rufen; ich kehrte mich um und konnte den Sprechenden lange nicht erkennen, denn ich hatte ihn weniger als jeden andern in diesem Lande zu treffen erwartet; erst als er seinen Namen nannte, sah ich, daß es wirklich Aurel — Agrippa von Nettesheims Schüler — war.
Als ich ihn fragte, was ihn hierher geführt hätte, schüttete er vor mir einen ganzen Sack voll Klagen aus.
„O, Herr Ruprecht, — sagte er, — böse Zeiten sind über uns hereingebrochen. Unser Meister verließ Bonn und hatte die Absicht, sich in Lion niederzulassen, denn hier hatte er früher gelebt, und hier hat er Verwandte und Protektoren. Plötzlich aber wurde der fünfzigjährige Greis gefangen genommen und in den Kerker geworfen, ohne Angabe eines Grundes, ohne daß er sich etwas hätte zuschulden kommen lassen, wahrscheinlich nur darum, weil seine Schriften Angriffe auf die Capetinger enthalten. Zwar wurde er auf Fürsprache angesehener Freunde hier bald wieder auf freien Fuß gesetzt, doch konnte nicht viel von seinem Vermögen gerettet werden, und er selbst, als alter und kranker Mann, konnte das alles nicht ver-

winden. Von Lion siedelten wir in aller Eile hierher über, doch wurde der Meister ganz bettlägerig, und viele Tage sind es schon her, daß er nicht aufgestanden ist, und daß es ihm sehr schlecht geht. Wenigstens — Gott sei es gedankt — nimmt einer der hiesigen angesehnen Leute, der Präsident des Parlaments, Herr François de Vaton Anteil an unserm Schicksal, — er gibt uns Nahrung und Unterkunft, sonst hätten wir wahrhaftig keinen Groschen gehabt, um uns Brot zu kaufen."

Ich fragte, ob ich Agrippa besuchen dürfte, und Aurel antwortete:

„Natürlich dürft Ihr das; es ist übrigens Zeit, daß ich heimkehre, denn ich fürchte mich, den Meister für längere Zeit allein zu lassen."

Aurel führte mich in der Richtung zur Iser hin; unterwegs fuhr er fort, über die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Leute zu klagen, und machte unter andrem meinem Freunde Johannes Weier die bittersten Vorwürfe, daß er Agrippa vor seiner Abreise in die Dauphinée verlassen hatte und zur Zeit unter günstigen Bedingungen in Paris lebte. An der Ecke des Uferweges und einer andren Straße stand ein niedriges, altertümliches Haus; es trug übrigens irgend ein in Stein gehauenes Wappen im Giebel; das war das Haus, das Agrippa von Nettesheim aus Gnade und Barmherzigkeit bewohnen durfte. Kaum waren wir über die Schwelle getreten, als uns Augustin entgegen kam; er war ganz verweint und das paßte schlecht zu seinem breiten, runden Gesicht; er

vergaß es sogar, mich zu begrüßen und teilte uns mit, daß es sehr schlimm um den Meister stünde.
Auf den Zehenspitzen schlichen wir in das Zimmer, in dem auf einem breiten, von einem Baldachin bedeckten Ehebett, in unbequemer Stellung, die Arme regungslos längs dem Körper gestreckt, der große Magier lag; schon erinnerte er an einen Toten, denn die Züge seines Gesichts waren spitz geworden, und sein lange Zeit nicht rasierter Bart schien wie nach dem Tode gewachsen. In kummervollem Schweigen umstanden die Schüler, Söhne und Dienstboten Agrippas Lager, außerdem noch zwei — drei mir unbekannte Leute, so daß unser im Ganzen etwa zehn oder elf Leute waren. Dicht neben dem Bett saß auf den Hinterpfoten der große, schwarze, langhaarige Hund, den Agrippa „Monsieur" zu nennen pflegte; traurig hatte er seine Schnauze auf die Bettdecke gelegt. Das ganze Zimmer machte den Eindruck, als sollte es nur für kurze Zeit bewohnt werden, denn mitten unter den Möbeln, die vom Besitzer des Hauses offenbar darin gelassen worden waren, konnte man überall Agrippas Sachen verstreut liegen sehen, unter andrem lagen überall Bücher umher.
Die Anwesenden machten einander im Flüsterton allerhand Mitteilungen, die ich indes nicht verstehen konnte, weil die mir unbekannten Leute französisch sprachen. Ich hörte nur, wie Emmanuel zu Aurel sagte, in seiner Abwesenheit wäre nach dem Priester geschickt worden; Agrippa habe bei vollständig klarem Bewußtsein gebeichtet und das Heilige Abendmahl empfangen; bei

Gelegenheit dieses Mysteriums hätte er sich, nach den Worten des Beichtigers, wie ein Heiliger verhalten, und das setzte mich baß in Erstaunen. Meinerseits fragte ich nun Emmanuel, ob Agrippa auch von einem Arzte behandelt worden wäre, und er antwortete mir, der Arzt wäre häufig gekommen und alle Mittel, die die ärztliche Kunst vorschrieb, wären pünktlich angewandt worden; trotzdem dürfe man sich nicht der geringsten Hoffnung hingeben, denn der Tod habe seine Sichel bereits am Kopfende des Bettes errichtet.
Ich glaube, wir verharrten wohl eine halbe Stunde lang in gequälter Erwartung; Agrippa veränderte seine Lage nicht und regte kein Glied; nur sein heißer Atem verriet, daß er noch am Leben war; schon wollte ich mich, wenn auch nur für kurze Zeit, entfernen, um zu meinen Gefährten zurückzukehren und ihnen mitzuteilen, wo ich zu finden wäre, — als sich plötzlich etwas Fürchterliches und mir ganz Unverständliches ereignete. Der Sterbende öffnete plötzlich die Augen; mit erloschenem, gleichsam nichts mehr schauendem Blicke überflog er alle Anwesenden und richtete ihn dann auf den Hund, der neben dem Bette saß. Seine knochige, ganz vergilbte, an den Fingerspitzen sogar schwärzliche Hand löste sich von der Decke, schwankte einige Augenblicke kraftlos in der Luft, als wollte sie sich dem Willen des Menschen nicht mehr fügen, und sank dann langsam auf den Hals des Hundes nieder. Geschüttelt von unbegreiflichem Entsetzen sahen wir, wie Agrippa Anstrengungen machte, das Halsband zu lösen, das mit kabbalistischen

Zeichen beschrieben war, wie ihm das endlich gelang, — und das Klirren des zu Boden fallenden Halsbandes machte uns erbeben, als wäre es die furchtbarste Drohung. Im selben Augenblicke öffneten sich Agrippas krampfhaft zusammengepreßte Lippen, die in allen Stücken den Lippen eines Leichnams glichen, und durch das heisere Röcheln des Sterbenden vernahmen wir ihn deutlich folgende Worte sprechen:
„Hebe dich weg, Verruchter! Durch dich kam alles Unglück über mich!"
Nachdem Agrippa also gesprochen hatte, blieb er wieder regungslos liegen, schloß die Lippen und die Augen fielen ihm zu; seine Hand, mit der er das Halsband gelöst hatte, sank schlaff vom Bett herab, als wäre sie von Wachs; kaum aber hatten wir Zeit gefunden, den Sinn dieser Worte zu begreifen, als ein andres wunderbares Ereignis unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Der schwarze Hund, von dessen Hals Agrippa das Halsband gelöst hatte, sprang auf, senkte den Kopf tief zu Boden, klemmte den Schweif ein und lief zum Zimmer hinaus. Einige Augenblicke wußten wir nicht, was wir tun sollten; dann stürzten einige, ich unter ihnen, ans Fenster, das zur Uferstraße führte, — getrieben von unbezwingbarer Neugierde. Wir sahen, wie Monsieur zur Haustür hinauslief, wie er — immer in der nämlichen gebeugten Haltung — über die Straße bis dicht ans Ufer des Flusses lief und mit einem mächtigen Satz ins Wasser sprang; er kam nicht wieder an die Oberfläche.
Ich und die andern Zeugen dieses einzig dastehenden

Selbstmordes mußten natürlich der geheimnisvollen Gerüchte gedenken, die über diesen Hund im Umlauf waren: er wäre niemand anders als der Hausdämon, dessen Dienste Agrippa in Anspruch nahm, wogegen er dem Teufel das Heil seiner Seele verkauft hätte. Ich war besonders betroffen von Agrippas letzten Worten und von seinem ganzen Verhalten — im Hinblick auf die schroffe Beurteilung der Magie, die er mir gelegentlich zum Besten gegeben hatte, als er die Lügenmagier, die sich mit Goetie abgeben, als Charlatane und Gaukler verspottete. Für einen kurzen Augenblick, gleichsam im flüchtigen Aufleuchten eines Blitzes, sah ich Agrippa, — wenn auch auf dem Totenbette hingestreckt — als den geheimnisvollen Zauberer, der — wie es der Volksmund von ihm behauptete — ein andres Leben als die andren Menschen lebte. Damals aber hatte ich keine Zeit über diese Frage nachzudenken, denn die kummervollen Ausrufe jener, die am Bette des Sterbenden zurückgeblieben waren, bedeuteten uns, daß er ausgelitten hatte.

Sogleich bemächtigte sich aller die übliche Erregung, die der Tod in unsrem Leben erzeugt, — denn er ist einem schweren Steine zu vergleichen, der in stehendes Wasser stürzt; die einen der Schüler küßten weinend die Hände ihres entschlafenen Meisters, die andern drückten ihm die Augen zu, die dritten endlich eilten, irgend welche Weiber zu benachrichtigen, die den Leichnam waschen und herrichten sollten. Bald füllte sich das Zimmer mit vielen Leuten, die gekommen waren, den gestorbenen Magier zu sehen, — ich aber benutzte

die allgemeine Verwirrung und entfernte mich unbemerkt aus dem Hause, in dem ich nun doch überflüssig war. Meinen Gefährten, die mich als ihren braven Kameraden Bernhardt kannten, sagte ich natürlich nichts von dem, was ich gesehen hatte, und noch am Abend des nämlichen Tages verließen wir Grenoble.

Als ich nach Straßburg zurückkehrte, erhielt ich als Lohn eine genügende Summe Geldes, um auf eigne Gefahr hin nach Spanien zu reisen; diese Reise führte mich im tiefsten Winter, ohne daß ich was besondres erlebte, durch Frankreich. Auf spanischem Boden fühlte ich mich gleichsam wie in einer zweiten Heimat; in Bilbao machte ich ohne Schwierigkeit einige Leute ausfindig, denen mein Name nicht ganz unbekannt war, und die sich bereit fanden, mich als einen erfahrenen und rührigen Menschen ihrer geplanten Expedition in die neue Welt einzureihen; es sollte in die Gegend nördlich von Florida gehen, den Heiligen-Geist-Fluß stromauf, — denn glücklichen Leuten war es gelungen, dort ganze Goldfelder zu entdecken. So haben sich denn meine bescheidenen Pläne verwirklicht, und im Frühjahr, wenn die ersten Schiffe abgehen, wird auch unser Schiff seinen Kurs über den Ozean nehmen.

Die Monate der erzwungenen Tatenlosigkeit, bis unser Schiff seine Fracht eingenommen hat, bis die Mannschaft geheuert ist, so lange die Winterwinde das Befahren des offenen Meeres unsicher machen, — habe ich dazu benutzt, um diese wahrhaften Aufzeichnungen

zu verfassen, — eine mühselige Arbeit, an die ich nun die letzte Hand anlege. Nicht mir steht es an, zu beurteilen, wie weit es mir gelungen ist, dir, o geneigter Leser, alle grausamen Qualen und schweren Prüfungen, die ich durch meine haltlose Leidenschaft zu einem Weibe erdulden mußte, kunstvoll auseinander zu setzen, und nicht meine Sache ist es, einzuschätzen, ob diese Aufzeichnungen eine heilsame Warnung für schwache Seelen sein könnten, die — mir vergleichbar — Kräfte aus dem dunklen und zweifelhaften Brunnen der Magie und Dämonomantik schöpfen wollen. Jedenfalls aber habe ich diese Erzählung in aller Aufrichtigkeit geschrieben; ich habe die Menschen geschildert, wie sie in meiner Vorstellung leben; ich habe mein selber nicht geschont, wenn es nötig war, meine Schwachheit und meine Mängel darzutun, habe auch nichts von jenem Wissen verheimlicht, das ich über die geheimen Wissenschaften besitze und aus Büchern erworben, meinem unglücklich verlaufenen Experiment zu verdanken und den Reden der Gelehrten, mit denen mich die Zufälligkeiten des Schicksals zusammenführte, entnommen habe.

Da auch die letzten Zeilen meiner Erzählung keine Lüge enthalten sollen, so muß ich noch sagen, daß, wenn mein Leben um anderthalb Jahre zurückliefe, wenn meiner wieder auf dem Düsseldorfer Wege die Begegnung mit jener sonderbaren Frau wartete, ich vielleicht die nämlichen Sinnlosigkeiten begehen würde; wieder würde ich mich vor dem Throne des Teufels vom ewigen Heile meiner Seele lossagen, denn auch

heute noch, da Renata nicht mehr ist, lebt in meinem Herzen die unbezwingbare Liebe zu ihr, einer feurigen Kohle vergleichbar, und die Erinnerung an die Wochen unsres Glücks in Köln erfüllt mich mit Kummer und Traurigkeit, und mit dem unersättlichen und nie zu sättigenden Verlangen nach ihren Liebkosungen und nach ihrer Nähe. Doch in strenger Gewißheit vermag ich es hier zu beschwören: nie wieder werde ich in Zukunft meine unsterbliche Seele, die mir der Schöpfer verliehen hat, so gotteslästerlich der Macht eines seiner Geschöpfe überantworten, mag ihre Gestalt auch noch so verführerisch sein, und nie wieder, auch in den schwierigsten Lagen meines Lebens nicht, werde ich meine Zuflucht nehmen zu der von der Kirche verurteilten Zauberei oder zu den geheimen Wissenschaften, und ich werde nicht bestrebt sein, die heilige Grenze, die unsre Welt von dem düstren Reiche der Geister und Dämonen scheidet, zu überschreiten. Der Herr unser Gott aber, der alles sieht, auch in die Tiefen des menschlichen Herzens, kennt die Unverfälschtheit meines Schwures. Amen.